Das Leben des

Sir Thomas Fowell Buxton

nach dem Englischen des Charles Buxton Esqr.

deutsch bearbeitet

von

Dr. Bernhard Brandis,
Arzt in Aachen.

Hamburg, 1855.
Agentur des Rauhen Hauses.

Lebensbilder

aus der

Geschichte der inneren Mission.

VIII.

Das Leben des

Sir Thomas Fowell Burton.

Hamburg, 1855.
Agentur des Rauhen Hauses.

Das Leben des

Sir Thomas Fowell Buxton

nach dem Englischen des Charles Buxton Esqr.

deutsch bearbeitet

von

Dr. Bernhard Brandis,

Arzt in Aachen.

Hamburg, 1855.

Agentur des Rauhen Hauses.

Je länger ich lebe, um so fester wird bei mir die Ueberzeugung, daß der Unterschied zwischen Männern, zwischen dem Schwachen und dem Mächtigen, zwischen dem Großen und dem Unbedeutenden in der Willenskraft, in der Entschlossenheit besteht, die niemals wankt — ein Ziel einmal in's Auge gefaßt, und dann Tod oder Sieg. Mit dieser Eigenschaft läßt sich Alles erreichen, was auf dieser Welt erreicht werden kann; aber wo sie fehlt, können weder Talente, noch glückliche Umstände und Verhältnisse ein zweibeiniges Wesen jemals zum Manne machen.

Aus einem Briefe Buxton's.

Vorrede.

Das vorliegende Buch ist die zweite Deutsche Bearbeitung der Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton Bart. edited by his son Charles Buxton Esqr. second edition London 1849. Die erste Deutsche Bearbeitung erschien im vorigen Jahre unter dem Titel: Sir Thomas Fowell Buxton Bart. Ein Bild des Englischen Lebens im Parlamente, in der Stadt und auf dem Lande, entworfen nach den Memoirs etc. von A. v. Treskow. Dieselbe hat gewiß schon Mancher in unserm Vaterlande mit Interesse gelesen, und sich gefreut, mit der Lebensgeschichte Buxton's dadurch bekannt geworden zu sein. Jedoch enthält das Buch des Trefflichen und Lehrreichen so Vieles, daß es schon darum verdient einem möglichst großen Kreise Deutscher Leser zugänglich gemacht zu werden. Weßhalb ich aber ganz besonders wünschte zu seiner Verbreitung beizutragen, war der Umstand, daß ich in Buxton's Denkungsart

und Wirken ein Bestreben ausgesprochen fand, welches sich in neuester Zeit auch unter uns Deutschen mehr und mehr geltend macht (und es ist das ohne Zweifel die erfreulichste Erscheinung unserer Tage) — das Bestreben nämlich, Religion und Leben, Gottesdienst und Werkthätigkeit nicht als zweierlei neben einander bestehen zu lassen, sondern zu bewirken, daß sich das eine in dem andern kund thue, daß das erstere von dem letzteren unmittelbar geleitet und getragen werde. Und gerade dieses neue Erwachen eines lebendigen, thatkräftigen evangelischen Christenthums ist es, welches es als wünschenswerth erscheinen läßt, daß möglichst Vielen unter uns Gelegenheit gegeben werde, aus dem Leben gegriffene Beispiele kennen zu lernen, welche den Einfluß einer tief religiösen Denkungsart auf das praktische Leben deutlich vor Augen treten lassen. Ein solches Beispiel bietet uns Buxton dar.

Nicht leicht dürfte ein Mann wieder gefunden werden, der so vollkommen nach dem Sinne des Spruches: „Bete und arbeite" gelebt hätte, wie Buxton. Alles was er dachte und that, ging aus seinem festen, christlichen Glauben hervor, derselbe begleitete ihn überall, bestimmte jede einzelne seiner Handlungen; das Wort Gottes lebte in ihm, war die Richtschnur, die in sein ganzes Wesen gewebt, ihn unwillkürlich und wie mit Nothwendigkeit leitete. Der Lauterkeit und Innigkeit seines Glaubens verdankte er die geistige Frische und Spannkraft und die fröh-

liche Zuversicht, mit der er seine großen Arbeiten unternahm, ihr den festen, männlichen Willen, das einmal Unternommene bis zur Vollendung durchzuführen; — die Sicherheit und Klarheit seines reinen, auf Gott vertrauenden Herzens gaben ihm die Kraft, jeder ihm entgegentretenden Schwierigkeit muthig zu begegnen, Anfeindungen zu verschmerzen, und bei günstigen Erfolgen den Versuchungen der Selbstüberhebung zu widerstehen. Buxton's Charakter ist meiner Ueberzeugung nach ein solcher, den sich jeder auf seine Weise zum Vorbilde nehmen kann; was er erreicht hat: nämlich wahrhaft christlich zu leben, dazu ist jeder befähigt. Die Bekanntschaft mit ihm flößt nicht blos staunende Bewunderung ein, wie es bei großen Feldherrn, Staatsmännern, hervorragenden Männern der Wissenschaft, Kunst und Industrie der Fall zu sein pflegt. Hierzu gehören Gaben und Talente, wie sie nicht allen Sterblichen beschieden sind, aber ein wahrer Christ zu sein auf Schritt und Tritt — das ist ein Ziel, was jedem offen steht in jedem Wirkungskreise. Und solche Lebensbeschreibungen, aus denen deutlich hervorgeht, von wie hoher Bedeutung ein lebendiges Christenthum auch für das praktische Leben ist, können, meine ich, gerade in jetziger Zeit nicht genug verbreitet werden.

Was meine Bearbeitung dieses Buches betrifft, so habe ich einerseits gesucht, das Englische Original

möglichst treu in unserer Sprache wiederzugeben, andererseits fand ich mich jedoch zu gewissen Veränderungen in der Form veranlaßt, welche meistens dadurch nothwendig wurden, daß ich solche Partieen theils abkürzen, theils auslassen mußte, welche für Deutsche Leser minder interessant und anziehend erschienen. Mögen die Mängel meiner Bearbeitung von den Lesern nachsichtig beurtheilt werden, und mögen trotz derselben recht viele den Charakter Burton's kennen lernen und lieb gewinnen.

Aachen, im August 1854.

Dr. Bernhard Brandis.

Capitel I.

1786—1802.

Thomas Fowell Buxton wurde am 1. April 1786 geboren. Sein Vater starb 1792 und hinterließ außer ihm dem Aeltesten noch zwei Söhne und ebenso viele Töchter. Thomas Fowell war ein kräftiges Kind und hatte schon früh etwas Bestimmtes und Selbstständiges in seinem Wesen. Jemand, der ihn in seinen ersten Jahren gekannt hatte, sagte von ihm: „Er war nie Kind; er war schon im Flügelkleide ein Mann." Erst 4½ Jahre alt wurde er nach Kingston in die Schule geschickt, mußte dieselbe jedoch kurz nach dem Tode seines Vaters wieder verlassen, da seine Gesundheit die rohe Behandlung bei einer unzureichenden Kost nicht ertragen konnte. Man gab ihn nun in die Schule eines Dr. Burney zu Greenwich. In diesem fand er einen ebenso liebevollen wie umsichtigen Lehrer. Als er einmal vom Unterlehrer wegen Plauderns in der Schule angeklagt war und zur Strafe Gebet, Epistel und Evangelium auswendig lernen sollte, wandte er sich selbst an Dr. Burney und leugnete das Vergehen mit Bestimmtheit. Obgleich der Unterlehrer auf seiner Behauptung beharrte, sagte jener: „Bisher habe ich den Knaben auf keiner Lüge ertappt und will ihm auch diesmal glauben."

In der Schule scheint er keine großen Fortschritte gemacht zu haben und die Ferien, welche zu Hause auf dem Gute Earls Colne zugebracht wurden, hatten sich seinem Gedächtnisse früher eingeprägt, als die bei Dr. Burney verlebte Zeit. Von seiner Mutter sagt Buxton: „Sie war eine Frau von sehr kräftigem Geiste, besaß viele vortreffliche Eigenschaften in hohem Maaße. Alles betrachtete sie von einem großartigen Standpunkte aus, war uneigennützig bis zum Aeußersten, und schrak vor keiner Schwierigkeit, Mühe oder Ausgabe zurück, wenn höhere Zwecke zu verfolgen waren. Sie hatte männlichen Verstand, große Willenskraft bei einem rüstigen Körper; Furcht kannte sie nicht. Mit diesen edlern Eigenschaften waren einige Unvollkommenheiten verbunden, wie sie Persönlichkeiten von so lebhaftem und entschlossenem Wesen eigen zu sein pflegen.“ Sie war Quäkerin. Da aber der Vater der anglikanischen Kirche angehörte, wurden die Söhne schon bald nach der Geburt getauft; auch wandte sie ihren Einfluß nie dazu an, um jene zu ihrer Ueberzeugung herüber zu ziehen. Sie war mehr darauf bedacht, ihnen tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Schrift einzuflößen, als ihren Eifer auf die Unterschiede zwischen religiösen Meinungen hinzuleiten. Ihr Erziehungssystem hatte gewisse hervorragende Eigenthümlichkeiten. Da war wenig Nachsicht, aber viel Freiheit. Die Knaben konnten gehen wohin sie wollten, thun was ihnen beliebte, und besonders durfte ihr ältester Sohn fast die Stelle des Hausherrn einnehmen. Auf der andern Seite wurde der Mutter, wenn sie ihre Autorität geltend machte, unbedingter Gehorsam geleistet. Ihr Zweck scheint gewesen zu sein, in den Knaben männliche Charakterfestigkeit zur

Entwickelung zu bringen; zugleich suchte sie, ihnen durch Gebot und Beispiel den Sinn für Uneigennützigkeit und Aufopferung gegen Andere einzuprägen.

Buxton's kräftiger Körper machte ihn früh fähig, die Freuden des Landlebens zu genießen und am Jagen und Fischen Theil zu nehmen. Bei diesen Vergnügungen führte der Förster Abraham Plastow die Aufsicht, dessen eigenthümliche Art und Weise nicht ohne Einfluß auf die Knaben bleiben konnte. Buxton sagt selbst von ihm: „Mein Führer, Sittenlehrer und Freund war Abraham Plastow der Förster, ein Mann, zu dem ich stets die größte Zuneigung gehabt habe und noch habe. Er war ein eigenthümlicher Mensch, konnte weder lesen noch schreiben, besaß aber in seiner Weise manche treffliche Kenntnisse. Er hatte mehr natürlichen Verstand, so was man Mutterwitz nennt, als kaum irgend Jemand, den ich seitdem kennen gelernt habe. Seine Art, Alles in ein neues und eigenthümliches Licht zu setzen, machte ihn und macht ihn noch heute zu einem höchst unterhaltenden und selbst gewandten Gesellschafter. Er war der unerschrockenste Mensch, den man sehen konnte. Ich erinnere mich meiner jugendlichen Bewunderung, mit der ich seinen Reitübungen zusah. Seine Furchtlosigkeit war ordentlich sprüchwörtlich geworden. Was ihn aber besonders schätzenswerth machte, waren seine redlichen und ehrenhaften Grundsätze. In der Abwesenheit meiner Mutter sagte oder that er nichts, was sie später hätte mißbilligen können. Er hat unsern jungen Gemüthern Gesinnungen eingeflößt, die wohl nicht reiner und edler in Seneca's oder Cicero's Schriften zu finden sind. Das war mein erster Lehrer und gewiß mein bester; denn ich glaube mehr Nutzen aus der Erinnerung

an seine Bemerkungen und Ermahnungen gezogen zu haben, als aus den gelehrten und studirten Vorträgen aller meiner andern Lehrer. Er war unser Spielgenosse und Führer, ritt, fischte und jagte mit uns bei allen Gelegenheiten."

Die Ferien wurden zuweilen bei der Großmutter entweder in London oder Bellfield, ihrem Landsitze in der Nähe von Weymouth,*) zugebracht. Die Besuche an letzterem Orte waren anziehender, und der junge Burton hat hier manche glückliche Stunden seines Knabenalters verlebt. Dieses Haus, welches bei dem Tode seiner Großmutter ihm zufiel (obgleich bis späthin von einem seiner Onkel bewohnt), hat eine herrliche Lage und gewährt eine freie Aussicht auf die Bai von Weymouth und die Insel Portland.

Im Alter von 15 Jahren, nachdem er 8 Jahre lang die Schule von Dr. Burney besucht hatte, ohne gerade in den Wissenschaften große Fortschritte gemacht zu haben, überredete er seine Mutter, bei ihr wohnen zu dürfen, und blieb dort viele Monate mit nichts Anderm als den Vergnügungungen, welche das Landleben darbot, und leichter Lectüre beschäftigt; ernste Studien waren ganz bei Seite gesetzt. Seine Verwandten suchten ihn zu verbessern, sein kindisches Wesen wurde lächerlich gemacht, und über seine rauhen Manieren hatte er manchen Vorwurf zu hören. Das ärgerte den Knaben und machte ihn mißmuthig. Ueberhaupt war dies eine entscheidende Zeit für die Entwickelung seines Charakters, aber der Keim edlerer Eigenschaften lag in ihm, und es bedurfte nur eines geistigen

---

*) Weymouth, an der Südküste von England, der Insel Portland gegenüber.

Einflusses, ihn zur Entwickelung zu bringen; und dieser Einfluß, „Dank der gütigen Vorsehung," wie er sich oft auszudrücken pflegte, war zur Hand. Schon früher hatte er mit John, dem ältesten Sohne von John Gurney, der auf Earlham Hall in der Nähe von Norwich*) wohnte, Freundschaft geschlossen. Beide Familien waren weitläufig unter einander verwandt, und der junge Buxton besuchte seinen Freund im Herbste 1801. Herr Gurney war seit einigen Jahren Wittwer, hatte 11 Kinder, 3 ältere Töchter, von denen die älteste fast allein die Sorge für die übrigen übernehmen mußte, den Sohn, dessen wir erwähnten, 4 jüngere Töchter und 3 kleine Knaben. Buxton stand damals in seinem 16ten Lebensjahre. Der lebhafte und liebevolle Geist, welcher dem ganzen Hause innewohnte, entzückte ihn, zugleich staunte er über den Eifer, womit die ganze Familie, selbst der jüngere Theil, bedacht war, sich selbst zu bilden, und Jegliches mit voller Energie betrieb, gleichviel ob Vergnügungen oder Studien. Man nahm ihn wie zur Familie gehörig auf, und dieses herzliche, offene Entgegenkommen schien so wohlthätig auf ihn zu wirken, daß alle seine verborgenen Fähigkeiten wie mit einem Schlage zum Vorschein kamen. Bald schloß er sich ihrer Lectüre, ihren Studien an, und seit diesem Besuche ging eine ernstliche Veränderung in seinem ganzen Wesen vor. Nicht nur, daß der Durst nach Kenntnissen in ihm geweckt wurde, sondern es neigte sich jetzt überhaupt sein ganzer Sinn einem arbeitsamen, geistig thätigen Leben zu. In gleicher Weise dehnte sich dieser ver-

---

*) Norwich, 126 englische Meilen nordöstlich von London, nicht sehr weit von der (Ost-) Küste.

edelnde Einfluß auf seine Manieren und Liebhabereien aus. Earlham hatte für die junge, lustige Gesellschaft Reize eigenthümlicher Art. Man saß an schönen Herbstnachmittagen unter alten Bäumen, las und zeichnete, machte Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde, und kehrte Abends mit Zeichnungen und Blumen, die man gesammelt hatte, zurück.

Herr Gurney war Quäker, erzog jedoch seine Kinder, ohne allzu strenge Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der Secte zu nehmen. Häuslichen Vergnügungen setzte er kein Hinderniß entgegen, Tanz und Musik gehörte zu den Lieblingserholungen. Die dritte Tochter, später die bekannte Mrs. Fry, hatte sich freilich inniger an die Secte angeschlossen, übte aber durch ihr Beispiel keinen Einfluß auf ihre Geschwister aus. Im December kehrte Buxton nach Earls Colne zurück, aber der Antrieb, welchen er in Earlham bekommen, ist von dauernder Wirkung auf ihn gewesen. „Ich kenne keine Wohlthat auf Erden,“ schreibt er lange Jahre nachher, „für die ich so dankbar sein mußte, als für die Verbindung mit der Familie zu Earlham. Sie hat meinem Leben eine bestimmte Richtung gegeben. Ihr Einfluß auf mich war in der entscheidenden Zeit zwischen Schule und Mannesalter von außerordentlicher Bedeutung. Jene waren eifrig bemüht, sich zu vervollkommnen, und ich wurde davon gleichsam angesteckt. Ich war entschlossen, ihre Gunst zu erwerben, und auf der Universität zu Dublin, entfernt von allen Freunden, jeglicher Beaufsichtigung, war es nur ihr Einfluß und der Wunsch, ihnen zn gefallen, die mich an die Arbeit fesselten, mir die ungewohnten Anstrengungen versüßten. Die Auszeichnungen, welche mir auf der Universität zu Theil

wurden, (an sich waren sie zwar von geringem Werthe, wurden aber dadurch werthvoll, daß sie nur durch Gewöhnung an Fleiß, Ausdauer und Nachdenken erlangt werden konnten) diese Auszeichnungen habe ich dem einzigen Umstande zu verdanken, daß ich vom innigsten Wunsche beseelt war, die gewonnenen Preise denen zu überbringen, welche mir die Fähigkeit, sie zu erwerben, verliehen hatten."

Capitel II.

1802—1807.

Da zu erwarten stand, daß Buxton dereinst ein bedeutendes Gut in Irland besitzen würde, hielt seine Mutter es für rathsam, ihn in Dublin studiren zu lassen. Er wurde deßhalb im Winter 1802 in das Haus eines Herrn Moore gegeben, welcher junge Leute für die Universität vorbereitete. Es war kurz vor der Weihnachtsfeier, als Buxton dort anlangte. Da er fand, daß ihm sämmtliche Mitschüler in den Wissenschaften voraus waren, verwandte er die Ferien zu so eifrigem Studiren, daß er nach Beendigung derselben alle überflügelt hatte. Folgender Brief an seinen Sohn bezieht sich auf diese Zeit: „Du bist jetzt auf einem Punkte angelangt, wo Du Dich nach rechts oder links wenden mußt. Du mußt jetzt Zeugniß ablegen von Deinen Grundsätzen, Entschlüssen und geistigen Fähigkeiten; sonst versinkst Du in Trägheit und verfällst den Gewohnheiten eines eitlen, unbedeutenden jungen Mannes; und bist Du einmal so tief gesunken,

wirst Du es nicht so leicht finden, Dich wieder zu erheben. Ich bin überzeugt, daß ein junger Mann sehr wohl aus sich machen kann, was er will. In meinem Falle war es so. Ich verließ die Schule, wo ich wenig oder nichts gelernt hatte, im Alter von 14 Jahren. Das nächste Jahr blieb ich zu Hause und lernte Reiten und Jagen. Als ich darnach auf die Universität ging, bemächtigten sich meiner Gedanken, wie ich sie vorhin aussprach. Ich gab alle leichte Lectüre auf, las keine Romane, keine Zeitungen mehr, und hörte auf zu jagen. Kurz, ich hielt jede Stunde für werthvoll, und mein ganzes Treiben wurde von dem festen Entschlusse geleitet, nicht hinter meinen Mitschülern zurückbleiben zu wollen. So machte ich denn rasch den Uebergang von einer Art zu leben zur andern. Vieles von meinem Glück, alle Erfolge, deren ich mich in meinem Leben erfreut habe, muß ich der Veränderung zuschreiben, welche während dieser Jahre mit mir vorgegangen ist."

Im October 1803 von einem zweiten Besuche zu Earlham nach Dublin zurückgekehrt, trat er ins Trinity College ein. Damals wurden jährlich vier Prüfungen auf der Universität zu Dublin abgehalten, und bei jeder eine Prämie in jeder Classenabtheilung ausgetheilt. Hatte einer in demselben Jahre schon eine Prämie erhalten, so wurde ihm bei der nächsten Prüfung ein Zeugniß ausgestellt, welches jener an Ehre gleichkam. Zu Ende des Cursus, der im Ganzen 14 Prüfungen einschloß, wurden denjenigen, die bei jeder einzelnen Prüfung (höchstens eine ausgenommen) die Prämie verdient hatten, eine goldene Medaille eingehändigt. Durch unermüdlichen Fleiß erreichte Buxton bei der ersten Prüfung den zweiten Platz.

Dieser Erfolg scheint seine Erwartungen bei Weitem übertroffen zu haben, und spornte ihn dermaßen zu rastlosem Arbeiten an, daß es ihm das nächste Mal gelang, den Preis zu erhalten. Das war ein um so größerer Triumph, als er seines Wissens der erste Engländer war, welchem die Prämie auf der Dubliner Universität zuerkannt wurde. Bei den übrigen Prüfungen war er ebenso glücklich, und nach Beendigung seiner Studienzeit wurde ihm die höchste Ehrenbezeugung der Universität — die goldene Medaille zu Theil. Mit nicht minder großem Erfolge trat er als Mitglied der sogenannten Gesellschaft für Geschichte auf, wo Vorträge vor einer größeren Versammlung gehalten wurden, und die seinigen sich stets eines so allgemeinen Beifalls erfreuten, daß er zuletzt zum Präsidenten der Gesellschaft erwählt wurde.

Während dieser Jahre besuchte er Earlham so oft als möglich, und wurde im März 1805 mit Hannah, Herrn Gurney's fünfter Tochter, verlobt.

All das Glück war Grund genug, warum es ihn wenig kümmerte, daß er die Hoffnung auf Besitz in Irland scheitern sehen mußte. Es waren nämlich Andere mit Ansprüchen darauf hervorgetreten, und der von Buxton's Mutter begonnene Proceß bot keine Aussichten auf Erfolg. Auch war das Familienvermögen durch unglückliche Speculationen so zusammengeschmolzen, daß seine äußern Verhältnisse viel weniger glänzend zu werden versprachen, als man gedacht hatte.

Auf einer Reise durch Schottland mit der Familie Gurney im Jahre 1806 scheint sich sein Gemüth mit größerem Ernste der Religion zugewandt zu haben. In Perth verschaffte er sich eine große Bibel und faßte den

Vorsatz, täglich darin zu lesen. „Früher," schreibt er, „las ich mehr aus Pflicht, als aus Lust, aber jetzt lese ich mit großem Interesse, und kann sagen, daß es mich glücklich macht." Und ferner: „Meine glücklichsten Stunden sind sicherlich diejenigen, wo ich in der Bibel lese; sie ist jetzt mein Lieblingsbuch geworden. Früher habe ich nie so lebhaft gefühlt, daß das einzige Mittel, glücklich zu werden, darin besteht, bei einem höhern Wesen Hülfe zu suchen."

Als er von jener Reise nach Dublin zurückkehren wollte, ward er wunderbar vor dem Untergange auf dem Meere bewahrt. „Eines Tages," erzählt er, „war zwischen meiner jetzigen Frau und mir die Rede auf die Schiffe von Parkgate*) gekommen, und ich hatte ihr das Versprechen geben müssen, nie über Parkgate zu reisen. Ich hatte große Ungeduld, nach Dublin zu kommen, um mich auf die Prüfung vorzubereiten. In Chester forderte mich der Capitän des Packetbootes von Parkgate auf, mit ihm zu reisen. Der Wind war günstig und das Schiff sollte in wenigen Stunden segeln; der Capitän versprach, früh am nächsten Morgen in Dublin zu sein, während es zweifelhaft war, ob ich einen Platz im Postwagen nach Holyhead**) bekommen würde; und wenn auch, so kostete mir die Reise durch Wales mindestens den nächsten ganzen Tag. Mein Versprechen verdroß mich sehr, aber lossagen davon konnte ich mich nicht. Ich trank Thee und spielte

*) Parkgate, am Ausflusse des Flusses Dee gelegen, nicht weit von Chester.

**) Holyhead ist als gewöhnlicher Ort der Einschiffung nach Dublin bekannt genug.

Karten mit einer größeren Gesellschaft. Gegen 8 oder 9 Uhr gingen alle an Bord des Schiffes, zusammen 119 Personen, von denen 118 noch vor Mitternacht ertranken."

Nach Beendigung seiner Universitätsjahre trat ein Ereigniß ein, welches leicht dem ganzen Lebenslaufe Buxton's eine andere Richtung hätte geben können. Ihm wurde nämlich der Vorschlag gemacht, sich als Candidat zur Vertretung der Universität beim Parlamente zu melden, und man versprach ihm eine ehrenvolle Aufnahme. Kein größerer Beweis von Hochachtung konnte ihm werden, ihm, dem weder Besitz noch Verbindungen in Irland zur Seite standen, und der diese Auszeichnung von Seiten der Universität lediglich seiner Persönlichkeit, seinen wissenschaftlichen Leistungen zu danken hatte. Ein solcher Antrag war nicht so leicht zurückzuweisen, aber Buxton wog das Vergnügen, die Auszeichnung, den Einfluß, welches Alles ihm durch eine auf so unerwartete Weise eröffnete politische Laufbahn hätte zu Theil werden können, gegen die Pflichten ab, die ihm seine bevorstehende Heirath auferlegen würde. Die letzteren siegten und der Antrag wurde abgelehnt. Er erreichte England zu Ende April, und im folgenden Monat fand seine Heirath Statt.

Capitel III.

1807—1812.

Die ersten Monate seiner Ehe verlebte Buxton in einem kleinen Landhause nahe bei seiner Großmutter Landsitz Bellfield, und in der Nachbarschaft seiner Mutter, die zum

zweiten Male verheirathet, aus der Grafschaft Essex nach Weymouth gezogen war.

Da Buxton's Hoffnungen, ein eigenes Vermögen zu besitzen, vereitelt worden waren, blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als sich selbst eine Stellung zu gründen. Nach reiflicher Ueberlegung ließ er den Gedanken fahren, sich der juristischen Laufbahn zu widmen und fing an, sich bei verschiedenen Geschäften zu betheiligen, in der Absicht, ein eigenes Geschäft zu gründen. Anfangs wollte das nicht glücken, und die augenblickliche Unthätigkeit, die Gedanken an eine ungewisse Zukunft machten ihm große Sorge. Nach Verlauf eines Jahres jedoch, kurz nach der Geburt seines ersten Kindes, bot ihm einer seiner Onkel eine Anstellung in Truman's Brauerei*) in Spitalfields an, und zwar mit der Aussicht, Theilnehmer zu werden, wenn er drei Jahre lang ausgehalten haben würde. Freudig ging Buxton den Vorschlag ein und trat seine neue Thätigkeit mit großem Eifer an. Obgleich er nun während dieser Probezeit in der Brauerei genug zu thun hatte, um sich mit seinem neuen Berufe ganz vertraut zu machen, fand er doch immer noch hinreichende Zeit, sich mit englischer Literatur, hauptsächlich aber mit Staats-

---

*) Wenn man die immense Ausdehnung einer Londoner Brauerei bedenkt, so wird man leicht einsehen, daß dieses Anerbieten für einen hochgebildeten Mann wie Buxton nicht nur ein durchaus ehrenvolles war, sondern daß auch die später erfolgende Theilnahme an dem Geschäfte eine sehr günstige Gestaltung seiner äußern Verhältnisse zur Folge haben mußte. Spitalfields liegt in der City, demjenigen Theile London's, wo Handel und Gewerbe ihren Hauptsitz haben.

ökonomie zu beschäftigen. Auch nährte er, wie er später selbst gestand, damals schon den Gedanken, dereinst Parlamentsmitglied zu werden, und war beständig darauf bedacht, sich in der Kunst der öffentlichen Rede zu üben, wozu ihm in einer Gesellschaft für Vorträge Gelegenheit gegeben wurde.

Von Kind auf hatte ihm die Mutter die Pflicht, Wohlthätigkeit auszuüben, eingeprägt und den Gedanken in ihm zu wecken gesucht, irgend eine große Sache zu unternehmen, die dem Glücke der Menschheit förderlich werden könnte. Zu Anfang seines Aufenthaltes in London suchte er sogleich jede Gelegenheit auf, nützlich zu werden, und eine der Aufgaben, denen er sich später widmete, beschäftigte schon damals seine Gedanken.

Im December 1808 schreibt er an seine Frau: „Für den Wunsch, in der Stadt zu bleiben, habe ich den Grund, daß ich Mitglied einer kleinen Gesellschaft zu werden gedenke, welche sich jetzt bildet, um das Publikum auf die schlimmen Wirkungen und auf die Nutzlosigkeit der Todesstrafe aufmerksam zu machen."

Obgleich Buxton der anglicanischen Kirche angehörte, fühlte er sich doch in hohem Maaße zu den Quäkern und ihrem stillen Gottesdienste hingezogen. Er verbrachte oft den Sonntag im Hause der Mrs. Fry, und wohnte von seiner Heirath an bis zum Jahre 1811, selbst wenn er zu Hause war, gewöhnlich einem Gottesdienste der Quäker bei.

Es ist erwähnt worden, daß Buxton der älteste von drei Söhnen war. Edward North, der dritte Bruder, war ein eigensinniger Bursche gewesen. Man hatte ihn auf einem Ostindienfahrer zur See geschickt; aber nach

seiner ersten Reise verließ er das Schiff und trat in königliche Dienste. Von der Zeit an hatte seine Familie keine Nachricht von ihm erhalten, und man gab sich nach und nach der schmerzlichen Ueberzeugung hin, daß er gestorben sein müsse. Endlich erhielt Buxton nach 5 Jahren den Brief eines Schiffsgefährten seines Bruders, welcher meldete, daß letzterer in einem hoffnungslosen Zustande in Gosport*) angelangt sei und sehnlichst wünsche, seine Verwandten zu sehen. Er war von der Ruhr befallen worden, während sein Schiff bei Bombay vor Anker lag, und sehnte sich im Gefühle, daß seine Tage gezählt seien, darnach, seine Heimath noch einmal zu sehen. Er eilte nach England und wurde bei seiner Ankunft in Gosport nach dem Hospitale gebracht. Er hatte zwar von hier aus an seine Mutter geschrieben; da diese aber nicht mehr in Earls Colne wohnte, wohin der Brief addressirt gewesen war, hatte sie denselben nicht erhalten; und der unglückliche junge Mann — er war erst 19 Jahre alt — dem, schwach und elend wie er war, schwer auf die Seele fiel, daß er den Seinigen lange keine Nachricht von sich gegeben hatte, glaubte, man wolle ihn nicht mehr anerkennen. Ein zweiter Brief endlich erreichte Buxton und bewog ihn, sofort mit seinem Bruder Charles nach Gosport aufzubrechen. Dort angelangt, vermochten sie erst nach langem Suchen den durch langes Leiden entstellten Bruder zwischen den übrigen Kranken, welche in demselben Saale lagen, ausfindig zu machen. „Es ist eine Freude," lautet Buxton's einige Tage später geschriebener Brief,

---

*) Gosport, an der Südküste England's, nicht weit von Portsmouth.

„mit Edward zusammen zu sein; er ist so glücklich, seine Geschwister um sich zu sehen. Ich hielt ihn diesen Morgen für stark genug, den Theil eines Capitels aus dem Evangelium Lucä und den 20sten Psalm anzuhören. Als Charles darauf weggegangen war, äußerte ich über einige der gelesenen Schriftstellen, daß sie wohl ganz besonders auf seinen Zustand paßten; er sagte, das fühle er auch, und daß es ihn sehr unglücklich gemacht habe, an Bord eines Schiffes zu sein, wo man die Religion so vernachlässigt; er habe sich eine Bibel angeschafft, aus der ihm einer seiner Freunde von Zeit zu Zeit vorgelesen hätte, jedoch nicht so oft, als er gewünscht. Er habe gehofft und gebetet, England zu erreichen, mehr um seine Sünden zu bekennen, als einer andern Ursache wegen; und da es geschienen, als sei alles Hoffen vergeblich, habe er den Brief an mich dictirt, der sich jetzt in meinem Schreibkasten befindet. Als ich ihm sagte, über seine Krankheit könne ich kaum traurig sein, da sie ihn in diese Gemüthsstimmung versetzt habe, sagte er, daß er sie als eine Gnade ansehe, aber Niemand wisse, was er gelitten habe. Ich gab ihm darauf einen kurzen Abriß von dem Inhalte des neuen Testamentes und suchte zu zeigen, daß Christus gekommen sei, um die Sünder zur Buße zu führen. Er fühlte sich getröstet, wiederholte aber, daß er ein großer Sünder gewesen. Ich sprach ihm darauf die Hoffnung aus, daß er nicht unterlassen werde, um Beistand zu beten und fügte hinzu, daß Charles und ich in der vergangenen Nacht zusammen für ihn gebetet hätten. Davon schien er so angegriffen zu sein, daß ich es nicht für recht hielt, die Unterhaltung weiter zu verfolgen. Ist das nicht ein herrlicher Beweis dafür, daß alle unsere

Traurigkeit in Freude verwandelt werden soll? Seine Krankheit muß ich als eine große Gnade betrachten. Es ist rührend und entzückend zugleich, ihn so demüthig und dankbar gegen uns Alle zu sehen, und ich kann nicht umhin, ihn für mehr geistig als körperlich verändert zu halten."

In dem oben erwähnten Briefe Edward's hieß es: „Lieber Bruder! Dieser ist der letzte Brief, den Du von mir erhältst: denn ich liege auf meinem Sterbebette. Ich bitte Dich, meine theuerste Mutter, meinen theuersten Bruder und meine Schwester, so viel an Dir ist, zu trösten. Ich bin lange Zeit krank und elend gewesen, und es wird mir eine Wohlthat sein, aus dieser Welt genommen zu werden. Ich war auf meiner Reise nach Europa, da nur ein kaltes Klima mich hätte heilen können; aber Gott, dessen Wille geschehe, hat gefügt, daß ich England nicht mehr sehen soll, obgleich ich unendlich glücklicher gestorben wäre, hätte ich meine theuerste Mutter, Anna und Dich noch sehen können, um Vergebung zu erhalten für Alles, was ich Euch Uebles angethan; doch ich fühle, daß Ihr mir vergebt, und wenn ich auch ein großer Sünder gewesen bin, zumal für die kurzen Jahre meines Lebens, sterbe ich doch in der Hoffnung, selig zu werden durch Jesum Christum, an den ich zu glauben gelernt habe und dem ich jetzt wünsche mehr gefolgt zu sein. Laßt die Nachricht von meinem Tode keinen von Euch niederschlagen, wir wissen ja, daß ihm Niemand entgeht; und Du, der Aelteste der Familie und ihre Stütze, tröste die Uebrigen so gut Du kannst; und vergiß nicht, Deine liebe Frau von mir zu grüßen. Ich habe oft daran gedacht, wie gütig sie in Norwich vor Eurer Heirath gegen

mich war. Vergiß nicht Abraham Plastow und Betty; sage ihnen, daß ich ihrer bis zuletzt gedacht."

Er lebte noch 14 Tage und sah seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, von seiner Mutter gepflegt zu werden und die ganze Familie noch einmal um sich zu haben. Er starb den 25. August 1811. In den letzten an seine Mutter gerichteten Worten sagt er, daß er auf den Tod vorbereitet sei, und hoffe, Gott werde ihn bald zu sich nehmen. Bei der Beschreibung dieser feierlichen Zusammenkunft am Sterbebette ihres Bruders drückt sich Buxton's Schwester so aus: „Fowell, das Haupt unserer Familie, ist eine starke Stütze, und wo wir des Trostes am meisten bedurften, fanden wir ihn stets bei ihm. Die Macht seines Einflusses fühlten wir tief; er war bei Weitem die hervorragendste Erscheinung in dem verflossenen denkwürdigen Monate."

1811 bekam Buxton Antheil an der Brauerei und war in den folgenden 7 Jahren fast ausschließlich im Geschäfte thätig. Bald nach seinem Eintritte ward ihm die schwierige Aufgabe, das ganze Verwaltungssystem umzuändern. Das dauerte 2 oder 3 Jahre lang, in denen er Tag und Nacht daran arbeitete und seine Pläne Schritt für Schritt mit großem Eifer verfolgte. Der Erfolg, dessen sich diese Anstrengungen erfreuten, bahnten Buxton in so fern den Weg zum öffentlichen Leben, als es nach und nach weniger nöthig wurde, der Verwaltung selbst vorzustehen, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch an der Oberaufsicht über die Brauerei Theil zu nehmen fortfuhr.

Capitel IV.

1812—1816.

Bei Gelegenheit eines Aufenthaltes zu Earlham, welches Buxton in jedem Herbste zu besuchen pflegte, um sich in Gesellschaft seines Schwagers Samuel Hoare an der Jagd zu erholen, sprach er zum ersten Male in einer öffentlichen Versammlung. Joseph John Gurney, auf dessen Wunsch dies geschah, äußert sich darüber: „Viele werden sich noch der Rede erinnern, welche Buxton bei einer der frühesten Versammlungen der Bibel-Zweig-Gesellschaft von Norfolk und Norwich hielt; sie zeichnete sich ebenso durch Tiefe und Klarheit des Inhaltes aus, als sie von echt christlicher Gesinnung des Redenden zeugte, und ihre Wirkung war außerordentlich. Buxton's imposante Figur,*) der wohlwollende und dabei geistvolle Ausdruck seiner Züge, seine volltönende Stimme, verbunden mit männlicher und ansprechender Beredtsamkeit, electrisirten die Gesellschaft, und Viele freuten sich, daß diese große und gerechte Sache einen so ausgezeichneten Fürsprecher erhalten habe."

Obgleich die Religion schon damals in Buxton's innerm Leben eine Hauptrolle spielte, waren ihm doch manche Wahrheiten des Christenthums noch nicht hinlänglich klar geworden. Auf Anrathen mehrerer Freunde hörte er im Jahre 1811 den Prediger Josias Pratt, und dieser

*) Er maß 6 Fuß 4 Zoll, war aber von so kräftiger Statur, daß diese ungewöhnliche Größe durchaus nicht unproportionirt erschien.

Kirchenbesuch war es, wo ihm nach seinem eigenen Geständnisse manche Theile der christlichen Lehre verständlicher geworden sind. 30 Jahre später schreibt er an Pratt: „Alles, was ich in meinem Leben für Afrika gethan habe, verdanke ich Ihrem Einflusse; in Ihrer Kirche wurde der Keim, dem es entsprossen, in mein Herz gepflanzt.“ Ueberhaupt begann seit dieser Zeit jener religiöse Aufschwung seines Gemüthes immer deutlicher hervorzutreten, welcher seinem ganzen spätern Leben eine so entschiedene Färbung verliehen hat.

Zu Anfang des Jahres 1813 brachte ihn eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes. Es ist das für ihn ein bedeutsames Ereigniß gewesen, und er schreibt nach seiner Genesung: „Als ich mich zuerst unwohl fühlte, betete ich, ich möchte von einer schweren Krankheit befallen werden, damit ich durch eine solche Prüfung Gott näher gebracht würde. Allmählig verschlimmerte sich mein Zustand, und als die Krankheit eine solche Höhe erreicht hatte, daß die Meinigen ängstlich um mich besorgt wurden, habe ich fast eine Stunde lang im heißen Gebete gelegen. Ich hatte mehrere Jahre hindurch Zweifel gehabt, die, wie ich fast glauben möchte, mehr aus Furcht vor Zweifeln entstanden waren, als aus irgend einer andern Ursache. Ich betete, diese Verworrenheit möge von mir genommen werden, und fand, als ich mich am nächsten Tage befragte, daß an die Stelle der Zweifel eine Gewißheit, eine Ueberzeugung getreten war, wie ich früher nichts Aehnliches gekannt hatte. Meine Freude war unbeschreiblich. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ — das war es, was mich so ganz erfüllte, und dieses Vertrauen auf den Erlöser ließ mich dem

Tode gleichmüthig entgegensehen. In meinem vergangenen Leben fand ich nichts, was mich hätte trösten können, durch mich selbst hatte ich ja nur Verdammniß verdient, aber ich fühlte, daß meine Sünden vergeben seien durch das Blut unsers Heilandes. Auf Ihn traute ich." Als Samuel Hoare ins Zimmer trat, rief Buxton aus: „Sam, ich wünschte, Du wärest so krank wie ich," und sagte später als Erklärung dieser Worte, das Gefühl von der ihm in der Krankheit verliehenen Gnade sei so erhebend gewesen, daß er gewünscht habe, sein Freund möge ihrer in gleicher Weise theilhaftig werden.

Nach seiner Genesung widmete er sich mit erneuertem Eifer den verschiedensten Wohlthätigkeits-Vereinen und besonders der Bibel-Gesellschaft. Diese Beschäftigungen füllten seine Frühstunden aus, und so lange er in der Brauerei wohnte, ereignete sich außerdem nichts, was seinem Leben eine Aenderung hätte geben können.

Im Sommer 1815 bezog er ein Haus zu Hampstead,*) wo seine Kinder — jetzt 4 an der Zahl — die frische Landluft genießen sollten.

Capitel V.

1816, 1817.

Ein Ereigniß, welches sich im Juli des folgenden Jahres zutrug, erzählt Buxton in einem Briefe an seine

*) Eine der Vorstädte London's.

Frau: „Da Du doch einmal,“ schreibt er, „die Geschichte von unserm Hunde Prinz hören mußt, kannst Du sie ebenso gut von mir erfahren. Als ich Donnerstag Morgen bei S. Hoare zu Pferde stieg, wurde mir gesagt, daß es mit Prinz nicht ganz richtig sein müsse: er habe die Katze erwürgt, den neuen Hund schwer verletzt und hätte nach ihm und Elisabeth gebissen. Ich befahl, den Hund festzubinden und zu beaufsichtigen, und ritt nach der Stadt. Wie ich nach Hampstead komme, sehe ich Prinz mit Staub bedeckt fürchterlich rennen und nach Allem beißen, was ihm in den Weg kommt. Er biß wenigstens ein Dutzend Hunde, zwei Knaben und einen Mann. Begreiflich setzte mich das in großen Schrecken: denn ich mußte ihn für toll halten. Meine Versuche, ihn aufzuhalten, zu tödten oder in irgend ein Hintergebäude zu bringen, waren vergeblich. Als er endlich auf einen Knaben lossprang und ihn an der Brust faßte, war ich glücklicherweise nahe genug, um ihn mit Peitschenhieben wegjagen zu können. Dann setzte er seinen Lauf nach London zu fort; ich ritt neben ihm her und wartete auf eine passende Gelegenheit, um ihn abzufangen, während mein beständiges Zurufen unbeachtet blieb. Du kannst denken, wie aufgeregt ich war, wenn ich alles Unheil bedachte, was er noch anrichten konnte, da ich ihn schon in den wenigen Minuten so viel hatte ausüben sehen. Ich erschrak vor dem Gedanken, daß er in die Straßen von London hätte hinein laufen können, und wenn je, so war ich gewiß jetzt berechtigt, mein Leben zu wagen, und beschloß, den Hund zu fangen. Glücklicherweise lief er gegen ein Thor; ich sprang vom Pferde, warf mich auf ihn und ergriff ihn am Halse; er wehrte sich so verzweifelt, daß ich ihn

kaum halten konnte; zuletzt hielt ich ihn hoch in die Luft, wo er besser zu regieren war, und zog die Schelle. Da ich fürchtete, der Geifer, den er in seiner Wuth, mich zu beißen, beständig nach mir ausspie, möchte irgend eine wunde Stelle meines Körpers berühren, hielt ich ihn mit einer Hand, schob die andere in die Tasche, und zog den Handschuh an, wechselte darauf die Hände und zog auch den zweiten Handschuh an. Endlich öffnete der Gärtner das Thor. Auf seine Frage nach meinem Begehr antwortete ich: hier bringe ich einen tollen Hund; befahl ihm, eine starke Kette zu bringen, und schritt, den Hund am Halse haltend, in den Hof hinein. Ich wollte ihn nämlich nicht tödten: denn wenn es sich herausstellte, daß der Hund nicht toll war, so hätte das zur großen Beruhigung der Gebissenen dienen können. Der Gärtner, welcher sich entsetzlich fürchtete, mußte das Halsband dem Hunde anlegen und das andere Ende der Kette an einen Baum befestigen. Darauf ging ich so weit die Kette reichte und schleuderte den Hund mit all meiner Kraft, die übrigens beinahe erschöpft war, von mir und sprang zurück. Das Thier that einen verzweifelten Sprung nach mir, und stieß, als es sich befestigt sah, das fürchterlichste Geheul aus, was ich je gehört habe. Den ganzen Tag sprang er hin und her mit Schaum bedeckt, der aus seinem Maule floß. Das ihm vorgeworfene Fleisch ergriff er mit Wuth, um es gleich wieder fallen zu lassen. Als ich den nächsten Tag nach ihm sah, schien mir die Kette abgenutzt zu sein; deßhalb faßte ich ihn zwischen die beiden Zacken einer Heugabel, hielt ihn so zu Boden und befestigte eine viel stärkere Kette um seinen Hals; nachdem ich ihn wieder losgelassen hatte, that er einen Sprung

nach mir — und die alte Kette zerriß! er verendete 48 Stunden nachdem er toll geworden war.“

Der Winter 1816 erschien früh und mit großer Strenge, der Seidenhandel stockte fast gänzlich und die Weber in Spitalfields sahen sich bald dem größten Elende preisgegeben. Dabei wurde dieser Stadttheil von den Aermsten aus der Londoner Arbeitsklasse, die sonst nirgendswo Unterkommen finden konnten, von Tage zu Tage mehr überfüllt. Eine Suppenanstalt bestand zwar schon, ihre Mittel reichten aber lange nicht aus. Dies war eine Gelegenheit für Buxton, um helfend aufzutreten. Er besuchte die Unglücklichen in ihren Hütten und stattete einer für diesen besondern Zweck berufenen Versammlung Bericht ab über das, was er gesehen hatte. Es gelang ihm hier, eine so ergreifende Schilderung von all dem Elende zu machen, wie er es durch eigenen Augenschein kennen gelernt hatte, daß nicht nur alle Zeitungen der nächsten Tage seines Lobes voll waren, sondern auch auf der Stelle die Summe von 43,369 L. St. gezeichnet wurde, welcher der Kronprinz am folgenden Tage noch 5000 L. St. hinzufügte.

Nachdem Buxton auf diese Weise mit der Sorge für die Armen seiner Nachbarschaft gleichsam seine öffentliche Laufbahn begonnen hatte, öffnete sich bald ein weiteres Feld für seine Wohlthätigkeit. Als er nämlich eines Tages mit Samuel Hoare am Newgate-Gefängnisse vorüberging, kam das Gespräch auf die Wirksamkeit der Mrs. Fry für das Wohl der Gefangenen, und hierdurch wurde der Gedanke in ihnen angeregt, sich in gleicher Weise zu bethätigen. Sie traten bald mit mehreren Andern in Verbindung, welche ebenfalls von dem Wunsche beseelt waren,

den damals jammervollen Zustand der englischen Gefängnisse zu verbessern. Die Bestrebungen der Mrs. Fry und ihrer Freundinnen hatten den Weg vorgezeichnet, der Gegenstand hatte schon die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und 1616 wurde die Gesellschaft für Gefängniß-Reform gegründet. In der Liste des Comités steht Buxton's Name zwischen denen von Dr. Lushington und Lord Suffield, welche beide später in der Sclavenfrage so nahe mit ihm verbunden wurden.

Da Buxton schon seit einiger Zeit bei sich den Gedanken genährt hatte, Mitglied des Parlamentes zu werden, wohnte er im Februar 1817 den Wahlen zu Weymouth bei, nicht sowohl um schon diesmal als Candidat aufzutreten, als um bei der nächsten Gelegenheit mit desto größerer Sicherheit auf Erfolg rechnen zu dürfen.

In dasselbe Jahr fällt der Tod seines Bruders Charles — ein Verlust, dessen er noch nach 20 Jahren schmerzlich gedenkt, wenn er schreibt: „Das Verhältniß zwischen Mann und Frau ausgenommen, kenne ich kein innigeres, als dasjenige, welches zwischen Charles und mir bestand. Ich glaube, er war der liebenswürdigste Mann, den ich je gekannt habe. Eine eigenthümliche Art Humor lag in seinem Wesen: eigentlich kein Witz, der lautes Lachen hervorgerufen hätte; auch ist Naivität nicht der richtige Ausdruck, obgleich der wohl am bezeichnendsten sein möchte — ein freier Scherz, der zu jeder Stunde bereit, jedem Vorfalle angepaßt, eine anmuthige Heiterkeit hervorbrachte. Er starb zu Weymouth 1817; — und Du weißt, mein Gott, Du allein, wie heiß ich ihn geliebt, wie lange und innig ich ihn beweint habe.“

Seines Bruders Wittwe und Kinder nahm er sich mit der liebevollsten Fürsorge an, miethete ein Haus für sie in der Nähe des seinigen zu Hampstead, wo auch sein Schwager Samuel Hoare wohnte, so daß sich jetzt die drei Familien zu dem innigsten Zusammenleben verbunden sahen.

Im Winter wurde eine Reise nach Frankreich und Belgien unternommen; Gründung eines Filials der Bibel-Gesellschaft zu Paris und Besuch der Gefängnisse zu Gent und Antwerpen waren die Hauptzwecke. Mit besonderer Auszeichnung finden wir in seinem Tagebuche der maison de force zu Gent und ihrer vortrefflichen Einrichtung Erwähnung gethan. Auch verfehlte er nach seiner Rückkehr nicht, der Gesellschaft für Gefängniß-Reform betreffende Mittheilungen zu machen, welche zur Folge hatten, daß Buxton von Seiten des Comités aufgefordert wurde, seine hierüber gesammelten Erfahrungen zu veröffentlichen. Um dieser Aufgabe genügend nachzukommen, verband er sich mit Samuel Hoare und andern Gleichgesinnten, um auch die Londoner Gefängnisse zu besuchen und ihre Einrichtungen genauer kennen zu lernen.

Im Februar des folgenden Jahres veröffentlichte er seine Schrift unter dem Titel: „Untersuchung, ob die Verbrechen durch unsere Strafanstalten vermehrt oder vermindert werden.“ Das Werk machte ein solches Aufsehen, daß schon im ersten Jahre sechs Auflagen davon vergriffen wurden; und die ganze Sache erhielt einen neuen kräftigen Aufschwung. „Möge es Gott gefallen,“ schreibt Wilberforce,*) Ihnen fort und fort so

---

*) Der auch bei uns mit Recht sehr bekannte Wilberforce. Wir werden ihm später noch oft begegnen.

edeln Eifer zu verleihen und auf Gegenstände hinzulenken, die dessen würdig sind. Hoffentlich werden Sie bald Parlamentsmitglied, damit Sie auch persönlich für der Verlassenen und Unterdrückten Recht und Wohlfahrt streiten können, wie Sie es mit der Feder gethan haben. Ich zähle auf Sie als einen Genossen dieses gesegneten Bündnisses."

Capitel VI.

1818, 1819.

Als im Frühjahre 1818 das Parlament aufgelöst wurde, stellte sich Buxton als Candidat für Weymouth. Während der Bewerbung schreibt er am 4. Juni: „Ich glaube, wir werden einen heißen Kampf zu bestehen haben, und das Resultat ist zweifelhaft; aber ich bin guter Dinge und ohne alle Aengstlichkeit. Wenn es recht ist, daß ich siege, zweifele ich nicht, daß es geschehen wird, und ist es nicht recht, dann hoffe ich, daß es nicht geschehe. Ich würde ohne allen Verdruß in das Privatleben und zu den Freuden im Kreise meiner theuren Familie zurückkehren, und, wie ich denke, mit kleinen Dingen ebenso zufrieden wie mit großen."

Die Wahlen boten damals Auftritte dar, welche von den heut zu Tage dabei vorkommenden sehr verschieden waren, und die Wähler waren häufig nur zu sehr geneigt, die Entscheidung in offenem Kampfe auszumachen. Dies war in Weymouth so sehr der Fall, daß Buxton sich genöthigt sah, seine Freunde zur Mäßigung gegen

ihre Gegner zu ermahnen. „Besiegt sie," sagt er, „durch Tüchtigkeit, durch eine reine, edle Gesinnung, übertrefft sie an Abscheu vor Bestechlichkeit, an Ausübung vollkommener Rechtschaffenheit; aber schlagt nicht mit Fäusten drein."

Am 29. Juni schreibt er seiner Frau: „Die Wahl ist geschehen, und ich gehe jetzt in die Halle, um meinen Wählern zu danken. So bin ich denn wirklich Parlamentsmitglied; nun — ich bin froh, nicht selbst die Entscheidung in der Hand gehabt zu haben. Mein einziges Gefühl bestand in dem festen Vertrauen: es wird geschehen, wenn es recht, und verhindert werden, wenn es unrecht ist. Ich wünschte, Du wärest hier, um mich als Abgeordneter proclamirt zu sehen. Die Stadt ist in Bewegung, das Jagdhorn wird geblasen, und Hunderte sind auf der Esplanade versammelt. Jeder trägt blaue Bänder; ich hoffe, die Kinder zu Hampstead auch."

Jos. John Gurney*) schreibt ihm bei dieser bedeutungsvollen Gelegenheit: „Lieber Bruder! Mein Glückwunsch kommt spät, woran Mangel an Zeit, nicht an Interesse schuld ist: denn ein größeres habe ich selten gefühlt, als für Deine parlamentarische Zukunft. Viele Jahre sind verflossen, seitdem ich Dir die Ansicht aussprach, daß das Parlament ein sehr passendes und wünschenswerthes Feld für Deine Thätigkeit sein würde. Meine Wünsche sind jetzt erfüllt, und ich freue mich schon im Voraus auf Deine ersprießliche Wirksamkeit. Du hast, ohne daß ich Dir schmeicheln möchte, manche

*) Sein Freund und Schwager — der bekannteste unter den religiösen Schriftstellern aus der Secte der Quäker.

Eigenschaften, die Dich für diese Thätigkeit ganz besonders geeignet machen. Auch fürchte ich in einer politischen Laufbahn nicht für Deine eigene Seele. Das ist freilich unbezweifelt wahr, daß Du jetzt mit um so größerer Treue über Dich selbst zu wachen haben wirst, aber Dein Urtheil ist zu gesund, Dein Herz zu unverfälscht und wahr, als daß Du Dich je des Selbstrühmens schuldig machen könntest. Laß Deine fünf Pfunde zehn werden, und die zehn zwanzig, und gieb sie nachher Ihm zurück, von dem sie kamen — unverletzt und mit reinen Händen. Was Deine politische Laufbahn betrifft, habe ich nur zwei Dinge auf dem Herzen. Ich glaube nämlich, daß eine große Sache, auf sichere, gesunde, religiöse Grundlage gestützt, und mit unermüdlicher nie ermattender Thatkraft verfolgt, für den Mann von Talenten, der der Welt nützen will, ein viel besser Ding ist, als eine Menge von Aufgaben, deren Lösung man ohne Genauigkeit, ohne Ausdauer, ohne Energie unternimmt. Begreiflich wirst Du von Jedermann als der Verfechter der Gefängnißfrage angesehen werden. Dieser Sache bist Du verschrieben. Sie ist aber an und für sich nicht genug für Dich. Ich bin überzeugt, Du kannst Dein Hauptaugenmerk auf nichts richten, was all Deiner Fähigkeiten würdiger wäre, als auf die Verbesserung des Strafgesetzbuches. Das ist eine wahrhaft große Aufgabe. Ich muß noch eine Bemerkung hinzufügen, selbst wenn ich vorwitzig erscheinen sollte. Laß Dich unabhängig,*) wie Du von allen Parteien

*) Jeder kennt die beiden politischen Parteien England's — die Whigs oder liberalen, die Torys oder die conservativen. Burton wünschte frei und unabhängig von beiden Parteien im Parlamente stimmen zu können.

dastehst, nicht von einem gewissen gesunden Whigthume abhalten. Meine Meinung ist nämlich in Kurzem die, daß etwas Großes in der Welt vorgeht, daß der menschliche Geist unter dem Schutze religiöser Grundsätze einen Schritt vorwärts thut, um manche Fesseln abzuschütteln, manche Vorurtheile zu verbannen; daß zwar die menschliche Gesellschaft jetzt noch in tiefer Verderbtheit versunken ist, aber, wenn das Werk fortschreitet, Geschlecht auf Geschlecht, immer erleuchteter, tugendhafter, glücklicher werden, und daß endlich die freie Wahrheit jedes Hinderniß überwinden wird. Ich halte diesen Fortschritt des menschlichen Geistes so lange für vollkommen sicher, als er seinen Ursprung in den unveränderlichen, vernunftgemäßen Grundsätzen der christlichen Religion findet. Gewiß ist, daß diese Grundsätze diejenigen, in denen sie lebendig sind, stets vor schändlicher Neuerungssucht, vor willkührlicher Umwälzung bewahren werden. Aber laß uns dem Fortschritte wahrer Erleuchtung, sei sie moralisch, politisch oder religiös, keinen Einhalt thun, und laß uns besonders darauf bedacht sein, den Geist des Torythums zu vermeiden: ich meine den Geist, der die schlimmsten Dinge trägt mit endloser Gleichgültigkeit, weil sie alt sind; und für den Vernunft, ja Humanität sogar nichts ist, hingegen die Autorität von Menschen (obgleich diese nicht weniger unfehlbar, als wir selbst sind) Alles."

Interessant ist es zu sehen, mit welchen Gefühlen Buxton den Kampfplatz betritt, auf dem er von nun an 20 Jahre lang für das Wohl der Unterdrückten streiten sollte. „Jetzt, wo ich Parlamentsmitglied bin," schreibt er, „sind meine Gedanken mit Ernst darauf gerichtet, wie ich meine neuen Pflichten rechtschaffen, strebsam, gewissen=

haft erfüllen soll. Ich bete um Beistand durch Gottes heiligen Geist, daß ich frei von Sucht nach Gewinn und Volksgunst, daß ich, um alles Andere unbekümmert, nur meinem Glauben treu, dem Vaterlande und der Menschheit insonderheit da nützen zu können befähigt sein möge, wo die Drangsale am größten sind. Ich fühle die Verantwortlichkeit meiner Stellung und bin mir ihrer zahlreichen Versuchungen bewußt. Auf der andern Seite sehe ich, in welchem Maaße ein Mensch Gutes thun kann. Möge mich Gott bewahren vor den Gefahren, die mich umgeben. Hüte mich vor der Macht eigennütziger Beweggründe, vor Selbstsucht und Leidenschaft, vor Vorurtheil und Ehrgeiz, mache mein Herz empfänglich für die Bedrängnisse der Unglücklichen, für das Elend der Bestraften und der Unwissenden, daß ich nie mein Antlitz abwende von einem armen Mann, und erleuchte mein Verständniß, auf daß ich ein tapferer und würdiger Kämpe werde für die, welche eines Freundes bedürfen."

Gefängnißwesen und Strafgesetze waren die ersten Gegenstände, denen er seine parlamentarische Thätigkeit widmete. Im Jahre 1819 fand er Gelegenheit, in einer längern Rede die Verwirrung, welche in dem damals geltenden Criminalgesetzbuche herrschte, dem Hause offen darzulegen. Es gelang ihm, zu zeigen, nicht nur daß dieses Strafgesetzbuch eigentlich gar kein Theil des alten gemeinen Gesetzbuches sei und ihm erst später beigefügt, sondern auch daß in demselben alle möglichen Arten von Vergehen und Verbrechen ohne Sinn und Verstand durcheinandergeworfen wären, — um mit dem Tode bestraft zu werden.

Man konnte Buxton's Reden eigentlich nicht glänzend nennen; ihr Zweck war Nützlichkeit, ihr Schmuck Klarheit, und was ihnen hauptsächlich Kraft verlieh, war stets die große Anzahl von unwiderleglichen Thatsachen, welche, gleichsam zu einer wahren Schlachtreihe nebeneinandergestellt, den Zuhörern als die schlagendsten Beweise vorgeführt wurden. Auf die Sammlung solcher Thatsachen verwandte Buxton auch daher viel mehr Fleiß, als auf alles Andere.

Zufolge der Verhandlungen waren zwei besondere Comités gebildet worden, denen beiden Buxton angehörte. Ueber das eine, welches die Möglichkeit einer Milderung des Strafgesetzbuches untersuchen sollte, schreibt er: „Ich glaube, Niemand aus dem Comité geht in seinen Wünschen so weit wie ich: nämlich bis zur gänzlichen Abschaffung der Todesstrafen, ausgenommen bei Mördern; Alle aber gehen schon weit genug, und wenn wir nur erreichen, daß Fälschung und Diebstahl an Schafen und Pferden nicht mehr mit dem Tode bestraft werden, so retten wir dadurch jährlich dreißig Menschenleben, und das ist doch wohl der Mühe werth."

Das andere Comité war dazu bestimmt, die Gefängnisse des ganzen Königreiches zu untersuchen, und schon in den nächsten Jahren wurden sehr wesentliche Verbesserungen in demselben erzielt.

Capitel VII.

1820, 1821.

Bis hierher war Buxton's Laufbahn mit ungetrübtem Glücke gesegnet gewesen. Als Parlamentsmitglied, als Gatte und Vater einer großen hoffnungsvollen Familie, hatte er alle Wünsche seines Herzens erfüllt gesehen. Seine öffentliche Thätigkeit erweiterte sich mehr und mehr und gewann täglich an Bedeutung; sein Haus war das Bild der reinsten Glückseligkeit, die jedoch nur zu bald durch eine Reihe von Unglücksfällen erschüttert werden sollte. Denn als zu Anfang des Jahres 1820 in Folge des Ablebens des Königs das Parlament aufgelöst worden und Buxton nach Weymouth gereist war, um aufs Neue gewählt zu werden, wurde er von hier wegen gefährlichen Erkrankens eines seiner Kinder eilends zu den Seinigen berufen. Sein ältester Sohn, ein Knabe von 10 Jahren, war in der Schule krank geworden und nach Hause geschickt, wo er in wenigen Tagen einem entzündlichen Fieber erlag. Buxton sollte jedoch noch Härteres erfahren. Denn kaum fünf Wochen darnach wurden seine drei jüngsten Töchter, die schon längere Zeit leidend gewesen waren, von einer Maserepidemie hinweggerafft. „So haben wir denn,“ schreibt er, „in wenig mehr als einem Monate unsere Lieblinge, die Freude unsers Lebens, verloren. Aber sie sind in Frieden, und was uns betrifft, so wissen wir ja, daß diese Trauer, wenn wir sie nur recht begreifen, zu unserm ewigen Heile dienen wird. Wie sind doch all unsere lieblichsten Knospen so früh dahin; wie vereinsamt stehen wir da unserer Schätze

baar! O mein Gott, mein Gott, sei Du unser Tröster und erquicke uns, nicht mit den Freuden dieser Welt, sondern mit Glauben, Liebe, Gehorsam, Geduld, Ergebung."

Im Herbste dieses Jahres verließ er sein Haus in Hampstead, da die Brauerei nicht mehr in dem Maaße wie früher seiner Beaufsichtigung bedurfte, und bezog Cromer Hall, ein Landhaus in Norfolk, welches von nun an der Wohnsitz der Familie wurde. Das Haus lag ungefähr eine viertel englische Meile von der See entfernt, jedoch durch Hügel und Wald vor kalten Winden geschützt. Es war ein alterthümliches Gebäude mit Pfeilern und Bögen, umgeben von dichtem Gebüsch, und auf dem großen Rasen davor kamen die Phasanen, ihr Futter zu holen. Diesem einfachen und malerischen Aeußern entsprach auch die innere Einrichtung des Hauses, die mit der Regelmäßigkeit unserer modernen Gebäude wenig Aehnlichkeit hatte.

Nachdem Buxton hier eingezogen war, nahm er seiner Frau jüngste Schwester, Priscilla Gurney, in sein Haus auf; dieselbe befand sich damals in einem vorgeschrittenen Stadium der Schwindsucht, der sie im März 1821 erlag. Sie bekleidete unter den Quäkern gleich ihrer Schwester, der Mrs. Fry, ein geistliches Amt, und vereinigte wie die letztere eine außergewöhnliche Charakterfestigkeit mit dem zartesten, gewinnendsten Benehmen. Auf Buxton, der ihrer Urtheilskraft und ihrem frommen Sinn eine gleich hohe Achtung zollte, übte der Umgang mit ihr einen eigenthümlichen Einfluß aus. „Ich habe nie einen Menschen gekannt," schreibt er, „der mit der großen Masse so wenig gemein gehabt hätte, wie Priscilla Gurney. In ihrem Aeußern, ihren Manieren, ihrer Anschauungsweise

fand man nichts, was nicht gerade das Entgegengesetzte vom Alltäglichen gewesen wäre. Gleichsam ein Friedenshauch ging von ihr aus, durch den ein Jeder, welcher mit ihr in Verbindung kam, unwiderstehlich unter ihre milde Herrschaft gezogen wurde. Diese Wirkung, wie sie sich sofort auf Fremde äußerte, blieb bei der innigsten Freundschaft durchaus dieselbe. Ihre schönen Züge, die Zartheit, welche diesen ihren Reiz verlieh, die vollkommen reine, weiße Gesichtsfarbe, die einfache Kleidung, deren einziger Schmuck in der allergrößten Sauberkeit bestand — Alles das gab ihr das Gepräge einer wahren Engelsreinheit. Und dieses anziehende Aeußere wurde von einem Benehmen getragen, das damit im vollkommnen Einklange stand. Geistig war sie nicht minder ausgezeichnet. Ich habe selten Jemanden von vorzüglicheren Fähigkeiten gekannt; und diese ihre hohen geistigen Gaben entfalteten sich bei ihrer Amtsführung in wahrhaft großartiger und im höchsten Grade bewundernswerther Weise. Von all den vielen ausgezeichneten Predigern und Rednern, die ich gehört habe, ist sie meiner Ansicht nach von keinem übertroffen worden. Der Ton ihrer Stimme, ihre schöne Gestalt, die einzige Klarheit ihrer Auffassungsweise, vor Allem aber die Macht ihrer eigenen Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was sie sagte, der Wahrheit im höchsten Sinne des Wortes, gab diesem Gottesdienste eine solche Weihe, daß ihm Niemand beiwohnen konnte, und auch nach meiner Ueberzeugung Niemand je beigewohnt hat, ohne aufs Tiefste ergriffen zu werden."

Buxton war schon seit einiger Zeit Mitglied der sogenannten Africanischen Gesellschaft, die sich unter Wilberforce's Leitung gebildet hatte, um über die Handhabung

eines Gesetzes zu wachen, demgemäß seit dem Jahre 1807 der Sclavenhandel zwischen Africa und den Colonieen abgeschafft sein sollte. Die Wirkung desselben hatte sich zwar eine Zeit lang deutlich zu erkennen gegeben, Frankreich, Portugal und andere Länder waren ihm beigetreten, es drohte jedoch jetzt wieder in Unwirksamkeit zu versinken, und das veranlaßte Buxton, in einer Versammlung der Gesellschaft einen heftigen und nicht erfolglosen Angriff auf die Unthätigkeit derselben zu wagen.

Ferner wurde jetzt seine Aufmerksamkeit durch die Erzählungen eines Baptisten-Missionars, welcher gerade von Indien zurückkehrte, auf das sogenannte Suttee hingeleitet, d. h. auf das Verbrennen der Hindoo-Wittwen bei der Bestattung ihrer Gatten. Nachdem er eine große Menge von Thatsachen gesammelt hatte, legte er die Angelegenheit dem Parlamente vor, wobei er anführte, daß während der letzten vier Jahre allein in einem Bezirke 2366 Wittwen den Flammen geopfert worden wären! — daß die Franzosen, Holländer und andere Mächte auf ihrem Territorium diesem Unwesen ein Ende gemacht hätten, während die britische Regierung noch keine Schritte dagegen gethan habe. Dieser martervolle Tod sei weit davon entfernt, ein freiwilliger genannt werden zu dürfen, vielmehr würden die unglücklichen Wittwen gewaltsam dazu gezwungen, sei es auf den Willen abergläubischer Priester oder selbstsüchtiger Verwandte. Diese seine Bestrebungen waren jedoch nicht im Stande zu verhindern, daß mehrere Jahre verflossen, ehe etwas Entscheidendes in der Sache unternommen wurde.

Das Comité, welches im verflossenen Jahre gebildet worden war, um Nachforschungen über die Wirkung der

Criminal-Gesetze anzustellen, hatte jetzt seine Arbeiten vollendet, und Sir James Mackintosh legte dem Hause einen Gesetzentwurf zur Abschaffung der Todesstrafe in Fällen von Fälschung vor. Buxton's bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede machte großes Aufsehen. Er stellte darin das Gesetz als unmenschlich und zugleich als nutzlos dar; die Strenge desselben, sagte er, verleite Richter und Geschworne, auf Freisprechung des Angeklagten hinzuarbeiten. Man habe lange genug geglaubt, daß die Todesstrafe für geringfügige Verbrechen die Zahl dieser vermindern müßte, und sie sei im Gegentheile in furchtbarem Maaße gestiegen. Auf der einen Seite führte er Fälle an, wo man für einzelne Vergehen eine Milderung des Gesetzes hatte eintreten lassen, und die Wirkung war gewesen, daß dieselben von nun an viel seltener vorkamen, und auf der andern Seite erinnerte Buxton an das Beispiel, wo ein Gesetz vom Jahre 1807 die Fälschung von Stempeln mit dem Tode bestrafte, wonach dieses Verbrechen, wie er zeigte, nicht weniger häufig als früher verübt, wohl aber viel seltener vor die Schranken des Gerichtes gebracht wurde, weil Jeder sich scheuen mußte, über einen Menschen wegen eines verhältnißmäßig so kleinen Vergehens eine so schwere Strafe verhängt zu sehen: mithin hatte die frühere Milde des Gesetzes ihm einen viel größeren Schutz verliehen, als es die Strenge desselben jetzt that. Andere Belege für die Wahrheit seiner Behauptung fand Buxton in der Geschichte. Heinrich VIII. ließ allein wegen Diebstahls 72,000 Personen aufhängen, während man sich wundern mußte, daß trotzdem immer noch so viele Diebe übrig waren, die an allen Ecken des Landes ihr Wesen trieben. Und die Strenge

der Königin Elisabeth, welche jährlich mehr denn 500 Verbrecher dem Henker überantwortete, wirkte so schädlich, daß das Volk die Uebelthäter nicht mehr verfolgen wollte, die Gerichtspersonen sich scheuten, ihre Schuldigkeit zu thun.

Darauf wandte sich seine Rede gegen die falsche, aber weit verbreitete Meinung, daß das Criminal-Gesetzbuch ein Theil des gemeinen Rechtes sei, und zeigte, daß in dem letzten Jahre z. B. 600 Menschen dem Tode geopfert worden, deren Verurtheilung auf Grund einzelner während des letzten Jahrhunderts abgefaßter Parlamentsacte erfolgt wäre; und diese Parlamentsacte seien zum großen Theile durchaus nicht mit der gehörigen Sorgfalt vom Unterhause geprüft, ja einige sogar ohne alle Debatte angenommen worden."

„Es giebt kein Land," fährt Buxton fort, „wo es nicht der Mitwirkung des Volkes bedürfte, um die Gesetze zur Ausführung zu bringen, aber besonders ist dieses Verhältniß zwischen Volk und Gesetz in England durchaus erforderlich. Es wird als feststehend angenommen, daß Jeder, so weit es ihm möglich ist, geschehene Verbrechen zur Anzeige bringt — d. h. daß derjenige, dessen Recht verletzt ist, seinen Angreifer gerichtlich verfolgen wird. Das Alles wird als feststehend angenommen, und stand auch fest, so lange das Gesetz dem Gefühle des Volkes entsprach; jetzt aber, wo Menschenleben auf dem Spiele stehen, schließt sich der Mund dessen, der Anzeige machen könnte, der Verfolger läßt ab von der Verfolgung, der Zeuge verschweigt sein Zeugniß; ja, es geschieht mitunter, daß der Richter mit erfindungsreichem Scharfsinn die Wege aufsucht, um Mitleid auszuüben, und so ist es das Gesetz selbst, welches den Missethäter

befreit. Aber schlimmer als das ist der Preis, um den wir das Gesetz aufrecht erhalten, ein Preis, von dem mir, wenn ich dargethan haben werde, daß, und in welcher Ausdehnung wir ihn bezahlen, Niemand leugnen wird, daß er an und für sich schon jedwedem möglichen Nutzen mehr als das Gleichgewicht hält — ich meine den Meineid der Geschwornen." Nachdem er eine Anzahl von Beispielen angeführt hat, wo die Geschwornen ihr Urtheil offenbar im Widerspruche mit der Wahrheit abgegeben hatten, entwickelt er, wie die allerverschiedensten Personen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen, von den verschiedensten Anschauungsweisen und Grundsätzen darin überein kämen, die Verderblichkeit des Systems so strenger Bestrafung in seiner Wirkung auf alle Klassen der Gesellschaft anzuerkennen. Und diese ungeheure Strenge, sagt er zum Schluß, deren Ausübung man nur um einen so hohen Preis, wie den Verlust der öffentlichen Achtung vor dem Gesetz, den Verlust der Hülfeleistung von allen Seiten her erkaufe, habe also nicht nur wider sich die Ueberzeugung bedeutender und noch so verschieden denkender Männer, und die in der eigenen Geschichte sowohl als auch der von andern Ländern gesammelten Erfahrung, sondern sie habe auch nichts gemein mit der ursprünglichen englischen Gesetzgebung, ja sie widerspräche sogar den Geboten der christlichen Religion.

Obgleich sich die Rede des größten Beifalles zu erfreuen hatte, wurde der Antrag dennoch mit 121 gegen 115 Stimmen verworfen. Am 5. Juni 1822 brachte Sir James Mackintosh, von Buxton unterstützt, die Frage noch einmal vor das Parlament, und es gelang mit einer Majorität von 16 Stimmen den Beschluß durchzusetzen,

daß das Haus in der nächsten Sitzung in Betracht ziehen wolle, wie durch Milderung der Strafen das Criminal-Gesetz wirksamer gemacht werden könnte. 1823 aber wurden die von Sir James Mackintosh gestellten Anträge wieder verworfen, und dieser befand sich noch mit seinen Freunden im Kampfe gegen eine überlegene Macht, als Peel 1826 beim Antritte seines Amtes sofort eine Umarbeitung des Strafgesetzbuches vornahm. Ueber die Endresultate der Bewegung zur Milderung jenes Gesetzbuches, demgemäß zur Zeit, wo Sir James Mackintosh und Buxton den Gegenstand zur Sprache brachten, auf 230 Vergehen die Todesstrafe stand, wird am gehörigen Orte berichtet werden.

Capitel VIII.

1821—1823.

Am Tage nachdem Buxton seine Rede gehalten hatte, erhielt er folgenden Brief von Wilberforce: „Lieber Buxton! es sind jetzt mehr als 33 Jahre her, daß ich dem Unterhause ankündigte, ich würde zum ersten Male die Frage in Betreff des Sclavenhandels vorbringen. Aber es gefiel Gott, mich mit einer schweren Krankheit heimzusuchen, durch welche meine Kräfte so geschwächt wurden, daß der berühmteste Arzt London's erklärte, ich hätte nur noch wenige Wochen zu leben. Da ging ich zu Pitt und nahm ihm das Versprechen ab, welches er mir auch bereitwillig gab, die Führung jener großen Sache auf sich zu nehmen. Gott sei's gedankt: ich bin jetzt frei von

aller Krankheit, aber wegen der Kürze der Frist, welche ich noch zu leben habe, noch mehr aber wegen meines geschwächten Körpers, der nicht mehr fähig ist, ungünstige Witterung und Unregelmäßigkeiten aller Art, wie sie eine stete Theilnahme an den Versammlungen des Unterhauses erheischt, zu ertragen, glaube ich, daß meine Lage mir verbietet, mich mit Vertrauen der Hoffnung hinzugeben, noch irgend etwas von Bedeutung im Unterhause durchführen zu können. Nun habe ich mich seit vielen, vielen Jahren darnach gesehnt, diese große Sache, die Lage der Negersclaven auf unsern transatlantischen Colonieen und die letzten Mittel zu ihrem moralischen und socialen Fortschreiten, und schließlich zu ihrer Erhebung in einen freien Bauernstand, zur Sprache zu bringen. Es ist das eine Sache, die mir in der Religion sowohl als in der Gerechtigkeit und Humanität begründet erscheint, oder besser gesagt: die von dieser dringend geboten wird. Unter solchen Betrachtungen habe ich mit nicht geringer Sorge auf eine gelegene Zeit und auf passende Zustände des Landes gewartet, um diese große Arbeit zu beginnen, und endlich auch auf einen Abgeordneten im Parlamente, der, wenn ich mich zurückzöge oder bei Seite geschoben würde, ein fähiger Führer dieser geheiligten Unternehmung sein möchte. Ich habe seit einiger Zeit in dieser Beziehung mein Augenmerk auf Sie gerichtet, und nach den gestrigen Vorgängen kann ich nicht länger anstehen, mich an Sie zu wenden, wie ich mich einstens an Pitt wandte, und Sie allen Ernstes anzugehen, sich dieses gesegneten Werkes mit Eifer annehmen zu wollen: soweit sich das mit Erfüllung der Pflichten, welche Sie eingegangen und theilweise schon im Kampfe gegen den Mißbrauch unseres Criminal-Gesetzes

so trefflich erfüllt haben, vereinigen läßt. Lassen Sie mich denn die Bitte aussprechen, daß Sie mit mir ein Bündniß schließen möchten, welches in Wahrheit ein heiliges genannt werden kann; und wenn ich unfähig sein sollte, den Kampf zu beginnen (dessen Entscheidung diese Sitzung gewiß nicht bringen kann), und noch mehr, wenn ich (was sicherlich der Fall sein wird), unfähig werden sollte, den Kampf zu Ende zu führen, so bitte ich Sie, ihn dann ferner zu leiten. Ihre Zusage würde mir die größte Freude gewähren — Freude ist ein schlechtes Wort dafür — lassen Sie mich lieber Friede und Trost sagen; denn ach, mein Freund, ich fühle nur zu tief, wie wenig Eifer und Treue ich in der Verwendung des mir anvertrauten Pfundes bewiesen habe; und indem ich mit Ihnen ein solches Bündniß schließe, kann ich nicht zweifeln, daß ich ein Gott wohlgefälliges und für meine Mitmenschen nützliches Werk beginne. Kopf und Herz, beide sind voll zum Ueberfließen, aber ich muß zu Ende kommen. Mein lieber Freund, möge es Gott gefallen, Sie zu segnen im öffentlichen Leben wie in Ihrem Hause. Wenn es sein Wille ist, möge er Sie denn zu einem Werkzeuge machen von ausgedehnter Wirksamkeit, Ihnen aber vor Allem die Kraft geben, jederzeit zu sagen: Herr, was willst Du, daß ich thun oder leiden soll? auf Ihn blickend um Weisheit durch Jesum Christum. Und während Sie auf Erden thätig sind in der Arbeit und eifrig im Geiste, mögen Ihre Gedanken aufs Jenseits gerichtet sein und Ihr Herz dem anhängen, was droben ist. Dort mögen wir ein seliges Wiedersehen feiern und uns vereinigen mit Allen, die wir lieben, zum ewigen Leben in einer Heiligkeit und Glückseligkeit, die da vollkommen sein wird und unangreifbar."

Auch Buxton's Gedanken waren schon seit langer Zeit auf die Sclavenfrage gerichtet gewesen, und Wilberforce's Brief fand ihn nicht unvorbereitet. Wir haben gesehen, daß er Mitglied der Africanischen Gesellschaft war; und wenn diese ihre Thätigkeit auch nur auf den Sclavenhandel beschränkte, so gab die Verbindung mit ihr doch Veranlassung genug, immer und immer wieder an die Leiden der unglücklichen Neger zu denken. Wohl durfte seit 1807 keine neue Zufuhr von Sclaven aus Africa mehr erfolgen, aber die man einmal hatte, wurden noch in den alten Banden gehalten. Als Buxton ins Parlament eintrat, war er schon von seinem Schwager W. Forster aufgefordert worden, sich für Africa und die Negerbevölkerung in Westindien zu verwenden. Einen andern Umstand, der ganz besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, erzählt er selbst in einem Briefe vom 22. October 1821, in dem es heißt: „Priscilla Gurney ließ mir zwei Tage vor ihrem Tode sagen, sie wünsche über einen Gegenstand von besonderer Bedeutung mit mir zu sprechen. Im Augenblicke, wo sie anfangen wollte zu reden, überkam sie ein Hustenanfall, welcher lange andauerte und ihren Körper, schwach wie er war, vollends ermatten machte. Jedoch schien sie noch immer sprechen zu wollen, und als endlich ihre Kräfte gänzlich erschöpft waren, drückte sie mir die Hand und sagte: „die armen, lieben Sclaven.“ Ich verstand sehr wohl, was sie meinte: denn sie hatte mir während ihrer Krankheit wiederholt dringend ans Herz gelegt, ich möchte mich der Neger annehmen und die Beförderung ihres Wohles zur ersten Aufgabe meines Lebens machen; nichts lastete so schwer auf ihrem Herzen, als die Leiden der Sclaven.“

Trotzdem entschloß sich Buxton erst nach langer, reiflicher Ueberlegung, auf den gewichtigen Vorschlag Wilberforce's einzugehen. Aber obgleich darüber seit dem Empfange jenes Briefes 1½ Jahr verflossen waren, hatte er sich doch schon in dieser Zeit, soweit es ihm andere Geschäfte verstatteten, mit der ganzen Angelegenheit vertraut zu machen gesucht. Von wesentlichem Nutzen war ihm dabei eine große Sammlung von Büchern, deren Inhalt sich auf die Sclavenfrage bezog: ein Geschenk Samuel Hoare's, welcher zu den frühesten Mitgliedern der Africanischen Gesellschaft gehörte. Viele seiner andern Freunde ermuthigten ihn, das Unternehmen zu beginnen, besonders seine Schwäger Samuel und Jos. John Gurney, von denen er während des Kampfes ebenso wie von Samuel Hoare unablässigen Beistand erfuhr. Was ihn indeß hauptsächlich zögern machte, für die Sache in die Schranken zu treten, war die Befürchtung, es möchten die in England geführten Verhandlungen einen Sclavenaufstand in Westindien hervorrufen. Er fühlte die Verantwortlichkeit, welche er auf sich laden sollte, zu tief, als daß er die Angelegenheit nicht einer langen und gewissenhaften Ueberlegung hätte unterwerfen müssen. In seiner ersten gegen die Sclaverei gerichteten Rede entwickelte er alle diese Schwierigkeiten, zugleich aber auch die Gründe, weßhalb er jetzt nicht mehr vor ihnen zurückschrecke. Denn er zeigte, daß Aufstände in Westindien schon oft vorhergesagt worden wären, ohne je zum Ausbruche gekommen zu sein, und sagte, daß selbst, wenn diese Befürchtungen gegründet seien, die englische Regierung sich doch nicht abhalten lassen dürfe, die unendlich viel größeren Uebel, welche die Sclaverei mit sich führten, einer genauen Unter-

suchung zu unterwerfen. Zu dieser endlichen Entschließung scheint er im Herbste 1822 gelangt zu sein, wo Wilberforce und Macaulay Cromer Hall besuchten, um mit ihm, Dr. Lushington und Lord Suffield die Angelegenheit zu besprechen. Damals wurden die ersten Grundzüge jener Pläne entworfen, an deren Ausführung von dieser Zeit an jeder der genannten Männer seinen bestimmten und gewichtigen Antheil erhielt.

Dr. Lushington, Lord Suffield und Andere, welche sich an der Reform der Gefängniß-Ordnung in hervorragender Weise betheiligt hatten, warfen sich mit all ihrer Energie auf diese neue Unternehmung. Anfang März veröffentlichte Wilberforce seine bekannte Schrift: „Appeal on behalf of the slaves" (Aufruf zu Gunsten der Sclaven). Zu derselben Zeit bildete sich die Gesellschaft gegen Sclaverei, in der Buxton als Vice-Präsident fungirte, und man beschäftigte sich eifrig damit, Beweise zu sammeln und die Kenntniß der Sache im Lande zu verbreiten. Die öffentliche Meinung äußerte sich bald und Petitionen gingen in Masse ein. Die Leitung übernahmen die Quäker und beschlossen, daß die Vorlegung einer von ihnen zu diesem Zwecke abgefaßten Schrift durch Wilberforce den parlamentarischen Kampf eröffnen solle. Wilberforce leitete die Präsentation ein, indem er sagte, daß er sich eines ähnlichen Auftrages vor fast 30 Jahren zu entledigen die Ehre gehabt habe, und das sei das erste gewesen, was an diesem Orte zur Abschaffung des Sclavenhandels geschehen wäre; er sähe die Gelegenheit an als die Grundsteinlegung eines Gebäudes, welches in künftigen Tagen dastehen würde als ein Schmuck des Landes. Auf die Frage, ob er die Absicht habe, einen die Sache betreffenden

Antrag zu stellen, antwortete er, daß dies ein hochgeschätzter Freund von ihm thun werde. Buxton erhob sich darauf und zeigte an, daß er am 15. März den Antrag stellen werde, das Haus möge den Zustand der Sclaven auf den britischen Colonieen in Erwägung ziehen. Dasselbe theilte er der Regierung mit und formirte seine Hauptpunkte mit der Bemerkung, daß er sie jedoch in dieser Gestalt nicht als absolut bindend für sich ansehe, folgendermaaßen: 1) Die Sclaven sollen der Insel, auf welcher sie leben, angehören, und unter gewissen Veränderungen, auch dem betreffenden Grundstücke. 2) Nach dem Gesetze sollen sie nicht mehr als unbewegliches Eigenthum angesehen werden. 3) Ihr Zeugniß soll gelten „quantum valeat" (nach seinem Werthe). 4) Wenn Jemand Anspruch macht auf Dienstleistungen eines Negers, so soll das onus probandi auf der Seite dessen sein, der Anspruch erhebt. 5) Die der Freilassung entgegenstehenden Hindernisse sollen entfernt werden. 6) Die Bestimmungen des spanischen Gesetzes (welche den Werth des Sclaven durch Ausspruch der höchsten Gewalt feststellen und ihm gestatten, sich seine Freiheit Tag für Tag abzuverdienen) sollen eingeführt werden. 7) Kein Gouverneur, Richter oder General=Anwalt soll Sclavenbesitzer sein. 8) Bestimmte Verordnungen für die religiöse Erziehung der Sclaven sollen gegeben werden. 9) Ihre Ehe soll anerkannt und heilig sein. 10) Der Sonntag soll von den Sclaven zur Ruhe und zu religiösem Unterrichte verwandt und ihnen ein anderer Tag für die Bearbeitung des zur Gewinnung ihrer Lebensmittel ihnen angewiesenen Bodens gewährt werden. 11) Maaßregeln sollen getroffen werden (welche, wisse Buxton noch nicht), um das Recht des

Herrn, den Sclaven zu bestrafen, zu beschränken. Das Antreiben mit der Peitsche soll durch ein anderes Mittel ersetzt werden. „Das," schließt Buxton, „sind meine Vorschläge zur Beschränkung der Sclaverei, insofern sie bestehen bleibt; vielmehr wünsche ich aber, ihre gänzliche Ausrottung zu bewirken und zwar dadurch, daß alle Neger — Kinder, die nach einem gewissen Tage geboren sind, freigegeben werden; es wird dann auch nöthig sein, für deren Unterricht zu sorgen."

In seiner die Debatte eröffnenden Rede sagt er, die Sclaverei stände im Widerspruche gegen die britische Verfassung und die christliche Religion; die Aufgabe sei daher, die Sclaverei auf allen britischen Colonieen zu vertilgen. Das könne jedoch nicht auf einmal geschehen, es müßten vorbereitende Schritte gethan, die Sclaven erst allmählig zum Genusse der Freiheit reif gemacht werden. Der Plan, welchen Buxton in seiner Rede entwickelte, stimmte mit den oben angeführten Punkten überein, nur daß er auf die Freigebung der Negerkinder ganz besonderen Nachdruck legte. Er zeigte, daß dies schon in andern Ländern geschehen wäre, ohne den Aufruhr hervorzurufen, den seine Gegner vorhersagten. In der That ging diese Veränderung gerade zu jener Zeit auf Ceylon, Bencoolen und St. Helena in der Stille vor.

„Nun ein Wort," sagte er, „über das Recht des Sclavenbesitzers. Es giebt Leute, deren Begriffe von Gerechtigkeit durch die Sclaverei so verworren geworden sind, daß sie glauben, der Pflanzer habe wirklich etwas wie ein Recht auf die Person des Sclaven. Wir sind so lange gewohnt gewesen, von meinem Sclaven und Deinem Sclaven zu sprechen und was er eintragen wird,

wenn er verkauft wird, daß wir im Stande sind, uns einzubilden, es wäre wirklich Dein oder mein Sclave und daß wir das Recht hätten, ihn zu behalten oder zu verkaufen. Lassen Sie uns doch einen Augenblick dieses Recht betrachten. Hier ist ein Gegenstand von gewissem Werthe und Zwei, die darauf Anspruch machen — ein weißer Mann und ein schwarzer. Was ist nun der Gegenstand, um den sich's handelt? Der Körper des schwarzen Mannes. Der Weiße sagt: er gehört mir, und der Schwarze sagt: Nein, er gehört mir. Wenn nun jeder von beiden einen Körper hat, wem gehört denn der schwarze? Der Anspruch, den der Schwarze auf seinen Körper hat, ist einfach der: er hat ihn von der Natur und behält ihn nach dem Willen Gottes. Dieses Gerüst von Fleisch und Knochen gehört ihm, er hat das unbestreitbarste Recht darauf, ein Recht, das gar keinen Verdacht auf Gewalt, Diebstahl oder andere Regelwidrigkeit zuläßt. Kann denn Jemand sagen, er sei zu seinem Körper auf ungesetzlichem Wege gelangt? Hegt denn je Einer Verdacht gegen sich selbst, Dieb oder Räuber seiner Glieder gewesen zu sein? Ich meine nicht, daß ein Neger kein Dieb sein könnte, aber er müßte der schlauste aller Diebe sein, wenn er nur so viel von seinem kleinen Finger gestohlen hätte. Wenigstens werden Sie das zugeben. Der Neger hat auf den ersten Blick gegründeten Anspruch auf seine Person. Wenn Jemand glaubt, er habe ein besseres Recht darauf, so ist das onus probandi auf seiner Seite. Nun kommen wir zum Anspruche, den der weiße Mann erhebt. Worauf gründest Du denn Dein Recht? und es soll doch das beste aller Rechte sein! Du hast den Neger von Deinem Vater; —

gut. Dein Vater hat ihn von einem benachbarten Pflanzer gekauft; — gut. Der Pflanzer kaufte ihn von einem Sclavenhändler auf dem Sclavenmarkte, und dieser von einem africanischen Kaufmann. Soweit wäre Alles richtig. Wie hat ihn aber der Letzte bekommen? Er hat ihn gestohlen, geraubt. Der ursprüngliche Grund Deines Anspruchs ist also Raub, Gewaltthätigkeit, Bosheit. Wenn je irgend etwas auf der Erde bewiesen worden ist, so hat das Comité gegen den Sclavenhandel bewiesen, daß die Art, in Africa Sclaven zu fangen, Diebstahl, Menschenraub und Mord ist. Das ist der geheiligte Grund, auf dem Dein gutes Recht fußt. Wenn Dein Sclave direct von Africa gekommen ist, so ist Dein Recht auf seine Person null und nichtig. Aber Dein Anspruch auf sein Kind, was in Jamaica geboren wurde, ist (wenn ich so sagen darf) noch kleiner. Das neugeborne Kind hat nichts gethan und kann auch nichts thun, um sein Recht auf Freiheit zu verfechten. Und von Rechten, Gerechtigkeit, Billigkeit zu sprechen, als von Dingen, die zur Sclaverei gehören, ist leerer Unsinn. Wenn wir bei der Sache nicht betheiligt wären, und nur von dem Betragen einer andern Nation redeten, so würden wir Alle dieselbe Sprache führen; und doch sollten wir von der Sclaverei reden, wie wir vom Sclavenhandel zu sprechen gewohnt sind: d. h. wir sollten sie nackte, schreiende, offenbare Ungerechtigkeit nennen. Nun merken Sie auf, mit welcher Mäßigung wir verfahren. Wir sagen: Macht keine Menschen mehr zu Sclaven, steht ab von dieser Unbill; steht still; haltet ein mit diesem Beginnen, das an sich so voller Schuld ist, und in seinen Folgen so viel Elend nach sich zieht, wie nur irgend ein Frevel. Wir sagen nicht:

Wendet Eure Schritte zurück! sondern: Haltet ein! Wir sagen nicht: Macht gut, was Ihr Uebles gethan habt! sondern: Hört auf, Unrecht zu thun! geht nicht weiter! vollendet, was Ihr begonnen habt! zieht aus Euren Sclaven Alles, was ihre Knochen und Muskeln Euch geben können; nur laßt es damit sein Bewenden haben; und wenn jeder Sclave, der jetzt lebt, im Grabe ruht, dann sagt: Das Land hat der Sclaverei genug gehabt, und hat ihr für immer entsagt."

Nach einer sehr belebten Debatte schlug der Minister Canning gewisse Aenderungen an Burton's Anträgen vor, wovon die hauptsächlichste in der Einschaltung der Worte bestand: „Mit gebührender und billiger Berücksichtigung der Interessen des Privateigenthums." So annehmbar dieser Zusatz auch erschien, befürchtete die Partei gegen Sclaverei dennoch, und das war, wie wir sehen werden, nur allzu richtig, daß sich die Westindier bei spätern Gelegenheiten ihn zu Nutze zu machen wissen würden. Am lebhaftesten aber wurde die Verhandlung, als Canning den Plan vorbrachte, die vorgeschlagenen Verbesserungen den gesetzgebenden Körpern der Colonieen anzurathen, jedoch nur auf Trinidad*) mit Entschiedenheit einzuführen

*) Ueber die Verfassung der britischen Colonieen seien uns hier einige Bemerkungen erlaubt. Jede Provinz hat einen General-Gouverneur, einige neben diesem auch einen Unter-Gouverneur. Außerdem besteht in jeder Provinz ein legislativer Rath und eine Versammlung (assembly). Für den erstern ist der General-Gouverneur ermächtigt, wenigstens 20 Personen zu ernennen, welche der Krone tauglich erscheinen; jedes Mitglied des Rathes ist lebenslänglich, darf aber seine Stelle nach Belieben niederlegen.

als einer Insel, die zu den Colonieen der Krone gehöre und keine eigene Gesetzgebung habe; aber mit der fernern Bedingung, allem unerwarteten Widerstande, den die gegebenen Rathschläge erfahren sollten, mit Autorität zu begegnen.

Folgende sind Canning's Vorschläge, auf die wir bei der Erzählung der Ereignisse, die sich während der nächsten 10 Jahre zutrugen, uns häufig zu beziehen Gelegenheit haben werden:

In die Versammlung werden nur solche gewählt, welche einen Besitz von 5 L. St. Reinertrag haben. Die Wähler müssen britische Unterthanen von Geburt, oder Naturalisirte sein, und ein Eigenthum von mindestens 40 Schilling Reinertrag haben. Nach dem 21sten Lebensjahre kann man gewählt werden und wählen. Die Versammlung wird auf vier Jahre gewählt. Der Gouverneur ernennt den Sprecher des Rathes; die Versammlung darf er berufen, prorogiren und auflösen; eine Bill kann er bestätigen, zurückweisen, oder erklären, daß er sie empfangen habe, um die Einstimmung der Königin einzuholen. Der Sprecher der Versammlung wird aus ihrer Mitte gewählt und zwar für die Dauer jeder constitutionellen Periode. — Dem Colonial-Büreau in London steht der Colonial-Secretär oder Minister der Colonieen vor; diesem folgt der Colonial-Untersecretär. — Man ersieht aus der oben beschriebenen durchaus constitutionellen Verfassung der Colonieen, mit welchen Schwierigkeiten es verknüpft sein mußte, in der Sclavenfrage das allerdings unbestreitbare Recht des Mutterlandes, den Colonieen Gesetze vorzuschreiben, zur Anwendung zu bringen. — Trinidad hat keine gesetzgebenden Körper, und macht eine Ausnahme von den übrigen Colonieen, indem es direct vom Mutterlande aus administrirt wird. Die übrigen Trinidad gleichgestellten Colonieen sind: Demarara, Berbice und St. Lucia.

1) Daß es rathsam sein dürfe, wirksame und entschiedene Maaßregeln zu ergreifen, um die Lage der Sclaven in Sr. Majestät Colonieen zu verbessern.

2) Daß das Unterhaus hoffe, durch eine bestimmte und nachhaltige, aber zugleich auch gerechte und gemäßigte Anwendung solcher Maaßregeln eine fortschreitende Verbesserung der Zustände der Sclaven-Bevölkerung hervorzurufen, und letztere auf diese Weise vorzubereiten, an solchen bürgerlichen Rechten und Privilegien Theil zu nehmen, wie sich deren die übrigen Classen von Sr. Majestät Unterthanen erfreuen.

3) Daß das Unterhaus aufrichtig wünsche, diesen Zweck in möglichst kurzer Zeit, soweit dies vereinbar sei mit dem Wohle der Sclaven selbst, mit der Sicherheit der Colonieen, sowie mit der gebührenden und billigen Berücksichtigung der Interessen des Privateigenthums, erreicht zu sehen.

Zu Ende der Debatte antwortete Buxton auf den Einwurf, daß die Sclaverei es nicht sei, woraus die Gefahr entstünde, sondern die im Parlamente über die Sclaverei geführten Verhandlungen: indem er ausrief: „Wie denn, bedarf der Sclave etwa unser, um zu erfahren, daß er Sclave und daß Sclaverei der elendeste aller Zustände ist? Hört er's doch, sieht und fühlt es in Allem, was um ihn ist! Er sieht seine harte, unbelohnte Arbeit, hört das Knallen der Peitsche, fühlt, windet sich unter den Streichen. Verräth das etwa das Geheimniß nicht? Er sieht die Mutter seiner Kinder nackt ausgezogen vor der Reihe der schwarzen Männer unbarmherzig geschlagen; er sieht, wie man seine Kinder zum Markte abführt, um sie für den möglichst hohen Preis zu verkaufen; er sieht

in sich selbst nicht einen Menschen, sondern ein Ding — nach dem westindischen Gesetze ein Möbel, ein Hausgeräth, eine Maschine, um Zucker zu machen, ein Lastthier! Und wird wohl Jemand sagen wollen, daß der Neger mit all den Schrecken vor Augen, die seiner harren, wenn er Morgens aufsteht, und immer wieder dastehen, wenn er sich Abends zur Ruhe legt — niemals träumt von der Ungerechtigkeit, mit der er behandelt wird, bis er sich niedersetzt, um eine englische Zeitung durchzulesen, wo er denn zu seinem Erstaunen entdeckt, daß es Enthusiasten in England giebt, die ihn aus der Tiefe ihres Herzens beklagen und Abscheu haben vor aller Neger-Sclaverei? Ja, es giebt solche Enthusiasten: ich zähle mich zu ihnen, und so lange wir athmen, wollen wir nicht abstehen, bis das Ding — das Möbel in alle menschlichen Rechte wieder eingesetzt worden ist."

Obgleich die Freigebung der Kinder verworfen würde, und selbst die Erleichterung der Zustände der Sclaven nicht zwangsweise eingeführt werden sollte, so war doch durch diese Debatte ein wichtiger Schritt gewonnen worden. Nach derselben hatte Buxton mehrfache Unterredungen mit Canning, eine besonders lange in Gegenwart von Wilberforce und William Smith.*) Bei dieser wichtigen Gelegenheit, für welche er sich sorgfältig vorbereitet hatte, überzeugte er sich gründlich von den Ansichten Canning's

*) Wir enthalten uns hier bei manchen, einem Theile unserer Leser vielleicht noch unbekannten Namen, aller Erläuterungen, da das Verhältniß dieser Männer zur Sclavenfrage sich im Verlaufe der Erzählung von selbst ergeben muß.
Der Uebers.

in allen Punkten, die mit der gegenwärtigen und zukünftigen Stellung der Sclaven auf den Colonieen in Verbindung standen. Er schrieb darauf Alles nieder, was vorgegangen war, und unterbreitete es Canning zur Bestätigung. Das Document zeugt von dem gewissenhaften Fleiße und der beharrlichen Ausführung des Entschlusses, jeden Punkt mit thatsächlichen Beweisen zu belegen, wie das überhaupt seine Art, den Streit zu führen, charakterisirte. Canning sandte die Schrift mit vielen eigenhändigen Randbemerkungen versehen zurück, wodurch Buxton die Absichten der Minister genau kennen lernte.

Zufolge der Parlamentsbeschlüsse wurden von der Regierung zu Ende Mai an die verschiedenen Obrigkeiten der Colonieen Circulare gesandt, in denen ihnen anempfohlen wurde, folgende Reformen vorzunehmen:

1) Mittel für den religiösen Unterricht und die christliche Erziehung der Sclaven-Bevölkerung zu beschaffen.

2) Am Sonntage weder Märkte zu halten noch Arbeit zu gestatten, und den Negern statt des Sonntags an andern Tagen freie Zeit zu gewähren, in der sie die zur Gewinnung ihrer Nahrungsmittel ihnen angewiesenen Grundstücke bearbeiten könnten.

3) Die Sclaven bei der Anschaffung von Eigenthum oder bei der Abtretung desselben im Wege des Verkaufs oder in anderer Weise durch das Gesetz zu schützen.

4) Den Ehen der Sclaven gesetzliche Gültigkeit zu verleihen, und die Sclaven im Genusse ihrer ehelichen Rechte zu schützen.

5) Die Trennung der Familienglieder von einander durch Verkauf oder in anderer Weise zu verhindern.

6) Beschimpfende körperliche Züchtigungen der Weiber abzuschaffen.

7) Das Zeugniß der Sclaven bei dem Gerichte zuzulassen.

8) Die Verhaftung der Sclaven, wenn sie von dem Grundbesitze oder den Pflanzungen, denen sie angehören, abgesondert seien, zu verhindern.

9) Alle der Freilassung entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, und dem Sclaven zu gestatten, sich selbst, sein Weib und Kind zu einem billigen Preise freizukaufen.

10) Den Gebrauch der Peitsche auf den Feldern, gleichviel ob diese als Zeichen der Autorität, oder zum Antreiben bei der Arbeit angewandt werde, abzuschaffen.

11) Sparkassen zum Gebrauche der Sclaven zu errichten.

Gewiß hatte man Grund genug, zu erwarten, daß die Colonial-Versammlungen auf diese gemäßigten und heilsamen Rathschläge gern hören würden.

Während Buxton dem Resultate mit Spannung entgegensah, überlegte er, ob es passend sei, der an ihn ergangenen Aufforderung, Westindien selbst zu besuchen, Folge zu leisten; aber Wilberforce erklärte sich auf das Entschiedenste gegen diesen Plan.

Capitel IX.

1823—1826.

Die Nachrichten von dem Angriffe Buxton's auf das, was die Pflanzer ihr gutes Recht nannten, und

von der Zustimmung, deren er sich von Seiten der Regierung zu erfreuen hatte, wurden in Westindien mit der größten Entrüstung aufgenommen. Zuerst scheint auch den Ausbrüchen ihrer Wuth, in der sie die verwegensten Pläne schmiedeten, nicht der geringste Einhalt gethan worden zu sein. Man sprach offen davon, den Neuerungen der Regierung mit den Waffen in der Hand entgegentreten zu wollen; ja, man dachte sogar daran, das Joch des Mutterlandes abzuschütteln und sich unter den Schutz von Amerika zu stellen. Die Pflanzer wußten nicht, wie sie ihren Unwillen stark genug ausdrücken sollten, und die gesetzgebenden Körper der Colonieen weigerten sich, die Rathschläge der Regierung zu befolgen. Als der Parlamentsbeschluß nach Demarara kam, suchten ihn die Obrigkeiten vor der schwarzen Bevölkerung zu verbergen. Ihre Vorsichtsmaaßregeln waren aber schlimmer als nutzlos, und übertreibende Gerüchte verbreiteten sich sehr bald. Die Neger glaubten, daß „der große König von England" ihnen die Freiheit geschenkt habe, und daß sein Edict von den Pflanzern zurückgehalten werde. Hierauf fußend, weigerten sich die Sclaven einiger Besitzungen, zu arbeiten. Als man sie zwingen wollte, widerstanden sie und fingen an, sich an dem Eigenthume der Weißen, ja an diesen selbst zu vergreifen. Das Kriegsgesetz wurde proclamirt und die Soldaten unter die Waffen gerufen. Da den Sclaven Ordnung, Führung und Waffen fehlten, wurden sie sehr bald unterworfen. Kein Soldat kam dabei um; aber das volle Maaß der Rache, lange gewaltsam niedergehalten, floß jetzt über und ergoß sich auf die unglücklichen Neger. Ueber hundert fielen im Felde, auch eine Anzahl Gefangener wurde rasch aus dem Getümmel

gezogen und erschossen. Wie viele im Ganzen durch Aussprüche des Gerichtes umkamen, ist ungewiß, doch waren gegen Ende September schon 47 hingerichtet worden. Das war aber nicht Alles. Im Verlaufe einer Woche wurden zehn mit der Peitsche förmlich zerfleischt; einige davon waren zu 6—700, fünf zu 1000 Hieben verurtheilt worden, und Einer hatte diese Tortur ganz zu erleiden gehabt, während zwei unter den letzten Streichen erlagen.

Nicht zufrieden mit der Strenge, womit sie die Rebellen bestraft hatten, beschlossen die Pflanzer, die christlichen Lehrer der Neger für den Aufstand, an dem sie schuld seien, büßen zu lassen. Solche Lehrer waren vor einiger Zeit als Missionare von England hinübergegangen, um die Sclaven aus dem Abgrunde der Unwissenheit und Verderbtheit herauszuziehen. Ihr Weg war kein rosiger; die Pflanzer widersetzten sich ihren Bestrebungen mit Heftigkeit; denn in ihrem despotischen Bewußtsein als Herren und Meister konnten sie es nicht ertragen, die Neger unterrichtet zu sehen. Ein Missionar Smith von der Secte der Independenten wurde auf die ungerechteste, gesetzloseste Weise vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch den Strang verurtheilt; aber die Grausamkeit seiner Haft machte die Hinrichtung unnöthig: denn er erlag den Martern seines Kerkers. Alles das waren Trauerbotschaften für die Leiter der Gesellschaft gegen Sclaverei; ihre lauern Theilnehmer verließen sie sofort und stimmten in die Verwünschungen ein, welche gegen jene laut wurden. Auch das Publikum vergaß bald die Mäßigung, mit welcher Buxton seine Maaßregeln vorgeschlagen hatte, vergaß, daß diese vor allen Parteien England's anerkannt waren, und daß nichts anderes, als die

Willkühr und die Vorurtheile der Colonisten jene unglücklichen Resultate hervorgerufen hatten. Was aber Buxton mehr, als die bittern Aeußerungen, welche von allen Seiten auf ihn eindrangen, betrübte, war die Entdeckung, daß die Regierung, eingeschüchtert durch die Folgen ihrer Schritte, Canning's Wort zurückzunehmen beschloß, womit man sich verpflichtet hatte, dem Ungehorsam der gesetzgebenden Körper der Colonieen mit Autorität entgegenzutreten. Buxton aber, aller Gerüchte ungeachtet, welche sich über die Absichten der Regierung verbreiteten, war weit davon entfernt, seinen Bestrebungen Einhalt zu thun, und entwarf einen neuen Plan, nach dem alle Kinder unter 7 Jahren freigegeben und die Pflanzer durch reichliche Vergütung entschädigt werden sollten. Die Kinder sollten erzogen und von der britischen Regierung bis zum Alter von 7 Jahren unterhalten werden; dann bei ihrem frühern Herrn eine Lehrzeit antreten, und nach Ablauf derselben frei sein.

Buxton bedurfte aber auch seiner ganzen Charakterfestigkeit, um sich in seiner schwierigen Lage aufrecht zu erhalten. Die allgemeine Mißgunst, in welche er gefallen, hatte ihren Höhepunkt erreicht. Man suchte ihn und seine Partei innerhalb und außerhalb des Parlaments lächerlich zu machen. Man legte ihnen die niedrigsten Beweggründe unter und nannte sie entweder Narren oder Schurken, oder beides. Eines Tages wurde Buxton von einem Freunde gefragt, was er sagen solle, wenn er Böses von ihm reden höre, und gab zur Antwort, indem er ein Schnippchen schlug: „Sagt das! Ihr guten Leute haltet zu viel von Euerm guten Namen. Thut Recht und es wird Euch Recht geschehen.“ Gleichwohl konnte ihn all

die Mißgunst, die er zu erfahren hatte, nicht ganz kalt lassen, und wir finden einige Jahre später, als sich die öffentliche Meinung geändert hatte, in seinen Papieren den Dank gegen Gott ausgedrückt, daß seine Hoffnungen nicht vereitelt worden seien, und daß seine Feinde nicht über ihn triumphirt hätten. Im Februar 1824 schreibt er an seine Frau: „Samstag war ein sehr geschäftiger Tag. Zusammenkunft bei Canning um 12 Uhr, wo er uns sagte, daß die Regierung beschlossen habe, dem Geschrei der Westindier nachzugeben, und nichts zu thun, außer in Trinidad, wo keine Colonial-Versammlung besteht. Dort wollen sie Alles thun, was sie im vorigen Jahre versprochen haben. Diese Furchtsamkeit ist für mich sehr schmerzlich. Sie zerstört alle unsere Hoffnungen und wird die Westindier zu dem Ausspruche berechtigen, daß wir thörichte, enthusiastische Menschen seien, und daß das englische Volk nöthig habe, von der nüchternen Besonnenheit der Regierung geleitet zu werden — und diese nüchterne Besonnenheit ist doch weiter nichts, als Feigheit."

Die Minister weigerten sich, Buxton's neuen Plan anzunehmen, und da der 16. März (welchen Tag Canning zur Besprechung der Frage im Unterhause bestimmt hatte) immer mehr herannahte, mußte sich die jetzt zu einer nur geringen Zahl von Mitgliedern zusammengeschmolzene Partei gegen Sclaverei sehr entmuthigt fühlen. Die Regierung verbarg nicht, daß sie die Politik vom vorigen Jahre zu verbessern beabsichtige, und es erschien als wahrscheinlich, daß, nachdem auf diese Weise ein Bruch mit den Führern der Partei gegen Sclaverei zu Stande gekommen sein würde, sich die Entrüstung des

Publikums allein gegen die Letztern wenden werde. Unter diesen entstand bei so bewandten Umständen eine Meinungsverschiedenheit in Bezug auf den einzuschlagenden Weg.

Viele riethen, Canning's Angriff, wenn er erfolgen sollte, mit Stillschweigen vorübergehen zu lassen und zu warten, bis der Eindruck, den seine Beredtsamkeit hervorrufen würde, vergessen wäre. Dem aber widersetzte sich Buxton mit aller Macht und wurde darin von Dr. Lushington, William Smith, W. Evans und Samuel Hoare unterstützt. Er wünschte den Kampf zu beginnen, und da ihm auch die übrigen Führer der Partei allmählig beipflichteten, einigte man sich über den Plan. Der Weg, den Buxton zu betreten hatte, lag voller Schwierigkeiten und Hindernisse. Seine Partei wurde von allen Seiten her mit Leidenschaft angegriffen. Im Unterhause waren kaum sechs Freunde der Sache, auf die man zählen durfte, während 200 Mitglieder als mehr oder weniger feindlich gesinnt betrachtet werden mußten; und nun, wo die Regierung, durch die öffentliche Meinung unterstützt, die im vorigen Jahre eingeschlagene Bahn verlassen wollte, wie konnte da das kleine Häuflein, dem nichts zur Seite stand, die geringste Hoffnung auf Erfolg hegen? Die Besorgnisse waren nur zu gegründet. Canning hielt sich sorgfältig aus der Verbindung mit denjenigen fern, deren Grundsätze und Vorschläge er im vorigen Jahre in so hohem Maaße anerkannt hatte, und deren Bestrebungen er jetzt so darstellte, als seien sie aus purer Schwärmerei hervorgegangen. Er benachrichtigte das Haus, daß die Regierung beschlossen habe, die Verbesserungen auf Trinidad einzuführen, aber für den Augenblick in den übrigen Colonieen sich auf bloße Ermahnungen beschränkend keine

strengere Maaßregeln zu ergreifen. Wir können nicht umhin, ein Beispiel seiner Beredtsamkeit hier wiederzugeben. Nachdem er zu zeigen gesucht, daß das Betragen des Volkes zu Jamaica sehr wohl zu strengen Zwangsmaaßregeln hätte Veranlassung geben können, fügt er hinzu: „Ohne Zweifel würde es leicht sein, aus den Zeitungen von Jamaica Stellen auszulesen, welche das Parlament zu gerechtem Zorne entflammen könnten, aber meine Entrüstung wird in Schranken gehalten, weil ich die Machtlosigkeit derer berücksichtige, von denen das Aergerniß ausging gegenüber der Allmacht desjenigen Körpers, welcher beleidigt worden ist. Das Bewußtsein überlegener Stärke entwaffnet den Geist der Vergeltung. Ich könnte Rache ausüben, aber viel lieber will ich die Pflichtvergessenen zur Pflicht zurückführen." In seiner Erwiederung beschuldigte Buxton die Regierung ohne Scheu der Wortbrüchigkeit. Er verlas die Beschlüsse vom vorigen Jahre und nannte sie mit Recht eine von der Regierung klar und bestimmt geleistete Bürgschaft, daß der Zustand der Sclaven-Bevölkerung verbessert werden sollte. Auch wiederholte er Canning's Worte, daß, wenn die gesetzgebenden Körper der Colonieen sich zu diesen Verbesserungen nicht verstehen wollten, wenn irgend welcher Widerstand gegen die deutlich erklärten Wünsche des Parlamentes, der nicht auf Vernunftgründen, sondern auf Hartnäckigkeit beruhe, geleistet würde, dies als ein Fall betrachtet werden müsse, wo Sr. Majestät Regierung nicht zögern dürfe, sich mit dem Parlamente zu benehmen. „Nun," sagte Buxton, „wenn diese vollgültige, wohlverständliche Bürgschaft, diese zu Gunsten aller Colonieen eingegangenen Verpflichtungen, wenn die jetzt wenigstens so verkleinert

werden sollen, als hätten sie nur einer einzigen Insel gegolten, wenn die versprochenen Vortheile den 30,000 Sclaven auf Trinidad zugestanden werden, den 350,000 aber auf Jamaica*) und den 70,000 auf Barbadoes vorenthalten bleiben sollen, wenn „so bald als möglich" zu irgend einer Zeit heißen soll, so in die unbestimmte blaue Ferne hinaus, daß Niemand sagen kann, in welchem Jahrhunderte der Augenblick herangekommen sein dürfte, wenn unser Versprechen zu handeln nicht mehr bedeutet, als daß wir erlauben wollen, daß die Sache durch Ermahnung und Beispiel langsam und allmählig gefördert werde — dann sehe ich keinen Grund, warum nicht zehn Jahrhunderte darüber verstreichen sollen, ehe die Neger aus ihrem gegenwärtigen jammervollen Elende befreit werden. Wir, die wir uns der Sache angenommen haben, wir wenigstens wollen an diesem Treubruche, dieser Pflichtvergessenheit keinen Theil haben. Ich weiß wohl, wie schwierig meine Stellung ist. Besser als irgend Jemand erkenne ich meine Unfähigkeit, gegen den glänzenden und geistreichen Redner aufzukommen, den wir eben gehört haben. Aber es ist meine Pflicht, aufzutreten, und ich will es. Ich weiß, daß ich anstoße, ich weiß, daß ich die heftigste Feindseligkeit einer aufgebrachten und mächtigen Partei gegen mich heraufbeschwöre. Ich weiß, wie der Tadel mir in die Ohren geklungen hat, seitdem jenes Versprechen gegeben wurde, und wie er klingen wird mit

*) Jamaica bildet eine Provinz oder ein Gouvernement für sich. Das Gouvernement von Barbadoes oder den Windward-Inseln umfaßt die südlichen Antillen von St. Lucia an bis Tabago (incl.).

zehnfach verdoppelter Wuth, jetzt, wo ich die Erfüllung der Versprechen fordere. Laßt ihn klingen! Ich mag diese feige Sicherstellung für mich nicht, ich will mir den Vorwurf des Gewissens nicht aufladen, wenn es spricht: Du hast die Frage anzuregen gewagt; es gelang, ein Versprechen zu erlangen; Du warst es also, der es hätte aufrecht erhalten sollen, das Versprechen, auf welches eine halbe Million Menschen ihre Hoffnungen gesetzt hatten; und dann wiederum hast Du aus Furcht vor ein wenig Mißgunst, verwirrt durch die gewinnende Beredtsamkeit des sehr ehrenwerthen Herrn, still dagesessen und ruhig zugesehen, wie seine Bürgschaft, zu Gunsten einer ganzen Inselgruppe geleistet, auf eine einzige Insel beschränkt wurde." Am Schlusse seiner Rede führte er eine Anzahl Beispiele von an Negern verübten Grausamkeiten an, und fügte noch mit Bestimmtheit hinzu: „Was ich jetzt gesagt habe, habe ich aus Pflichtgefühl gegen Alle gesagt. Ich hege keine feindseligen Gesinnungen gegen die Pflanzer: Entschädigung dem Pflanzer, Freimachung der Negerkinder, das sind meine Wünsche, das das Ziel, das gerechte, ruhmvolle Ziel, auf welches ich meine Hoffnungen gesetzt habe und dem ich mein eifrigstes Streben widmen werde mein Leben lang."

Am 1. Juni brachte Brougham die Geschichte des unglücklichen Missionars Smith vor das Parlament und erwähnte bei dieser Gelegenheit eines Umstandes, wodurch die Erhebung auf Demarara ausgezeichnet gewesen war. Er hob nämlich besonders hervor, mit welcher Mäßigung die Rebellen hier verfahren seien, bei denen das Wort Gottes eine so mächtige Wirkung gezeigt habe, daß ihr Ausspruch immer gewesen wäre: „Wir wollen kein Leben

nehmen: denn die Prediger haben uns gesagt, daß wir kein Leben nehmen dürfen, was wir nicht geben können."
Außerdem betheiligten sich noch von dieser Seite her Sir James Mackintosh, Dr. Lushington, Wilberforce, Williams und Denman an den Verhandlungen, welche übrigens nicht verfehlten, eine Aenderung in den Ansichten des Publikums über die Sclavenfrage hervorzubringen. Und das Volk, welches bis dahin die Bestürzung der Regierung getheilt hatte, fing an, zur wahren Einsicht zu erwachen, das religiöse Publikum von England nahm innigen Antheil an den Leiden der unterdrückten und verfolgten Missionare; und dieses Gefühl steigerte sich sehr bald bis zum Abscheu vor dem ganzen System, dessen natürliche Folge so große Unduldsamkeit gewesen war. Als am 15. Juni die Debatte von Wilberforce aufs Neue auf den Gegenstand hingeleitet wurde, erlangte man das Versprechen, daß der Parlamentsbeschluß auf St. Lucia und Demarara*) in derselben Weise wie auf Trinidad zur Ausführung gelangen sollte.

Zu Anfang des Jahres 1825 zog sich Wilberforce vom Parlamente zurück. Das war ein großer Verlust für unsere Partei, die ohnedies in der letzten Zeit nur sehr geringen Zuwachs erhalten hatte. Auf der andern Seite muß zugestanden werden, daß Dr. Lushington's großer Eifer und Thätigkeit, die mannigfachen Talente eines Brougham, Sir James Mackintosh und Denman in

---

*) Demarara gehört zu britisch Guiana. Dieses ist in drei Grafschaften getheilt: Demarara, Residenz des Gouverneurs, Berbice, Residenz eines Untergouverneurs, und Essequibo.

vieler Hinsicht für den Mangel einer großen Zahl von Mitgliedern reichlichen Ersatz boten. Das zwischen Dr. Lushington und Buxton bestehende innige Verhältniß blieb vom Anfange bis zum Ende des Kampfes ungeändert. Sie theilten alle Interessen, Befürchtungen und Arbeiten, und jegliches Verdienst, welches Buxton sich hierbei erwarb, muß Dr. Lushington in gleicher Weise zuerkannt werden. So bedeutend jedoch der Beistand des Letztern auch war, der größte Theil seiner Bestrebungen blieb der Oeffentlichkeit verborgen.

Ein anderes sehr einflußreiches Mitglied war Macaulay, dessen gereiftes Urtheil und reichhaltigen Kenntnisse vom größten Nutzen waren. Viele erinnern sich noch Macaulay's gebückter Gestalt, seiner verwickelten Ausdrucksweise und seiner vernachlässigten Kleidung; aber in ihm lebte der Geist eines Helden und ein Herz voll heißer Liebe zu Gott und den Menschen. Von dem Augenblicke an, wo er mit der Sclavenfrage in Verbindung trat, bis zu seinem Tode schrak er vor keiner Arbeit, keiner Entsagung zurück, scheute weder Verleumdung noch Verfolgungen, sondern opferte sich auf für das, was er als recht erkannt hatte. Zu wirken und zu leiden ohne Aussicht auf Gewinnst oder Beifall, mit der einzigen Hoffnung, das Elend Anderer zu erleichtern, das war der Beruf seines Lebens, dem er sich mit Freuden gewidmet hatte, und wir hoffen, daß die Nachwelt ihm den gerechten Ruhm zuerkennen wird, der ihm während seines Lebens vorenthalten blieb.

In den ersten vier Jahren des Kampfes für die Abschaffung der Sclaverei beschäftigten sich die Führer

desselben hauptsächlich damit, die gegenwärtigen Zustände der Colonieen nach allen Seiten hin zu beleuchten: die Ausführung der Emancipation selbst erschien noch in weiter Ferne. Dieses Bestreben wurde wesentlich unterstützt durch James Stephen's Schrift: „Delineation of Slavery“ (Darstellung der Sclaverei), welche 1824 erschien. Stephen war einer der Hauptgegner des Sclavenhandels gewesen und sein Bestreben ging jetzt dahin, das ganze System, gegen welches er aufgetreten war, sowohl im Parlamente als auch unter dem Publikum ins richtige Licht zu setzen.

Früh im Jahre 1825 griff Dr. Lushington die unwürdige Behandlung von freien Farbigen in Westindien an, und lieferte zum Belege eine Anzahl schlagender Beispiele. Im Juni desselben Jahres brachte Buxton die Geschichte eines Missionars Shrewsbury auf Barbadoes vor das Parlament, welcher ohne allen Grund angeklagt, mit Buxton correspondirt zu haben, gehängt werden sollte. Derselbe hatte jedoch, während seine Capelle von einem wüthenden Haufen gestürmt wurde, in dem Hause eines Geistlichen Zuflucht gefunden. Die Klugheit gebiete, sagte Buxton, den Namen des letzteren zu verschweigen. Denn wenn er ihn hier mit dem Ausdrucke der Hochachtung nenne, könnte es dem Geistlichen leicht ergehen wie einem gewissen Austin auf Demarara, welcher es einer ähnlichen Handlung zu verdanken habe, daß er jetzt zu Grunde gerichtet und verstoßen sei. Uebrigens stellte er in Betreff des von ihm erwähnten Falles den Antrag, nicht die Schuldigen zu bestrafen, sondern ihnen nur die Herstellung der zerstörten Capelle zu befehlen. Das Haus stimmte jedoch nur dafür, daß die Theilnehmer an dem Verbrechen einen Verweis erhalten sollten.

Buxton bemerkte noch zum Schlusse der Debatte, daß es sein fester, unabänderlicher Entschluß sei, sein ganzes Leben und all seine Kräfte zu Gunsten der Sclaven zu verwenden, und daß er aller Opposition, Mißgunst und Verleumdung unerachtet nicht davon abstehen wolle. Von diesem Tage sagt er in einem Briefe vom 24. Juni: „Zuerst hatte ich das Geschick, welches jetzt allen Fragen in Betreff Westindien's widerfährt: d. h. es zeigte sich eine große Unlust, irgend etwas zu hören; nach und nach aber gewann ich die Aufmerksamkeit der Versammlung. Es äußerte sich gerade kein sehr lebhaftes Interesse, aber man hörte meiner Erzählung an wie Jemand, der lernen will.“

Mit vorbereitenden Arbeiten war das Jahr zu Ende gegangen, und als die Sitzung von 1826 herangekommen, legte Buxton der Versammlung am 1. März die Londoner Petition vor, welche von 72,000 Personen unterschrieben war. Dabei lobte er die Wirkung des Parlamentsbeschlusses auf Trinidad und wies wiederholt darauf hin, wie wenig man sich auf den andern Inseln um die Rathschläge der Regierung gekümmert habe. „Ich wünsche nicht,“ sagte er, „bei irgend einer Partei Anstoß zu erregen, aber ich bin verpflichtet, meine feste, wohlüberlegte Meinung unverhohlen dahin auszusprechen, daß diese Versammlung entweder selbst handeln oder zugeben muß, daß die ganze Sache verloren geht.“ Am nächsten Abende trat Denman vor; Gegenstand seines Vortrags war die Hinrichtung von acht Negern nach dem Aufstande auf Jamaica im Jahre 1823, wegen deren man beschließen möge, dem Gerichte, welches das Verdammungsurtheil ausgesprochen hätte, einen Verweis zu geben. Wie un-

gerecht man dabei verfahren, geht aus folgendem Beispiele hervor: Einer der Zeugen war ein Polizeidiener. Dieser wurde gefragt, ob er Gewehre gefunden habe. Seine Antwort war: Nein; aber ihm sei ein Ort gezeigt worden, wo, wie man behauptete, Gewehre gelegen hätten. Darauf wurde er gefragt, ob er nicht eine große Menge von Munition gefunden habe, und er antwortete: Nein. Ferner, ob er keine Bayonette gefunden habe. Nein, sagte er, aber es wurde mir ein Korb gezeigt und gesagt, darin wären eine große Menge von Bayonetten gewesen. Das waren die Beweise, auf welche hin jene Männer gehängt wurden. Aber das Haus erklärte es für unpassend, die betreffenden Urtheilssprüche zum Gegenstande einer Anklage zu machen, jedoch wurde zugestanden, daß dieselben fernere Beweise von den mit der Sclaverei unzertrennlich verbundenen Uebeln abgäben.

Nach geschlossener Sitzung trat für die Partei eine Zeit der Ruhe ein. Denn Canning hatte bestimmt erklärt, daß die Regierung dem Colonial-Parlamente noch ein Jahr Ausstand geben wolle, ehe sie das Werk der Verbesserung in ihre eigenen Hände zu nehmen gedächte, so blieb denn nichts Anderes übrig, als das Ende dieser Frist abzuwarten.

Capitel X.

1822—1826.

In den letzten Jahren hatte Buxton mit seiner Familie im Frühjahre und Sommer in der Nähe des

Parlamentshauses gewohnt, jedoch auch einen großen Theil seiner Zeit bei seinen Schwägern S. Gurney in Essex und Samuel Hoare zu Hampstead zugebracht. In dem Strudel des parlamentarischen Lebens gewährten ihm diese Besuche auf dem Lande theils große Erholung, theils benutzte er dieselben zu ungestörtem Studium und tiefem Nachdenken. Im Herbste zog er dann mit Samuel Hoare nach Cromer Hall und erholte sich nach einem geschäftigen Sommer in der Zurückgezogenheit und an der Erfrischung, welche ihm dieser Ort darbot. Er verlor dabei nie die Lust an der Jagd und stand im Rufe eines ausgezeichneten Schützen. Ebenso konnte nicht leicht ein Araber größere Freude an seinen Pferden haben, und einige seiner Lieblinge waren berühmt wegen ihrer Schönheit und Ausdauer. Er stand im Rufe eines großen Pferdekenners, und kein Preis war ihm zu hoch, wenn er seinen Stall vervollständigen konnte. Gleichfalls liebte er Hunde, deren er immer viele in der besten Auswahl besaß.

War er einmal in Cromer Hall, dann verlor sich sehr bald der ernste, sorgenvolle Ausdruck, welcher sonst auf seinen Zügen lag. Auch versammelte er hier eine kleine heitere Gesellschaft aus seinen nächsten Verwandten, einigen benachbarten Familien und einem oder dem andern mit ihm näher verbundenen Parlamentsmitgliede bestehend, und sorgte ganz besonders für die Erheiterung der Jugend, welche er zu allerhand Vergnügungen anzuleiten pflegte. Diese suchte er immer so einzurichten, daß zugleich Geist und Gemüth lebhaften Antheil nehmen mußte, und das gelang ihm bei fast allen Menschen in dem Maaße, daß Viele, die in seine Nähe kamen, behaupteten, es sei, als

ob neue sonst ungekannte geistige Fähigkeiten in ihnen zur Entwickelung gebracht würden.

Ganz besondern Werth legte er darauf, daß die Jugend lerne, Wahrheiten ohne Parteilichkeit anzunehmen, und sich daran gewöhne, stets gleichsam von selbst die wahre Seite an der Sache zu ergründen, gleichviel ob die vorgefaßte Meinung dafür oder dagegen spräche. Charakterstärke, Entschlossenheit, Fleiß und Ausdauer waren diejenigen Eigenschaften, welche er in so hohem Maaße bei sich ausgebildet hatte, und von denen er den jungen Leuten zu sagen pflegte, daß sie alle Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden vermöchten. Oberflächlichkeit konnte er nirgends leiden; Alles, was man vornahm, mußte ganz und mit voller Kraft betrieben werden. Er war sehr dagegen, die Knaben zu viel an die Schulstube zu bannen, und zeigte sich stets bereit, ihnen Ferien zu verschaffen; aber dann sorgte er auch dafür, daß sie tüchtig jagen und sich im Freien umher bewegen mußten. Wiederum verlangte er strenge Befolgung seiner Befehle. Zwar konnte er diese manchmal in etwas heftigem und barschem Tone ausdrücken, aber sein liebevolles Herz, welches in allen Dingen sorgfältig die Gefühle und Neigungen derer berücksichtigte, die unter seiner Autorität standen, söhnte Jeden in vollem Maaße wieder aus. Ganz besonders zeigte sich seine Nachsicht im öffentlichen Leben. Bei Verhandlungen im Comité über schwierige Punkte mit solchen, deren Ansichten weit von den seinigen abwichen, war seine Selbstbeherrschung, seine milde Weise, mit der er Andere zu überzeugen suchte, oft bewunderungswürdig.

Damals, wo man noch kein Leuchtschiff an der Küste von Cromer aufgestellt hatte, waren Schiffbrüche in jener

Gegend sehr häufig. Barton und Samuel Hoare pflegten, wenn man ein Schiff in Gefahr wußte, die ersten am Strande zu sein, und zwar nicht blos um zu commandiren, sondern auch um selbst Hand anzulegen. Bei einer solchen Gelegenheit hätte Buxton selbst beinahe sein Leben eingebüßt. Es war am 31. October 1823, einem so stürmischen Tage, wie man ihn nicht leicht erlebt hatte, als eine Kohlenbrigg auf den Felsen des Leuchtthurms von Cromer geschleudert wurde. Das Rettungsboot ward unverzüglich ausgesetzt, aber die See wogte so fürchterlich, daß die Fischer nicht zu überreden waren, abzustoßen. Buxton, in der Hoffnung, daß sein Beispiel helfen möge, sprang hinein und rief ihnen zu, ihm zu folgen — aber vergebens. Endlich schlugen die Wellen über dem Schiffe zusammen, zertrümmerten es und spülten die schwarze Ladung ins Meer. Einen Augenblick schien die ganze Mannschaft verloren; plötzlich glaubt Buxton einen der Unglücklichen auf der Höhe einer Welle schwimmen zu sehen, springt ohne auf Hülfe zu warten in die Brandung, faßt den Mann und gelangt, ihn nach sich ziehend, im Kampfe gegen die furchtbare Strömung glücklich weit genug, um von Andern erreicht und so ganz erschöpft ans Ufer gezogen zu werden. Die That wurde allgemein für eine der kühnsten und gefahrvollsten gehalten, die man gesehen.

Ganz besonders suchte er das religiöse Leben in seiner Umgebung zu fördern. Das große Speisezimmer des Hauses füllte sich gewöhnlich Sonntags Abends mit einer gemischten Zuhörerschaft; viele Fischerleute und andere Nachbaren kamen so gut wie die eigenen Hausbewohner, und seine kurze, aber wohldurchdachte Auslegung der vorgelesenen Schriftstellen machte tiefen Eindruck. Seine

Regel dabei war, lieber nichts zu sagen, als etwas von untergeordneter Bedeutung. Wir können nicht umhin, Buxton's eigene Gedanken über Bibellesen hier kurz folgen zu lassen.

„Die Bibel zu lesen, selbst wenn man nichts mehr thut, als einen oberflächlichen Blick hineinwerfen, und nichts weiter davonträgt, als einige Bruchstücke von Wahrheit, ist gewiß sehr nützlich, und immer noch besser, als sie ganz zu vernachlässigen. Aber die eigentlichen Schätze hebt man nicht auf diese Art aus der heiligen Schrift. Wir müssen die Bibel nicht blos lesen, sondern studiren, nicht blos einen flüchtigen Blick hineinwerfen, sondern darüber nachdenken: tief mit gespannter Aufmerksamkeit, mit voller Hingebung des Herzens, voller Kraft unseres Geistes, wenn wir wünschen, uns die Schätze der Offenbarung zu eigen zu machen. Und ich bin überzeugt, daß die Schrift auf diese Weise mit Fleiß studirt und im Herzen getragen unter Gebet um die Eingebung des heiligen Geistes uns neues Licht und Klarheit in der Erkenntniß geben wird, und voll göttlicher Belehrung und unumstößlicher Wahrheiten zu allen unsern Bedürfnissen in ein so nahes, inniges Verhältniß treten muß, wie es ein minder sorgfältiges Studium niemals bewirken kann."

Buxton und Samuel Hoare gaben sich große Mühe, um in Cromer Zweigvereine der Bibel- und Missionsgesellschaft zu errichten, und machten es sich zur Pflicht, den jährlichen Zusammenkünften derselben beizuwohnen. Buxton suchte außerdem auf jede Weise die Leiden der um ihn wohnenden Menschen zu mildern, und unterstützte sie im Großen wie im Kleinen. Es war daher nicht zu

verwundern, wenn ihm von Seiten der Armen häufige Beweise von Liebe und Verehrung zu Theil wurden.

Zum Schlusse des Capitels mögen folgende charakteristische Briefe verschiedenen Inhalts aus den Jahren 1822 bis 26 ihren Platz finden.

An einen Freund. „Sie deuteten in unserm Gespräche vom vorigen Sonntage an, daß Sie sich wohl fähig fühlten, Thatsachen für Ihre Reden zu sammeln, jedoch nicht die Kunst besäßen, Ihre Berichte unterhaltend und interessant zu machen. Nun, das halte ich ohne Weiteres für durchaus unwahr. Thatsache ist, daß Jeder, der es darauf anlegt, die Fähigkeit besitzt, Andern seine Empfindungen mitzutheilen. Aber offen gesagt: glaube ich, daß Ihre studirten Vorträge ziemlich matt klingen und wenig Leben haben, und glaube die Ursache davon zu kennen. Sie bilden sich nämlich ein, bei Ihrem öffentlichen Auftreten, in vollkommenem Galla-Anzuge, nett bis auf den Scheitel erscheinen zu müssen; und daß ungekünstelte, angeborne Naivität, unvorbereiteter Humor sich für eine so feierliche Gelegenheit nicht passe. In beidem irren Sie außerordentlich. Sie sind der Meinung, das Publikum sei wißbegierig genug, um sich mit bloßen Thatsachen zu begnügen, und daß es nicht mehr Ausschmückung oder angenehmen Vortrag verlange, als ein Mathematiker. Nun, glauben Sie mir, das Publikum kann und will auch nichts verstehen, wenn es ihm nicht durch das Mittel seiner Phantasie oder Empfindung beigebracht wird; und wollen Sie Ihren Vorträgen bei dem Publikum Eingang verschaffen, so müssen Sie sich an die Punkte halten, wo es zugänglich ist. Alle Beobachtungen, welche ich in meinem Leben an solchen machte, die Erfolg hatten, und an solchen,

deren Bestrebungen fehlschlugen, liefern den Beweis davon. Dr. L., ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Talenten, hielt im Parlamente Reden, die wirklich bewunderungswürdig reich an Thatsachen waren, aber Niemand hörte ihm zu, außer Fox, der stets in größter Aufmerksamkeit versunken dasaß, und um den Grund davon befragt, antwortete: „Weil ich die Rede noch einmal zu halten gedenke." Das that er denn auch wirklich und unterhielt die Versammlung auf das Herrlichste mit ganz denselben Dingen, die aus Dr. L.'s Munde unausstehlich langweilig geklungen hatten. Warum ich all das sage? Weil ich überzeugt bin, daß, wenn Sie jene Redekunst studiren, und die Art und Weise, wie man seine eigenen Ansichten und Empfindungen am besten der Welt beibringt, Sie ungemein viel Gutes wirken können."

An einen andern Freund. „Canning's letzte Rede war wieder unübertrefflich, und nichts könnte wohl den eigenen Ehrgeiz mehr aufreizen, als wenn man solche Vollendung hört. Auch für mich gab's eine Zeit, wo ich darnach gerungen habe; aber diese Thorheit ist vorbei; und im Grunde ist es doch auch weiter nichts, als eben Gegenstand des Ehrgeizes, der in Wirklichkeit weder Ehre noch Glück bringt. Ich werde reden so gut ich kann, um zu nützen, nicht um den Namen zu haben: denn ich bin allen Ernstes der Meinung, daß eine gute Jagd ein besser Ding ist, als aller Ruhm."

Als Jemand für seinen Freund um die Secretärstelle bei einer Bergwerksgesellschaft, an welcher Buxton Theil hatte, bat, und die Worte hinzugefügt hatte: „Er ist ein tapferer Officier gewesen," schreibt Buxton: „Sie nennen ihn tapfer, aber was geht das die Bergwerke an?

Wir werden uns nicht ums Silber schlagen. Ist er ein kräftiger, energischer Kerl, der Schwierigkeiten überwinden kann? Hat er Scharfsinn und einen klaren Kopf, der nicht leidet, daß wir betrogen werden? Ist er ein Mann, der tüchtig arbeiten will? Ist er verträglich und wird er keinen Streit anfangen? Ihr Herren von der See denkt an nichts, als an Muth, und denkt, Jemandem die beste Empfehlung zu geben, wenn Ihr versichert, er sei jeden Augenblick bereit, seinem Nachbar den Schädel einzuschlagen, während wir feigen Leute des Landes weder den Streit noch streitende Menschen lieben."

An einen Geistlichen. „Ich wünschte, Sie wären hier: denn ich habe wirklich großes Bedürfniß, mit Ihnen zu reden, und zwar, merkwürdig genug, über einen Gegenstand, der allein Sie angeht, und mit dem ich nichts zu thun habe. Ich erinnere mich zweier Aeußerungen von Ihnen, die damals großen Eindruck auf mich machten, so wenig man es mir vielleicht auch angemerkt hat. Einmal sagten Sie: „Ich wollte, ich wäre Gutsbesitzer. Zwar würden meine Pferde und Hunde und was sonst zur Wirthschaft gehört, nicht die besten sein; aber ich würde mir Mühe geben, für das Wohl derer zu sorgen, über die ich zu befehlen hätte. Ein Gutsbesitzer, der sich diesem Berufe so ganz hingäbe, müßte sehr viel Gutes thun können." Ein andermal sagten Sie zu einem Ihrer Gemeindemitglieder, der ein großer Musikfreund war: „Ich höre auch gern Musik und hoffe mich noch manches Mal daran zu erfreuen, will aber warten, bis ich in den Himmel komme." Nun habe ich mir oft diese Ihre Worte mit Nutzen ins Gedächtniß zurückgerufen, und halte es für meine Pflicht, sie Ihnen endlich auch zu Gute kommen

zu lassen; ich denke nämlich, Sie werden sie jetzt gerade brauchen können. Wie ich höre, wollen Sie ein Haus bauen; und das wird ohne Zweifel mit ausgezeichnetem Geschmack geschehen; nachher muß es inwendig gehörig eingerichtet werden, und dann wollen Sie auch Ihren Garten nett anlegen; und wenn all das fertig ist, zieht Ihr Herz hinein und setzt sich zur Ruhe. Genug — die ganze Sache wird einen gewöhnlichen Landpfarrer aus Ihnen machen; ich meine nicht so einen, der gern zu Mittag ißt und sein Glas Wein liebt, sondern Sie werden eher zu jener Classe von raffinirten Kleinigkeitskrämern gehören, die Haus und Garten verschönern, und die Seelen ihrer Gemeinde sich selbst überlassen. Nun, ganz so schlimm meine ich es nicht: denn im Grunde weiß ich doch, daß Sie unter allen Umständen und allen Verführungen zum Trotz ein musterhafter Geistlicher bleiben. Sie werden Ihre Schulen einrichten, wöchentliche Gottesdienste halten, und nicht aufhören, in Ihrer gesunden, lebendigen, ächt evangelischen Weise von der Kanzel zu predigen; auch will ich eigentlich nur sagen, daß gerade so viel Zuneigung, wie Sie dem neuen Hause schenken, Ihrer Gemeinde entzogen bleibt. . . . . . .

Sie fragen vielleicht, was Ihnen ein bequemes Haus schaden kann, und daß das bequeme Haus schön aussieht und hübsch eingerichtet ist? Derselbe, der Ihnen das ins Ohr geraunt, hat zu mir gesagt: „Ein Paar Hunde können Dir nicht schaden, und wenn Du überhaupt welche hältst, warum willst Du sie ausgezeichnet haben? Du hegst Wild; so thue das ordentlich und besser als andere Leute;" und hat auf diese Weise mein Herz andern bessern Dingen weggestohlen. . . . . .

Und wenn Sie der Tod über 20 Jahre heimsucht, wollen Sie dem sagen: „Dies Haus hab' ich gebaut, ein Pfarrhaus reinsten Stils, wie Jeder sagen muß; diese Bilder habe ich mir auch ausgesucht; und dann bemerke gefälligst die Pracht dieser Bäume, die ich gepflanzt habe, wie bequem mein Studirzimmer ist, und die prächtige Aussicht aus diesem Fenster?" oder wollen Sie lieber sagen: „In dieser gemüthlichen Wohnung habe ich meine Tage verlebt, Luxus ist keiner darin, auch nichts Besonderes hier zu bewundern; aber da ist meine Gemeinde; jedes Kind kann die Bibel lesen und liest sie gern; in jedem Hause wird gebetet, jedes Herz weiß, daß Christus lebt und in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen?" ......

Niemand hat Ueberfluß an Macht: und unter Macht verstehe ich: Zeit, Anlagen, Geld, Einfluß. Da giebt's Gelegenheit genug, um all das anzuwenden, und mehr als Alles, was selbst der Reichste hat.......

Nun, jedes Wort dieser Epistel stimmt mit meiner Lebensart nicht überein; aber das thut nichts; Wahrheit ist Wahrheit, woher sie auch kommen mag. Und ich hab' Ihnen auch all das nur geschrieben, weil ich von Ihnen und Ihren Fähigkeiten die höchste Meinung hege, und weil ich wünsche, daß Ihre Gemeinde ein Beispiel abgeben möge von dem, was ein Geistlicher, der Anlagen, Vermögen und Einfluß hat unter sonst alltäglichen Verhältnissen, fertig bringt. Vielleicht sind ja auch meine Prophezeiungen ganz ungegründet, und vielleicht wird Ihr Herz dem neuen Hause gar nicht anhängen. Ist dem so, dann geben Sie diesen Brief Ihrer Magd, daß sie das Feuer damit anzündet. Wenn Sie aber glauben,

daß mitten in Ihrem gegenwärtigen Glück meine freundschaftlichen Winke möglicher Weise nicht ohne allen Werth für Sie sein sollten, so bewahren Sie dies auf als ein Andenken an Ihren treuen Freund Buxton."

Capitel XI.

1826, 1827.

Das Aufschubsjahr, welches die Regierung den Colonieen bewilligt hatte, und in dem alle Bestrebungen zur Abschaffung der Sclaverei ruhen sollten, benutzte Buxton, um sich einem neuen, aber jenem verwandten Gegenstande zu widmen. Einige Monate vorher hatte ihn nämlich ein Herr Byam besucht, welcher von seinem Posten als Polizeidirector auf Mauritius*) voller Entrüstung zurückgekehrt war über die Mißbräuche, deren er dort Zeuge gewesen. Er versicherte, daß auf jener Insel der Sclavenhandel noch in erschreckender Weise blühe; Einwohner und Obrigkeit wären beide gleich viel dabei betheiligt, und die arbeitenden Sclaven würden mit abscheulicher Grausamkeit behandelt: um so mehr, da der etwa eintretende Verlust an solchen mit Leichtigkeit ersetzt werden könne. Mauritius war von Frankreich erst 1810 an England abgetreten worden, also 3 Jahre später, als der Sclavenhandel auf den britischen Colonieen abgeschafft worden war. Theils mag dieser Umstand, theils auch die Nähe

---

*) Mauritius (früher isle de France) gehört zu der östlich-africanischen Inselgruppe der Mascarenen.

der africanischen Küste schuld daran gewesen sein, daß der Sclavenhandel in jenen Gegenden mit Ausnahme eines ganz kurzen Zwischenraums noch immer fortbestand. Diesen traurigen Nachrichten konnte Buxton nicht sogleich Glauben schenken, um so weniger durfte er unterlassen, ihre Spuren zu verfolgen. Von Byam und Andern, besonders von General Hall, dem frühern Gouverneur von Mauritius, erhielt er eine Menge von Actenstücken, deren Inhalt ihm nach langer und genauer Prüfung zeigte, daß jene Erzählungen wahr sein müßten. Wie durfte er nun, obgleich es nichts Geringes war, gegen einen so weit entfernten und schwer erreichbaren Feind zu Felde zu ziehen, von solchen Ungerechtigkeiten wissen, ohne dagegen aufzutreten? Zu dieser Zeit dachte er wenig daran, daß nach 6 Jahren auf den britischen Besitzungen keine Sclaverei mehr existiren würde. Er erwartete einen viel längeren Kampf und konnte doch nicht zugeben, daß solche Gräuel fortdauerten. Ein Jahr der Muße lag vor ihm, und in Verbindung mit Dr. Lushington und Andern nahm er die Sache in seine Hand. Der Operationsplan war bald entworfen, und Georg Stephen, ein abgesagter Feind der Sclaverei, unternahm es, Beweise aufzusuchen und festzustellen. Das erste Zeugniß gab eine englische Magd der Frau Byam ab, die während ihres Aufenthaltes auf Mauritius den Sclaven viele Wohlthaten erzeigt hatte. Besonders eins ihrer Erlebnisse machte auf Buxton tiefen Eindruck. In der Nacht, ehe Byam's Familie die Insel verlassen sollte, war jene durch eine leise Stimme aufgeweckt worden, die ihr von außen zurief; sie stand auf und erschrak, als sie den ganzen Hof voller Neger stehen sah. Dieselben fielen auf die Kniee und flehten sie an,

dem allmächtigen Gott, in dessen Land sie jetzt ginge, von den Leiden der Sclaven zu erzählen, und ihn um Hülfe dagegen anzusprechen.

Am 9. Mai 1826 brachte Buxton die Sache vor das Parlament. Er erinnerte daran, daß der Sclavenhandel nach dem Gesetze ein schweres Verbrechen sei, und bewies sowohl durch eine große Anzahl von Zeugenaussagen, als auch durch eine geschickt angestellte Berechnung, daß der Sclavenhandel trotzdem noch nicht abgeschafft worden sei. Er schloß damit, daß er ein herzzerreißendes Bild von allen Schrecken entwarf, welche die unglücklichen Opfer theils beim Einfangen, theils auf der Reise zu erdulden hätten. Zwar erlangte er die Bildung eines besondern Comités, welches untersuchen sollte, ob der Sclavenhandel auf Mauritius noch fortbestände oder nicht, jedoch wurden die Arbeiten desselben durch die Auflösung des Parlamentes bald unterbrochen, und Buxton befand sich zu Anfang Juni in sehr stürmische Wahlkämpfe zu Weymouth verwickelt. Es war nämlich der Wahlbezirk von Weymouth vergrößert worden, und es mußten vier neue Candidaten gewählt werden. Die Nicht-Wähler und das niedere Volk standen auf der Seite der Tory-Candidaten und machten Anstalt, sich des Stadthauses zu bemächtigen, um die Whigstimmen mit Gewalt zu unterdrücken. Die Obrigkeit stellte eine Abtheilung Cavallerie auf, deren Reihen aber von der Menge durchbrochen wurden, welche jetzt mit solcher Macht in das Rathhaus stürmte, daß viele der mit der Wahl beschäftigten Herren durchs Fenster flüchten mußten. Man umstellte nun das Haus mit Polizeimannschaften; aber auch diese wurden an den zwei folgenden Tagen mit Macht zurückgedrängt. Buxton hielt

sich von diesem Tumulte so fern als möglich; seine eigene Wahl war durchaus sicher und er persönlich so allgemein beliebt, daß er selbst von Torymännern mit Beifallsrufen empfangen wurde, und man sich an ihn drängte, um ihn zu begrüßen. Die Wahl dauerte 15 Tage und das Ende war, daß Buxton mit einer bedeutenden Majorität obenan stand, die andern Whigcandidaten aber drei Torymännern Platz machen mußten. Während dieser Zeit schreibt Buxton: „Heute ist der sechste Tag der Wahl, und wahrscheinlich wird sie noch 6 Tage dauern. Sie wird mit der größten Heftigkeit und ungeheurem Kostenaufwande betrieben. Man sagt, *** gäbe täglich 1500 Pfd. St. aus; *) er hält neun Wirthshäuser offen, wo Alles, Männer und Weiber, aus der Stadt oder vom Lande willkommen ist, frei essen und trinken kann nach Herzens Lust; und die ganze Stadt ist auch wirklich betrunken." An sein Comité schrieb er: „Ich wünsche hiermit schriftlich zu wiederholen, was ich schon mehrere Male ausgesprochen, und gestern noch erklärt habe, daß ich nämlich an allen gesetzwidrigen Ausgaben keinen Antheil haben will. Ich bezahle nichts, um Wirthshäuser offen zu halten. Wenn es Jemand auf seine Verantwortung hin thun will, so sei ihm hierdurch auf das Deutlichste zu verstehen gegeben, daß er später keinen Anspruch an mich zu machen hat. Es ist durchaus gegen meine Grundsätze, auf ungesetzlichem Wege mir eine einflußreiche Stellung zu verschaffen."

---

*) Bekanntlich scheut man sich in England nicht, seine Wähler im allergroßartigsten Maaßstabe zu bestechen; jedoch war damals diese Unsitte wohl noch mehr, als jetzt an der Tagesordnung.

Die übrige Zeit des Jahres 1826 wurde hauptsächlich dazu verwandt, alle Beweisgründe zu Gunsten der Mauritius-Frage herbeizuschaffen. Zu diesem Zwecke bereiste G. Stephen alle Theile England's, wo er Soldaten vermuthete, welche zu irgend einer Zeit auf Mauritius gedient hatten, und so wurden die Aussagen von 320 gewichtigen Zeugen gesammelt, welche alle für das Bestehen des Sclavenhandels sprachen. Am 9. Mai trat Buxton im Parlamente vor und klagte die Obrigkeiten von Mauritius an, sich grober Vernachlässigungen schuldig gemacht zu haben. Dagegen erhob sich der letzte Gouverneur der Insel, Sir Robert Farquhar, und forderte ihn auf, den Beweis für seine Behauptung zu liefern, wodurch Buxton sich gezwungen sah, die Anklage persönlich zu machen, was er zu umgehen gehofft hatte.

Aber schon zu schwer hatte das Gewicht der Arbeit und alle Sorgen, welche die Führung des Kampfes mit sich brachte, auf ihm gelastet, und seine Gesundheit zeigte sich so angegriffen, daß der Arzt es ihm zur Pflicht machte, sich Ruhe und Erholung zu gönnen. Demnach verließ er endlich nach langem Widerstreben die Stadt, um den dringendsten Geschäften auszuweichen, und begab sich aufs Land. Jedoch auch hier hörte er nicht auf zu arbeiten, und als er gerade damit beschäftigt war, einen Ueberblick über die gesammelten Beweise für die grenzenlosen Grausamkeiten zu gewinnen, welchen die Neger sowohl auf der Reise, als auch nachher im Zustande der Sclaverei unterworfen waren, wurde er plötzlich von einer so schweren Krankheit befallen, daß Angehörige und Freunde um sein Leben lange ernstlich besorgt waren. Darüber verging der Tag, an welchem Buxton den Antrag in

Betreff Mauritius hatte stellen wollen, und so blieb dieses Jahr ohne Resultat für die Sache.

Capitel XII.

1827, 1828.

Sobald es seine Kräfte gestatteten, kehrte Burton nach Cromer Hall zurück, wo er sich lange aller sitzenden Beschäftigung enthalten mußte. Diese ungewohnte Muße blieb nicht ohne großen Nutzen für ihn; denn fern von den gewöhnlichen Arbeiten konnte er sich ungestört mit seinem Innern beschäftigen, und durch Nachdenken und Gebet jene Grundsätze befestigen, denen seine ganze Thätigkeit entsprungen war. Den größten Theil der Zeit füllten religiöse Betrachtungen und fleißiges Studium der heiligen Schrift aus. Die Randbemerkungen in seiner Bibel zeugen davon. Welche Erquickung er in den Psalmen fand, besonders wenn er so recht tief betrübt war, wie das seine ganze Thätigkeit nur zu häufig mit sich bringen mußte, ersehen wir aus Folgendem: „Da ich nirgends Trost fand," schreibt er, „suchte ich ihn in der Bibel und vor Allem in den Psalmen. Sie enthalten für Jedermann, der sie mit Nachdenken liest, des Herrlichen und Lehrreichen viel; aber um sie so recht gründlich zu verstehen, dazu gehören Zeiten der Angst. Wo David die Noth seines Herzens besingt, fand ich das lebendige Bild meines Innern wieder. Ich betete in seiner herrlichen Sprache, und Gott sei's gedankt, auch ich konnte mit ihm Gott danken und lobpreisen. Diese Stunden der Andacht haben auf mein

Inneres eine tiefe und, wie ich fest glaube, eine bleibende Wirkung gehabt. Ich lese jetzt die Bibel mit einer Freude, ja oft mit einem innerlichen Entzücken, wie ich es früher nicht gekannt habe. In der Betrübniß meines Herzens nehme ich zu den Psalmen meine Zuflucht, und die sind für mich reich an Gebeten."

Eine kleine Bibel in der Hand pflegte er die Wälder aufzusuchen mit ihrer göttlichen Stille, wie sein Ausdruck war, und sich unter den Bäumen in tiefen Betrachtungen über das Gelesene zu ergehen. Ein eigentliches Tagebuch führte er nicht, aber es finden sich viele einzelne Papiere vor, auf denen seine Gedanken niedergeschrieben sind. Einige davon enthalten Vorbereitungen zu Gebeten, die er schriftlich zu entwerfen pflegte. „Ich habe die Gewohnheit," sagt er, „mich auf den Inhalt des Gebetes, welches ich entweder mit meiner Familie oder für mich allein halten will, vorzubereiten. Nicht, daß ich ein wörtliches Aufsetzen des Gebetes empfehlen möchte: aber es ist doch gut, vorher darüber nachzudenken, um was man bitten will. Mir scheint, daß ohne eine solche Vorbereitung unser Gemüth leicht verleitet wird, sich zu zerstreuen, und daß wir unser Gebet mehr in Worte fassen, die die Gewohnheit eingiebt, als daß wir so recht innerlich fühlen, was uns gerade noth thut. Mir ist wenigstens diese Gewohnheit immer sehr wohl zu Statten gekommen.

Daß meine Gebete erhört wurden, ist mir stets klar gewesen; das soll aber nicht heißen, als ob meine Bitten jedesmal erfüllt worden wären, was ich auch weder erwarten noch wünschen möchte — freilich meistens war es der Fall. Ich bitte um nichts ohne den Zusatz: soweit es zu meinem Besten dient und Gottes Wille ist. Aber

damit fühle ich mich auch berechtigt, meine Wünsche sämmtlich Gott vorzutragen, große so gut wie kleine, und denke auch eigentlich, daß vor ihm kein Ding klein ist. Wir sehen ja, daß er ebenso gut das beachtet, was wir gering nennen, wie diejenigen Dinge, die wir für wichtig halten. Gottes Hand offenbart sich nicht minder im Flügel des Schmetterlings, im Auge des Insecten, in den wunderbaren Canälen, die dem Blatte Nahrung zuführen, als in der Weltschöpfung und den Gesetzen, nach denen sich die Planeten bewegen."

Gegen Ende des Jahres 1827 hörte Buxton zu seiner großen Freude, daß Lord William Bentinck zum General-Gouverneur von Indien bestimmt sei, und eilte nach London, um die Suttee-Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Er bat ihn, Alles anzuwenden, damit diese Grausamkeit aufhöre, und es dauerte auch nicht lange, so erhielt Buxton die erfreuliche Nachricht, daß Lord Bentinck kurz nach seiner Ankunft in Indien das Uebel mit einem Schlage ausgerottet habe.

Im Laufe des Winters mußte Buxton zu seinem großen Bedauern Cromer Hall verlassen, weil es der Eigenthümer selbst bewohnen wollte. Da er nun die Gegend nicht zu verlassen wünschte, nahm er gern das Anerbieten seines Schwagers Gurney an, nach dem Landhause Northrepps Hall zu ziehen. Dieses war zwar viel kleiner, als Cromer Hall, bot jedoch auch manche Annehmlichkeiten dar, besonders die, daß eine seiner Schwestern mit ihrer Cousine Fräulein Gurney in dem nur ¼ englische Meile davon entfernten Hause Northrepps Cottage wohnten. Zwischen beiden Häusern führte ein schattiger Pfad, welchen Buxton häufig einzuschlagen pflegte,

wenn er in der Gesellschaft der beiden Damen Erheiterung suchte und sich über manche Dinge, die ihn gerade besonders bewegten, aussprechen wollte.

Kaum hatte er sich in Northrepps niedergelassen, so mußte er schon trotz seiner noch immer schwächlichen Gesundheit zur Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten nach London eilen. Seine Thätigkeit wurde hier zunächst für Westindien in Anspruch genommen. Das von Canning bewilligte Aufschubsjahr war mehr als abgelaufen, und die Colonial=Parlamente hatten nichts gethan, um das Elend der Sclaven zu mildern. Von den acht Vorschlägen, welche man ihnen anzunehmen gerathen hatte, war von Seiten der Colonieen, Nevis*) ausgenommen, nicht ein einziger beachtet worden. Trotzdem wollte die Regierung noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, mehr durch Ueberredung, als durch Zwang zum Ziele zu gelangen, und als letzten Versuch der Güte ließ der Colonial=Secretär Sir Georg Murray 1828 an alle Colonial=Parlamente Rundschreiben ergehen, durch welche diese noch einmal in bestimmten Ausdrücken ermahnt wurden, die gewünschten Verbesserungen der Sclaven=Zustände selbst vorzunehmen. Aber auch diese Rundschreiben blieben vollständig unberücksichtigt. Wäre Buxton's Gesundheit stärker gewesen, gewiß würde er dann Alles aufgeboten haben, um die Regierung zu entschiedeneren Maaßregeln zu vermögen; aber seine Körperkraft versagte den Dienst.

Am 6. März suchte ein Mitglied der Gegenpartei dem Unterhause zu zeigen, wie wünschenswerth es sei,

---

*) Nevis gehört zum Gouvernement Antigua oder der Leewards=Inseln.

daß man sich aller Zwangsmaaßregeln gegen die Colonieen enthalte. Buxton hatte gegen diesen auftreten wollen, war aber durch heftiges Unwohlsein mitten in seinen Vorbereitungen unterbrochen worden, und im Parlamente ohne die Absicht zu sprechen erschienen. Zu seinem Verdrusse fand er jedoch, daß von seiner Partei außer ihm nur William Smith zugegen war: und die Rede des Gegners war so geschickt gehalten, daß Buxton sie nur mit wahrer Betrübniß anhören konnte, während er vergeblich hoffte, Brougham oder Dr. Lushington möchten ihm zu Hülfe kommen. Als seine Partei endlich noch von einem andern Gegner in den bittersten Ausdrücken angegriffen wurde, konnte er nicht widerstehen und erhob sich, um den Angriff zurückzuschlagen. „Das sehr ehrenwerthe Mitglied," sagte er, „hat uns eine lange Vorlesung über Selbstbeherrschung und Mäßigung gehalten, und uns zuletzt gar Uebertreibung, Entstellung von Thatsachen und sinnlose Salbaderei vorgeworfen. Doch muß ich hinzufügen: zugleich mit uns sind auch andere treffliche Dinge von seinen Stichelreden getroffen worden: denn sein Spott verschonte weder Menschen-Rechte noch göttliche Gesetze. Jetzt fordere ich von ihm, daß er nur ein Beispiel anführe, wo wir Thatsachen entstellt hätten; er möge endlich aufhören, uns so im Allgemeinen zu verdammen, und die Punkte einzeln hervorheben, wo wir das Vaterland hintergangen haben sollen. Gegen ihn will ich dasselbe thun und jene Punkte bezeichnen, wo er sich der Entstellung von Thatsachen schuldig gemacht hat."

Er ging darauf über, zu erwähnen, mit welcher Bestimmtheit von den Westindiern die Anwendung der Prügel-

strafe, das Halten von Sonntagsmärkten und die gegen Freilassung von Sclaven bestehenden Hindernisse geleugnet würden. Da seine Gegner fortwährend die Meinung verfochten, als sei der Zustand der Sclaven ein glücklicher, fragte er: „Woher kommt es denn, daß die Zahl dieser Glücklichsten der Glücklichen in einem Maaße abnimmt, wovon kein zweites Beispiel in der menschlichen Geschichte zu finden ist? *) Das sehr ehrenwerthe Mitglied hat meinen Freund (W. Smith) wegen Anwendung der Ausdrücke: Menschenrechte und göttliche Gesetze angegriffen, und ich wundere mich wahrlich nicht, daß er sich durch diese mißliebigen Worte einigermaaßen betroffen fühlt; denn man kann nicht an Sclaverei denken, ohne sich zu sagen, daß sie auf Mißbrauch der erstern und auf Schändung der letztern beruht. Der sehr ehrenwerthe Herr sagt uns, daß das von uns gegebene Versprechen, die Sclaverei abzuschaffen, mit demjenigen unvereinbar sei, welches uns verpflichtet, den Rechten der dabei interessirten Parteien schuldige Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Uns bliebe, sagt er, nur die Wahl übrig, den Pflanzer zu opfern im Interesse des Negers, oder den Neger im Interesse des Pflanzers. Stehen wir so, und müssen uns für das eine oder andere entscheiden, so fällt mein Urtheil entschieden zu Gunsten des Sclaven aus. Und es ist eben die Berücksichtigung der Menschenrechte und göttlichen Gesetze, und nur die allein, welche diese unzweideutige Entscheidung in mir herbeiführt."

---

*) Dieses Argument Burton's (nämlich die rasche Abnahme der Sclavenbevölkerung auf den englischen Colonieen) finden wir später noch weiter entwickelt.

„Ich möchte,“ so schloß er, „dem Neger Alles geben, was ich ihm ohne Gefahr für das allgemeine Wohl verschaffen könnte; ich möchte Alles thun, was möglich ist, um sein hartes Loos zu mildern; aber für seine Kinder wünsche ich unbedingte Freiheit. Ich will gern entschädigen, aber diese Entschädigung muß die größte Ausdehnung erhalten. Fordert Ihr Entschädigung für den, der die Peitsche führt, so fordere ich dasselbe für diejenigen, welche die Streiche zu erleiden haben. Fordert Ihr Entschädigung für Verlust an Eigenthum, so fordere ich sie auch für maaßlos erlittenes Unrecht, dessen geringster Theil die Unmöglichkeit ist, irgend welches Eigenthum zu erlangen. Wird Entschädigung verlangt, so geben wir die Forderung zurück. Denn das ist es ja eben, was wir so sehnlichst wünschen: nur muß es gerechte Entschädigung sein, und auch der ganzen großen Masse von Menschen zu Gute kommen, die so viel gelitten haben, aber nicht allein die wenigen betreffen, welche vielleicht nur hie und da zu leiden haben werden.“

Zwar verfehlte die Rede ihre Wirkung nicht, aber es traten andere Umstände ein, welche hinderten, daß die Sache während dieser Sitzung wesentlich hätte gefördert werden können. Brougham, der den Kampf in seine Hand nehmen wollte, wurde krank, und Dr. Lushington war zu sehr mit Geschäften überladen, um allein handeln zu können. Beide waren jedoch während des letzten Jahres eifrigst bemüht gewesen, um die freien Farbigen in Westindien aus ihrer traurigen und gedrückten Lage zu befreien. In der Sitzung von 1828 wurden diese Bestrebungen endlich mit Erfolg gekrönt. Es wurde nämlich ein Cabinetsbefehl erlassen, nach welchem die freien Far-

digen mit ihren weißen Mitbürgern auf gleicher Stufe stehen sollten — eine Maaßregel, welche für die Verbesserung der westindischen Zustände sofort die günstigsten Folgen hatte.

Da Buxton sich noch nicht fähig fühlte, die Angelegenheit in Betreff Mauritius weiter zu führen, erbot er sich, die Regierung in Besitz aller dazu gehörigen Urkunden und Beweisstücke zu setzen, unter der Bedingung, daß sie jetzt die Sache in die Hand nehmen wolle. Dazu kam es jedoch nicht. Denn obgleich man die Versicherung gab, daß dem Sclavenhandel Einhalt gethan und die Führung von Sclavenverzeichnissen durchgesetzt worden sei, wollte die Regierung doch erst die Berichte ihrer vor einiger Zeit ausgeschickten Untersuchungs-Commission abwarten, ehe sie sich zu neuen Schritten entschlösse.

Capitel XIII.

1828, 1829.

In diesem Jahre (1828) fand Buxton endlich Zeit und Gelegenheit, seinen Einfluß im Parlamente für einen Gegenstand zu verwenden, auf den schon vor mehreren Jahren seine Aufmerksamkeit gerichtet worden war, ohne daß es ihm die dringenderen Arbeiten verstattet hätten, sich seiner anzunehmen. Es war nämlich zu Anfang des Jahrzehnts ein Dr. Philipp von Seiten der Londoner Missionsgesellschaft nach dem Cap der guten Hoffnung geschickt worden, um die Wirksamkeit der dortigen Mission in Augenschein zu nehmen. Bei der Ausführung dieses

seines Auftrages konnte es ihm nicht entgehen, daß die Hottentotten von den Einwohnern der Cap-Colonie, besonders aber von den Holländern, im Zustande traurigster Unterdrückung erhalten würden. Vor 170 Jahren waren sie noch im ungestörten Besitze jenes fruchtbaren Landstriches gewesen, welchen man jetzt unter dem Namen Cap-Colonie begreift. 1652 fand die erste holländische Niederlassung Statt, und seitdem litten die frühern freien Eigenthümer des Bodens unter dem Joche, welches ihnen die christlichen Eindringlinge gewaltsam auferlegt hatten. Dr. Philipp erzählte, die Hottentotten seien nicht, wie die Negersclaven, gesetzmäßiges Eigenthum gewisser Individuen, sondern Jeder könne sie unterjochen und zu Dienstleistungen zwingen wie es ihm beliebe; ja sie genössen nicht einmal des Schutzes, welchen jeder Herr seinem Sclaven angedeihen zu lassen verpflichtet sei. Sie waren eben öffentliches Eigenthum, dessen sich Alle bedienten, der Einzelne je nach seinem Bedürfnisse. Ihr reiches Land, ihre ungeheuren Heerden waren seit lange den Gewalthabern zur Beute geworden. Die Holländer hatten sie zu den schwersten Arbeiten verwandt, sie mit den furchtbarsten Anstrengungen gequält, und die größten Entbehrungen, die empörendsten Strafen leiden lassen. Unter diesem entsetzlichen Elende war ihre Zahl sichtlich geschwunden, ihre Körper waren zu Zwergen zusammengeschrumpft, ihr Geist verthiert, und selbst die Negersclaven sahen auf sie herab, und betrachteten sie als die Knechte, welche weit unter ihnen ständen, und viel zu tief, um noch Menschen zu heißen.

Alles das hatte man schon 1822 durch Dr. Philipp erfahren, und obgleich schon damals Wilberforce nicht

ohne allen Nutzen für diese Unglücklichen das Wort im Unterhause ergriffen hatte, gelang es Buxton doch erst jetzt, entscheidende Schritte herbeizuführen. Auf seinen Antrag hin beschloß das Parlament, dem Könige eine Addresse zu Gunsten der Eingebornen von Süd-Africa einzureichen, und die glückliche Folge davon war, daß die Hottentotten für frei erklärt werden.

„Je mehr ich über diese Sache nachdenke,“ schreibt Buxton kurz darauf an Dr. Philipp, „um so größer erscheint mir ihre Bedeutung. Denn sie steht ja in genauer Verbindung mit all den großen Fragen, welche das Publikum jetzt beschäftigen, und deren Zweck darin besteht, die Zustände der farbigen Bevölkerung aller Welttheile zu verbessern. Sie bildet einen der Hauptgrundsteine zu dem Gebäude, an dessen Errichtung Wilberforce schon so lange zum Schutze der Unterdrückten arbeitet. Sie hat dem Bau mehr Festigkeit und Halt gegeben, und wird das Ganze sichern und seinen Fortgang erleichtern. Ich wünschte, Sie könnten auf unsern Missionsstationen zugegen sein, wenn die Freudenbotschaft verkündet wird; Sie würden manch Auge strahlen, manche Freudenthränen fließen sehen und Ihren Namen erschallen hören, vereint mit Danksagungen gegen Gott für diese unerwartete Befreiung.“

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zwei Tage nachdem Buxton's Antrag im Parlamente angenommen worden war, General Bourke, der gerechte und wohlwollende Gouverneur des Caps, eine Verordnung erließ, welche die Hottentotten den übrigen Bewohnern der Colonie in allen Rechten gleichstellte. Sobald der Colonial-Secretär Sir George Murray von diesem Schritte

hörte, wurde ein Cabinetsbefehl zur Bestätigung der Verordnung ausgefertigt, und so verhindert, daß dieselbe später nicht etwa durch irgend eine Autorität auf der Colonie wieder geändert werden könnte.

Als Buxton, welcher Herbst und Winter in Northrepps zugebracht hatte, 1829 zur Sitzung nach London kam, fand er die Angelegenheit zu diesem glücklichen Ende geführt. Seine Freude darüber war nicht ungegründet. Denn von dem Tage an, wo die Verordnung Gesetzeskraft erhielt, standen die Hottentotten auf gleicher Stufe mit ihren weißen Unterdrückern, genossen des Schutzes der Gesetze, konnten Eigenthum erwerben, Lohn fordern für ihre Arbeit, durften nicht mehr aufgefangen werden wie verlaufenes Vieh; — kurz, sie wurden ein freies Volk, und seit dem Tage haben Civilisation und Christenthum ihren Segen in vollem Maaße über sie ausgebreitet. Zwar wurden unter den Colonisten eine Zeit lang wegen dieses plötzlichen Eingriffes in ihre ungerechten Privilegien die heftigsten Klagen laut, aber nach einigen unbedeutenden Bewegungen legte sich ihre Wuth, verschwanden ihre Befürchtungen, und eine achtzehnjährige Erfahrung hat hinreichend bewiesen, wie weise und gerecht diese wichtige Maaßregel gewesen ist.

Auf der nordöstlichen Seite der Colonie liegt das reiche Weideland des Kat River, aus dem die Kaffern nach einem langen Guerilla-Kriege vertrieben worden waren. Hier hatte die Regierung der Colonie auf Anrathen eines Capitän Stockenstrom beschlossen, eine Niederlassung von Hottentotten zu errichten, welche als eine Art Vorwerk gegen die Kaffern dienen sollte; jedoch beab-

sichtigte man damit auch die verborgenen Kräfte der Hottentotten zur Entwickelung zu bringen. Diese strömten von allen Seiten der Colonie herbei, hatten aber lange mit Noth und Gefahren aller Art zu kämpfen. Capitän Stockenstrom hatte keine Werkzeuge für sie, und als er gefragt wurde, womit sie das Land bebauen sollten, antwortete er ihnen: „Könnt Ihr's nicht mit Euren Fingern fertig bringen, so geht lieber nicht hin.“ Nichtsdestoweniger machten sie sich an die Arbeit, einer lieh dem andern die Werkzeuge wie er sie gerade besaß, und bald durchrieselten Wassercanäle das Land, welches ihnen von der Regierung zum Bewirthschaften angewiesen worden war. Als Dr. Philipp von England zurückkehrte, fand er zwar, daß ihnen noch das Nöthigste zum Leben fehlte, gleichwohl hatten sie nicht nur angefangen den Boden zu bebauen, sondern auch viele unter ihnen, welche schon in der Colonie von Missionaren unterrichtet worden waren, dürsteten nach Belehrung, aber die Regierung hatte noch nicht erlaubt, daß sie von Lehrern regelmäßig besucht würden. In einem der neuen Weiler, welches den Namen Wilberforce führte, war eine Schule errichtet worden, in der 60—70 Kinder saßen. Der Lehrer war ein junger Hottentotte, welcher selbst nur unvollkommen lesen konnte, und deßhalb gegen Dr. Philipp äußerte, daß er willens sei, sobald ein unterrichteter Lehrer käme, sein Amt niederzulegen und sich zu den Kindern zu setzen. In einem andern Weiler befand sich schon eine Schule in ausgezeichneter Ordnung unter Leitung der Tochter von Andreas Stoffels, eines bekehrten Hottentotten. Als Dr. Philipp weiter ging, bemerkte er eine gutgekleidete Hottentottin, welche auf einem Steine stehend eine kleine Glocke läutete.

Er folgte ihr unbemerkt und fand sie bald in einer Hütte mit 50 Kindern, welche dicht gedrängt um sie her saßen. Sie war die Schullehrerin des Dorfes und hatte zum Unterrichte weiter nichts, als einzelne Blätter eines neuen Testamentes, welche sie unter die Kinder vertheilte, die trotz dieser einfachen und dürftigen Mittel bald buchstabiren lernten. Einige Tage nach Dr. Philipp's Ankunft versammelten sich die Hottentotten, um ihn um einen Lehrer zu bitten. „Früh Morgens," erzählt er, „setzten wir uns im Schatten einiger Bäume nieder; der Platz lag am Ufer des Kat River, um ihn her breitete sich die schönste Landschaft aus, die ich je gesehen habe. Nachdem gebetet und gesungen worden war, sprachen einige der Vorsteher zur Versammlung, darauf hielt Andreas Stoffels eine Rede, welche die größte Wirkung hervorbrachte. Er sprach über die frühere Unterdrückung der Hottentotten, beschrieb, was er gesehen und gefühlt habe, und verglich ihre frühere und gegenwärtige Lage mit der Knechtschaft der Kinder Israels und dem Einzuge in das gelobte Land. Die Zeichnung war in kurzen Zügen entworfen, das Ganze aber trefflich dargestellt und der Vergleich Punkt für Punkt durchgeführt. Es war wunderbar anzusehen, welche Gefühle sich der Zuhörer bemächtigten, die zuletzt von der tiefsten Rührung ergriffen wurden; und viele eilten fort, um dem vollen Herzen durch Thränen Luft zu machen. Als sie ihre ruhige Fassung einigermaaßen wieder erlangt hatten, versammelten sie sich noch einmal um uns her, und sprachen zum Schlusse einstimmig die dringende Bitte aus, man möge den Geistlichen John Read unter sie senden. Die Bitte ist ihnen gewährt worden, und die glücklichsten Folgen sind nicht ausgeblieben."

Die Hottentotten, welche nicht nach dem Kat River zogen, beliefen sich damals auf 25,000 Seelen. Sie blieben in der Colonie, arbeiteten fleißig für Lohn und standen unter dem Schutze der Gesetze. Nach der Aussage eines angesehenen Mannes hatte 1832 die Zahl der Verbrechen unter ihnen seit der letzten Zeit bedeutend abgenommen, und der sittliche Zustand machte große Fortschritte. Die Niederlassung am Kat River enthielt anfangs 5000 Hottentotten, seitdem blüht sie fort und fort, und hat sich im letzten Kriege gegen die Kaffern als starkes Vertheidigungsmittel bewährt. Auch der Umstand verdient angeführt zu werden, daß, während die Hottentotten im Zustande der Unterdrückung großentheils dem Laster des Trunkes ergeben gewesen waren, sie sich jetzt der Mäßigkeit befleißigten, und selbst darum einkamen, daß keine Branntweinbuden mehr errichtet werden möchten. Sie hatten schon zwei Missionare, deren Capellen immer gedrängt voll waren, außerdem mehrere Schulen, welche von ordentlichen und gesitteten Kindern besucht wurden. Und so waren diese Menschen, welche während ihrer Knechtschaft in einen wahrhaft thierischen Zustand hinabgestoßen worden waren, hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu freien, arbeitsamen Bauern emporgestiegen, und die Colonie am Kat River zeichnet sich jetzt nach Dr. Philipp's eigener Aussage durch Fleiß, Mäßigkeit und Gesittung dergestalt aus, wie es in höherm Grade wohl nicht bei irgend einem europäischen Bauernstande getroffen werden dürfte.

Capitel XIV.

1829.

1829 war das Parlament hauptsächlich mit der Emancipation der Katholiken beschäftigt. Buxton's Wähler zu Weymouth waren gegen die Maaßregel. Dieser Umstand und die Zweifel, welche er selbst in der Frage hegte, waren die Ursachen, weßhalb er im Anfang willens war, überhaupt gar nicht mitzustimmen. Jedoch konnte er sich in dieser neutralen Haltung nicht lange befriedigt fühlen. Ernsthaftes Nachdenken brachte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß die Emancipation der Katholiken eine ebenso gerechtfertigte als nothwendige Maaßregel sei; er gab ihr also seine Zustimmung. Dieser Schritt erregte bei vielen seiner Freunde großen Anstoß, und ließ es zweifelhaft erscheinen, ob er das nächste Mal wieder für Weymouth gewählt werden würde.

Ein kurzer Rückblick auf seine Thätigkeit im verflossenen Jahre, welchen er am 29. März niederschrieb, möge hier seinen Platz finden:

Nach einigen Eingangsworten, worin er erwähnt, daß er den folgenden Tag seinen 44sten Geburtstag bei Wilberforce verleben will, sagt er: „Am öffentlichen Leben habe ich nur geringen Antheil genommen; Brougham's Krankheit verhinderte, daß in der letzten Sitzung die Sclavenfrage zur Sprache kam, und während der jetzigen denkt man an nichts, als an die Emancipation der Katholiken. Aber ich habe einem großen Werke Hülfe geleistet, welches, obgleich fast gänzlich im Stillen betrieben,

wahrscheinlich die bedeutsamsten und glücklichsten Folgen haben wird — ich meine die Befreiung der Hottentotten.

Im vorigen Herbste starb meine Mutter, deren Leben durch die verschiedenartigsten Unglücksfälle verbittert gewesen war: ihr Tod war ruhig, und ich zweifle nicht daran, daß sie durch das Werk des Erlösers der ewigen Glückseligkeit theilhaftig geworden ist. Zuletzt sah ich sie im August zu Weymouth; ihr Bild steht klar vor meiner Seele, und es wird lange währen, ehe ich den Ausdruck von der Liebe und Demuth vergesse, welcher damals auf ihren Zügen lag. Von ihrem einst so lebendigen, geistvollen Wesen war jetzt nichts mehr übrig, woraus nicht die Christin gesprochen hätte. In ihrem Urtheil war sie noch klar und bestimmt und, wie immer, so auch jetzt von aller Selbstsucht frei; aber eine Sanftmuth sprach aus ihr, die sie sichtlich von oben überkommen hatte. Ich war bei ihrem Begräbnisse, und mein Herz füllte sich mit Dankbarkeit, wenn ich bedachte, daß wir sie nach allen Mühseligkeiten und Drangsalen, die sie durchlebt, in der sichern Hoffnung auf eine freudige Auferstehung niederlegen konnten.

An öffentlicher Achtung habe ich, wie mir scheint, beträchtlich verloren. Wäre ich dessen gewiß, daß ich so viel geleistet hätte, als mir meine geschwächte Gesundheit erlaubte, so würde mich jenes nicht kümmern; und, die Wahrheit zu sagen, Sorge macht's mir nicht. In meinen Geschäften, die nach außen hin gerichtet waren, habe ich bei einzelnen Dingen viele Prüfungen zu bestehen gehabt; in andern war ich wieder ebenso glücklich. Aber ich erkenne, daß das Mißlingen so gut wie der Erfolg aus derselben göttlichen Vaterhand gekommen ist."

Die Aufmerksamkeit des Parlamentes war von der katholischen Frage so sehr in Anspruch genommen, daß Buxton's sehnlicher Wunsch, die Angelegenheit von Mauritius beendigt zu sehen, nicht in Erfüllung gehen konnte; auch verstattete ihm seine Gesundheit noch immer keine größere Anstrengung im öffentlichen Leben. Im Stillen suchte er jedoch die Regierung fortwährend zu erneuertem Eifer anzustacheln, und folgende hierauf bezügliche Punkte finden wir von ihm aufgezeichnet:

„Erstens sagte mir Sir Georg Murray, daß die Regierung in der nächsten Sitzung einen Gesetzentwurf, die Zulassung der Neger als Zeugen und die Verbesserung der Gerichtshöfe auf den Colonieen betreffend, vorlegen wolle. Zweitens wollen sie erlauben, daß eine Commission eingesetzt werde, um den Stand des Sclavenhandels, sowie die Lage der Sclaven selbst auf Mauritius zu untersuchen. Endlich weiß ich von Dr. Philipp, daß der Cabinetsbefehl zu Gunsten der Hottentotten allen seinen Wünschen entsprochen hat. Soweit hätte also Gott unsere Bitten erhört."

Gegen Ende der Sitzung kam Sir Robert Farquhar auf Buxton's Behauptung zurück, nach welcher der Sclavenhandel auf Mauritius während seiner Amtsführung fortbestanden haben sollte. Buxton erklärte den Grund, weßhalb man die Frage fallen gelassen habe, und verlas das Zeugniß seines Arztes, welches besagte, daß er keine Arbeiten im Parlamente unternehmen könne, ohne sein Leben in Gefahr zu setzen. Er werde jedoch, wenn er am Leben bleibe, die Herausforderung des ehrenwerthen Baronet für die nächste Sitzung annehmen. Aber die Rückkehr der Untersuchungs-Commission, welche im Laufe des Sommers

erfolgte, machte alle fernern Bemühungen unnöthig. Derselben war es trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, welche man ihren Nachforschungen von Seiten der Einwohner in den Weg gelegt hatte, gelungen, festzustellen, daß der Sclavenhandel auf Mauritius noch in großer Ausdehnung fortgeführt werde, und daß demselben nur während der Amtsführung des General Hall Einhalt geschehen sei. Ebenso ward diese Streitigkeit, soweit sie einen persönlichen Charakter angenommen hatte, durch den unerwarteten Tod des Sir Robert Farquhar ein Ziel gesetzt. Auch gab die Regierung im Frühjahr 1830, überzeugt durch den Bericht der Commission, die Erklärung ab, daß sie diese wichtige Angelegenheit mit Macht zu verfolgen entschlossen sei.

So sahen also Buxton und seine Freunde dieses Werk mit vollkommnem Erfolge gekrönt. Das Uebel, welches lange vor den Augen der britischen Regierung verborgen seinen ungestörten Gang hatte fortgehen können, war mächtig emporgewachsen, aber seine Blüthe welkte an einem Tage dahin. Jene, die ihm willig ihre hülfreiche Hand geleistet hatten, so lange man sie nicht sah, verkrochen sich jetzt vor dem Lichte, welches auf ihre Handlungen fiel. Dazu kam, daß mit frischer Kraft alle Maaßregeln der Verfolgung ausgeführt wurden; und so waren die letzten Ueberbleibsel des Sclavenhandels bald verschwunden. Es blieb also nichts mehr übrig, als den Opfern desselben Entschädigung zu verschaffen. Sir Georg Murray hatte den Vorschlag angenommen, daß jeder Sclave auf Mauritius in Freiheit gesetzt werden solle, dessen Herr seinen rechtmäßigen Besitz an ihm nicht beweisen könne. Aber Lord Goderich, welcher gerade zu

dieser Zeit Murray im Amte folgte, bestand darauf, daß das onus probandi nicht dem Herrn, sondern dem Sclaven aufzuerlegen sei — eine Härte, welche in der ganzen Sache keinen geringen Unterschied machte. Nichtsdestoweniger war eine beträchtliche Anzahl Sclaven im Stande zu beweisen, daß sie auf gesetzwidrige Weise eingeführt worden, und erhielten demnach die Freiheit.

Wir können den kurzen Abriß dieser Geschichte nicht beschließen, ohne noch eines Mannes Erwähnung zu thun, welcher bei dem Schlußacte eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Der Oberrichter auf St. Lucia, Jeremie, hatte, wegen seiner Kühnheit, mit der er gegen die grausame Behandlung der Sclaven zu Felde zog, seine dortige Stellung verlassen müssen. Allzu eifrig in seinem Abscheu vor Unrecht und Grausamkeit, jeder eigennützigen Vorsicht entbehrend, dachte er nie an Gefahr für seine Person, wenn er dem, was er für recht erkannt hatte, seinen Beistand leisten konnte. Aber um sich eines vollkommnen Erfolges zu erfreuen, war er in seinen Handlungen zu hastig und ungestüm gewesen. Als er von St. Lucia zurückkehrte, hatte gerade die Regierung den Beschluß gefaßt, in den vier Colonieen der Krone Beschützer für die Sclaven zu ernennen. Es konnte Buxton nicht entgehen, daß ihm jene entschlossene, charakterfeste Kühnheit eigen sei, deren ein Beamter auf Mauritius ganz besonders bedürfe. Und so bewog er ihn, allerdings erst nach einigem Bitten, sich um die Anstellung als Procureur-Général zu bewerben, welche ihm auch sofort gewährt wurde.

Seine Aufgabe war keine leichte. Die Eigenschaft, in der er kam, war den Pflanzern so gehässig, daß er nicht einmal landen konnte, ohne auf Widerstand zu stoßen;

und während seines kurzen Aufenthaltes am Lande hatte er Belästigungen und Unannehmlichkeiten aller Art zu erfahren. Man stieß Beleidigungen und Schmähreden gegen ihn aus, ja es wurde sogar wiederholt Angriff auf sein Leben gemacht. Endlich mußte er auf einem gerade im Hafen vor Anker liegenden Kriegsschiffe Zuflucht suchen, verharrte jedoch in der Ausübung seines Amtes, bis es der Gouverneur zur Beschwichtigung der Einwohner für nöthig fand, ihm die Abreise zu gebieten. Kaum aber hatte er England erreicht, als er zu seiner größten Freude Befehl erhielt, sofort zurückzukehren, um unter dem Schutze einer verstärkten Militär-Mannschaft seine Amtsführung wieder aufzunehmen. Er kehrte zurück und begann unter Beihülfe des Gerichtspräsidenten seine Pläne zur Vertheidigung der Neger wieder zu verfolgen. Die öffentliche Stimme wurde jedoch aufs Neue gegen ihn laut, und der Friede, wenn nicht die Sicherheit der Insel gestört. Man berief ihn deßhalb wieder nach England, welches er zu Anfang des Jahres 1835 erreichte.

Capitel XV.

1829, 1830.

Nachdem sich Buxton's Gesundheit im Winter 1829 mehr und mehr befestigt hatte, war das Erste, was ihn in dem darauf folgenden Frühjahre beschäftigte, der Gesetzentwurf zur Freigebung des Bier-Handels. „Ich bin," schreibt er hierüber am 30. März, „weit davon entfernt, mit der Bier-Revolution unzufrieden zu sein. Denn einmal

weiß ich überhaupt nicht, wie ich unzufrieden sein sollte. Ich habe immer für Freihandel gestimmt, wenn die Interessen Anderer zur Sprache kamen, und es würde wahrhaftig ungereimt erscheinen, wenn ich jetzt, wo das eigene auf dem Spiele steht, mein Betragen änderte. Zweitens glaube ich an die Grundsätze des Freihandels und erwarte, daß sie uns mit der Zeit zu Gute kommen werden, wenn auch der jetzige Verlust groß sein mag. Drittens habe ich diese Aenderung der Dinge lange erwartet; und endlich freue ich mich über die Gelegenheit, beweisen zu können, daß unser wirkliches Monopol in Geschicklichkeit und im Capital besteht.“ *)

Unsere Leser werden sich erinnern, welche Anstrengungen im Jahre 1821 und den folgenden zur Reformirung des Strafgesetzbuches gemacht wurden. Nachdem Peel den ganzen Codex einer Revision unterworfen hatte, brachte er 1830 einen Gesetzentwurf ein, um den die Fälschung betreffenden Gesetzen mehr Festigkeit und Bestimmtheit zu verleihen. Er erregte jedoch dadurch, daß er für gewisse Fälle die Todesstrafe beibehalten wissen wollte, großen Widerspruch im Parlamente, welcher sich auch außerhalb desselben in einigen Zeitungsaufsätzen kund that. Buxton's Ansicht war es schon lange gewesen, daß die Todesstrafe für Verletzungen des Eigenthums sowohl den Interessen, als auch den Gefühlen der englischen

---

*) Einige Jahre später, wo er der ungeheuern Summe erwähnt, welche die zwölf größten Londoner Brauereien hierbei verloren, sagte er: Aber es war recht; denn das war ja eben unser fauler Fleck; ich bin froh, daß sie uns beschnitten haben.

Handelswelt zuwider sei. Eines Sonntags Morgens wurde er während seines Frühstücks vom Banquier John Barry besucht, welcher meinte, es sei wünschenswerth, jene Ansichten des Publikums in passender Form ausgedrückt zu sehen. Buxton dictirte, ohne sich stören zu lassen, folgende Petition.

„Ihre Bittsteller erklären, daß sie als Banquiers das größte Interesse daran haben, daß das Eigenthum vor Fälschung beschützt, und daß die, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen, überführt und zur Bestrafung gezogen werden. Sie erklären ferner, daß ihnen die Erfahrung gelehrt hat, wie durch die Verhängung der Todesstrafe, oder selbst durch die Möglichkeit, daß sie verhängt werde, die Verfolgung, Ueberführung und Bestrafung der Verbrecher verhindert wird, und daß auf diese Weise das Eigenthum eher gefährdet dasteht, anstatt beschützt zu werden.“

Die Bittschrift sandte man nach allen Hauptstädten des Königreichs und erhielt sehr bald die Unterschriften von 10,000 Banquiers. Am 24. März wurde dieselbe von Brougham dem Parlamente vorgelegt. Zwar wurde der dabei gestellte Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe in Fällen von Fälschung zuerst verworfen, erhielt aber, als er zum zweiten Male zur Sprache kam, die Majorität, und wenn sich auch das Oberhaus gegen diese Entscheidung erklärte, so war doch die Angelegenheit dem Wesentlichen nach beendigt. Seitdem hat in Großbritannien wegen Fälschung keine Hinrichtung mehr Statt gefunden.

In dem folgenden Jahre gelang es unter Buxton's eifriger Beihülfe, die Verhängung von Todesstrafen mehr und mehr zu beschränken, und die Zahl der Verbrechen,

welche nach dem Gesetze mit dem Tode bestraft worden, ist jetzt von 230 auf 8 oder 9 herabgesetzt; auch werden in England und Wales nur noch solche Verbrecher hingerichtet, welche sich des Mordes oder Mordanfalles schuldig gemacht haben.

Die Krankheit seines zweiten Sohnes, eines vielversprechenden Knaben, der jedoch Anlage zur Schwindsucht zeigte, nöthigte Buxton, zu Ende dieses Sommers seine öffentlichen Arbeiten zu verlassen. Zur Zeit, wo das Uebel plötzlich eine höchst beunruhigende Wendung genommen hatte, schreibt er:

„In der Nacht fühlte ich Gottes Güte tief, mein Vertrauen zu ihm war ohne Grenzen, und ich war bereit, mein Kind und Alles in seine Hände zu legen. Als ich aber am Morgen erwachte, lastete die Betrübniß schwer auf mir. Der Jammer unserer gegenwärtigen Lage drückte mich nieder, ehe ich Zeit fand, mich zu sammeln und zu trösten.

Zuerst brachte ich mein inbrünstiges Dankgebet Gott dar für seine Güte und Barmherzigkeit, ich dankte ihm für seine Gnade, die er uns bei allen Begebenheiten erzeigt hat, ich dankte ihm auch für diesen Schlag, so furchtbar er auch scheinen mochte, denn ich erkannte darin seine liebende, gnädige Hand. Dann dankte ich ihm auch von Herzen für das reine, liebe Gemüth meines Harry, und daß er wirklich ein Lamm aus Christi Heerde sei, und bat, daß er ihn stärken möge mit innerlicher Kraft. Ich gebe meinen Sohn in Deine gnädige Hand, mein Heiland; willst Du, so kannst Du ihn gesund machen; aber Du weißt, wie es am besten ist. Dein Wille geschehe. Ist es möglich, so erhalte ihn uns. O, wie

verlangt das Fleisch darnach, aber viel, viel mehr flehe ich Dich, Du mögest ihn in Deiner Heerde aufnehmen, und uns mit ihm. Du hast der Eltern Flehen erhört auf Erden — o, höre uns jetzt, und doch wiederum muß ich aus dem tiefsten Herzen sagen: Dein Wille geschehe."

Trotz der größten Sorgfalt und der liebevollsten Pflege, der Buxton den größten Theil seiner Zeit widmete, schritt die Krankheit seines geliebten Kindes langsam, aber unaufhaltsam dem sichern Ende zu.

„Mein armer Knabe ist an den Thoren des Todes," schreibt er am 10. November 1830. „Wir nahmen heute das Abendmahl zusammen. Es ist kaum möglich, daß es einen größern Verlust für einen Vater geben kann; aber auch kein Vater findet wiederum so großen Trost. Wie sich ein kleines Kind an die Mutter lehnt, so lehnt sich unser theurer Harry an unsern Heiland. Er weiß, was seiner harrt, und geht dem Tode mit Freudigkeit entgegen."

Unter dem Genusse aller jenen Milderungsmittel, welche nur die größte elterliche Sorgfalt geben kann, welkte der Kranke friedlich dahin, und starb am 18. November im 17ten Jahre seines Lebens. Folgende Stelle aus Buxton's Papieren vom 30. Januar 1831 möge hier zum Schlusse noch angeführt werden: „Mehr als sonst fühle ich mich heute niedergebeugt, theils wohl, weil ich in wenigen Tagen diesen friedlichen Ort verlassen muß, um mich wieder in das geräuschvolle Leben des Parlamentes und meiner Geschäfte zu stürzen, mehr aber durch ein Bild, welches gestern an meinen Augen vorüberzog. Ich nahm die Knaben mit mir, um auf den Hügeln an der Küste zu jagen. Der Boden war mit Schnee bedeckt,

die See dunkel und stürmisch. Ich ging an der untern Seite her, wandte mich dann und bestieg einen der entfernteren Hügel, auf dem ich stehen blieb. Plötzlich tauchte ein Bild in mir auf, wodurch jener Augenblick mir zu dem wehmüthigsten des verflossenen traurigen Jahres wurde. Es war auf demselben Hügel, wo ich zwei Jahre vorher ungefähr an demselben Tage gestanden hatte. Es schien, als hätte die Natur sich nicht verändert. Dieselbe weiße Decke unter meinen Füßen, das Meer schwarz wie damals, Förster und Hunde in derselben Stellung, derselbe Eifer meiner Knaben, Alles war wie an jenem Tage — nur ein einziger fehlte, und diese Lücke war es, die mich so tief ergriff. Mein theurer Harry war bei der vorigen Gelegenheit ganz nahe bei mir gewesen; sein rasches Auge hatte eine wilde Ente erblickt, die in der Nähe des Meeres dahinflog, und sich in einen Teich, nicht weit von dem Gehöfte, unter uns niederließ. Ich schickte ihn ab, voll Leben und Fröhlichkeit wie er war, um den Vogel zu schießen; und beobachtete von oben, wie er seine Kunstgriffe anwandte, um ungesehen bis auf Schußweite zu gelangen. Ich erinnerte mich, wie er zurückkam voll Entzücken den Vogel in der Hand, und gedachte der Freude, die ich über seine Freude empfand — und jetzt sah ich von all dem nichts mehr, als den Kirchhof, wo seine Gebeine ruhen. Der liebe Junge! welch großer Theil meiner Hoffnungen und Freuden liegt dort begraben! wie ist die Welt für mich so anders geworden seit jener fröhlichen Stunde! Aber darin liegt der Trost, daß, während wir zurückbleiben mit unsern wehmuthsvollen Erinnerungen, er eingegangen ist zur Ewigkeit in Ruhe und Frieden."

Capitel XVI.

1830.

Während der letzten drei Jahre waren die Führer der Partei gegen Sclaverei genöthigt gewesen, sich verhältnißmäßig ruhig zu verhalten; gleichwohl war die Sache selbst fortgeschritten. Das Volk schenkte der Sclavenfrage immer mehr Aufmerksamkeit, man suchte sich mit der wirklichen Sachlage bekannt zu machen, viele Zeitungsblätter und andere Schriften veröffentlichten Thatsachen, brachten Beweise vor, welche ihren Eindruck auf die Masse nicht verfehlten. Wenige Jahre vorher war der Gedanke an Emancipation sowohl dem Parlamente als auch dem Volke ein gehässiger gewesen. „Wer in der öffentlichen Achtung hoch steht," sagt Buxton 1827, „wird einen großen Theil davon einbüßen, wenn er die Sache der Sclaven befördern will; wer aber einen mäßig guten Namen hat, wird den ganz verlieren müssen; und das ist mein Fall." Aber wenn auch noch zu dieser Zeit, von der unsere Erzählung jetzt handelt, in manchen Theilen England's der laute Geist des Widerspruchs vorwaltete, so sprach sich die Stimme des Publikums doch mehr und mehr gegen Sclaverei aus. Die Sympathie, welche manch Einer für die Pflanzer an den Tag gelegt hatte, war durch die unüberwindliche Hartnäckigkeit der letztern erkaltet — sie hatten ein Spiel gespielt, bei dem sie stets verloren. Die Regierung hätte es gern den gesetzgebenden Körpern der Colonieen überlassen, jene nothwendigen Verbesserungen ihrer gesellschaftlichen Zustände vorzunehmen: die Westindier aber hatten die milden Rathschläge der Regierung

auf alle Weise trotzig und verächtlich zurückgewiesen; sie hatten die Rebellen mit einer Strenge bestraft, vor der jedes menschliche Gefühl schaudern mußte; sie hatten Smith zum Galgen verurtheilt und so die Independenten gegen sich aufgebracht; sie zwangen Shrewsbury, sein Leben durch die Flucht zu retten, und das empörte die Wesleyaner, sie schleiften die Capellen der Baptisten, und auch diese wurden ihre Feinde. Wie sich nun eine Partei so gegen die andere aufhetzte, hatten die Pflanzer durch die heftigen Schmähungen, welche sie gegen ihre Gegner laut werden ließen, die letztern zu verdoppeltem Eifer angestachelt. Auf die endlosen Vorwürfe von Heuchelei und Falschheit antwortete die Partei gegen Sclaverei damit, daß sie die Handlungsweise jener Zug für Zug blosstellte; und so folgte ein Eindruck dem andern, bis in dem Publikum zuletzt die volle Ueberzeugung herangereift war. 1830 nahmen diese Ansichten, welche langsam eine immer größere Ausdehnung gewonnen hatten, plötzlich eine neue bestimmtere Form an. Buxton hatte 1823 ausgesprochen, daß sein Ziel Vernichtung der Sclaverei sei, jedoch dürfe die Emancipation der Neger nicht ohne vorbereitende Schritte geschehen. Seit jener Zeit aber hatte das Betragen der Colonisten nur zu deutlich bewiesen, daß man nicht hoffen dürfe, die Neger für den Genuß der Freiheit vorzubereiten, so lange sie noch Sclaven seien. Ohne willige Mithülfe der Pflanzer war dazu keine Möglichkeit vorhanden, und diese hatten ja jeden Beistand verweigert. Ja, selbst wenn sie sich dazu verstanden hätten, das Werk der Verbesserung an ihrem Menscheneigenthume vorzunehmen, um dasselbe nach Beendigung des Werkes von sich genommen zu sehen, so konnte man doch noch fragen, ob es nicht

die Eigenthümlichkeit des Systems selbst sei, wodurch aller Erfolg solcher Bestrebungen vereitelt werden würde. Entweder mußte man Zwang anwenden mit all den Mißbräuchen, die er erzeugt, mit all der Entwürdigung dessen, den er trifft, oder es mußte der natürliche Beweggrund zur Arbeit vorhanden sein — es mußte Lohn gegeben werden. Und so sagte Buxton einmal im Parlamente: „Sclaverei ist Arbeit, die mit Gewalt erzwungen wird. Lohn, der naturgemäße Beweggrund für Arbeit, wird nicht gegeben, und an seine Stelle tritt die Peitsche. Es wird in diesem Hause häufig darüber hin- und hergeredet, was Sclaverei sei und was nicht; aber eins ist sie nach dem Zeugnisse Aller, nämlich Arbeit, die mit Gewalt erzwungen wird. Selbst unter der mildesten Behandlungsweise bleibt die Sclaverei stets durch Gewalt erzielte Arbeit, und wenn durch Gewalt, so sehe ich nicht ein, wie es möglich ist, bei jenem Maaße von Gewalt stehen zu bleiben, welches erfordert wird, um unfreiwillige Anstrengungen zu erzwingen. Ein Beweggrund muß ja doch da sein, und es bleibt zuletzt nichts übrig, als die Wahl zwischen Uebereinkunft und Zwang, zwischen Lohn und der Peitsche.“

Da es nun in der Natur des Uebels selbst begründet lag, daß es als solches keiner wesentlichen Verbesserung fähig sein konnte, und die Pflanzer sich jeder Reform widersetzten, so war es Zeit, daß die Leiter unserer Partei alle Hoffnungen aufgaben, die Milderung der Sclaven-Zustände als ersten Schritt zur Emancipation betrachten zu dürfen. Aber diese Hoffnung konnte weder rasch, noch ohne Kampf aufgegeben werden: denn allzu glaubwürdig klingt die Behauptung, daß kein Volk frei

werden dürfe, bis es die Freiheit zu gebrauchen gelernt habe. „Aber," sagt ein ausgezeichneter Schriftsteller unserer Tage, „das ist ein Grundsatz, der an den Narren aus jener alten Geschichte erinnert, welcher nicht eher ins Wasser zu gehen beschloß, als bis er schwimmen könne. Wenn Menschen auf ihre Freiheit warten sollen, bis sie in ihrer Sclaverei weise und gut geworden sind, dann mögen sie wahrhaftig ewig warten."

Was war nun zu thun? sollte man die Dinge lassen wie sie waren? Für Buxton war die Beantwortung leicht. Hielt er's doch für nichts Geringeres, als Raub, wenn ein Mensch den andern in Knechtschaft halte; seiner Ansicht nach war das ein Verbrechen an und für sich; er wußte ja, daß dessen Ursprung schändliches Unrecht sei, konnte also vor dem Wagniß nicht zurückschrecken, das Uebel zu vernichten. Die Ueberzeugung, daß Sclaverei auf dem Wege langsamen Fortschrittes nicht abgeschafft werden könne, sondern mit einem Male ausgerottet werden müsse, bezweckte, daß die Leiter der Partei in ihrer Politik eine vollständige Aenderung eintreten ließen. Die Partei hatte nach all den vergeblichen Versuchen der letzten sieben Jahre an Macht und Eifer zugenommen und fürchtete sich jetzt vor keinen Maaßregeln mehr, welche ihre Anführer vorschlugen.

Im Mai 1830 fand unter dem Vorsitze Wilberforce's eine zahlreiche Versammlung Statt, deren erster auf Buxton's Antrag gefaßter Beschluß aussprach, „daß keine zweckdienlichen und ausführbaren Mittel geschont werden sollten, um die Sclaverei auf allen britischen Besitzungen in möglichst kurzer Zeit abzuschaffen."

Im Laufe desselben Jahres wurde auch in Edinburg eine Versammlung abgehalten, in der eine Petition um sofortige Freilassung aller Sclaven mit 22,000 Unterschriften zu Stande kam.

Aber die Regierung hatte noch keine Lust, ihre Schritte zu beschleunigen, selbst die äußerste Hoffnungslosigkeit, das von ihr unternommene Werk mit Erfolg gekrönt zu sehen, hatte noch nicht vermocht, ihre Geduld zu brechen. Es konnte also nicht fehlen, daß es zu einem Zwiespalt zwischen der Regierung und der Partei gegen Sclaverei kommen mußte, und von dieser Zeit an waren es nicht sowohl die Westindier, gegen welche Buxton zu Felde zog, als vielmehr die Regierung, die er zu entschiedeneren Maaßregeln anzuspornen bestrebt war. Während der Sitzung von 1830 wurde mit Ausnahme dessen, daß sich Brougham am 13. Juli eine zahlreiche Minorität zu Gunsten sofortiger Abschaffung der Sclaverei erkämpfte, nichts von Bedeutung erreicht. Am 20. desselben Monats, drei Tage vor der Vertagung des Parlamentes, erließ Buxton von seinem Platze im Unterhause aus eine ernste Aufforderung an die Wähler des ganzen Königreiches und erinnerte an die im Jahre 1823 von Canning gegebene Bestimmung, daß der erste Schritt zur Emancipation der Sclaven die Abschaffung von körperlichen Züchtigungen der Weiber sein solle, und zeigte, daß selbst dieser erste Schritt noch nicht gethan sei, und daß erst neulich noch in dem Colonial-Parlamente auf Jamaica der Beschluß mit großer Majorität gefaßt worden sei, daß man noch fortfahren wolle, die Weiber mit körperlichen Züchtigungen zu bestrafen, und endlich, daß alle die andern Mißbräuche,

deren Milderung 1823 vorgeschlagen worden wäre, auf den Colonieen noch ungestört und unverändert beständen.

Welch namenloses Elend die Sclaven zu erdulden hatten, mag daraus hervorgehen, daß die Peitsche nur eins der zahllosen Leiden war, welche das Loos der Neger verbitterten. Ihre schmale Kost, ihre unzureichende Kleidung, dabei die allerschwerste Arbeit, von der wir nur anführen wollen, daß z. B. auf Jamaica unter den Strahlen einer fast senkrecht stehenden Sonne die tägliche Arbeitszeit während der Aernte 19 Stunden, während des übrigen Jahres 14½ Stunden betrug — Alles das war wahrhaftig dazu geeignet, das Leben der Sclaven zu dem martervollsten zu machen. Diese Uebel waren allgemein und wurden nicht geleugnet. Größtentheils bestanden sie auch auf Grund der Colonial-Gesetze; den Gebrauch der Peitsche aber stellten die Westindier als ein reines Hirngespinnst ihrer Gegner dar. „Wie," fragten sie, „kann England glauben, daß die Besitzer von Colonial-Eigenthum — ehrenhafte, humane, umsichtige Männer, es leiden können, daß ihre Neger mit der Peitsche zerfleischt werden?" Nichtsdestoweniger stand fest, daß in den vier Colonieen der Krone Demarara, Trinidad, Berbice und St. Lucia, wo die Sclaverei in ihrer mildesten Form bestand, in den Jahren 1828 und 29 68,921 Züchtigungen amtlich verzeichnet worden waren, von denen man 25,094 an Weibern ausgeübt hatte. Wenn wir nun bedenken, daß das Gesetz 25 Streiche bei jeder Bestrafung auszutheilen gestattete, welche Grenze jedoch häufig überschritten wurde, so kommen, jede Bestrafung zu 20 Streichen gerechnet, für die vier Colonieen in genannten beiden Jahren die Summe von 1,350,000 Streichen heraus.

Capitel XVII.

1831.

Das Whig-Ministerium, welches 1831 ans Ruder gekommen war, obgleich der Emancipation freundlich gesinnt, wurde sofort von der Reform-Frage*) dergestalt in Anspruch genommen, daß es, wie zu erwarten stand, auf Buxton's Vorschlag, die Sclavenfrage in seine Hand zu nehmen, nicht eingehen konnte. Es blieb also unserer Partei nichts übrig, als ihren Kampf im Unterhause fortzusetzen.

---

*) Als Wilhelm IV. am 26. Juni 1830 zur Regierung kam, behielt er anfangs das Ministerium Wellington bei, mußte dasselbe aber schon den 16. November in Folge der Niederlage, welche es im neuen Parlamente erlitt, auflösen. An Wellington's Stelle trat Graf Grey. Unter ihm brachte Lord John Russell den 1. März die Reformbill ins Unterhaus: daß nämlich 60 verfallene Flecken (ratten baroughs) ihr Wahlrecht gänzlich, 47 kleine Städte zur Hälfte verlieren, 7 große, 20 minder große Städte es erhalten, London 8 neue Vertreter erhalten sollte u. s. w. Am 18. April begann die Berathung im Comité, den 19. ward die Bill mit einer Mehrheit von 8 Stimmen verworfen. Es erfolgte Auflösung des Parlaments, und am 24. Juni brachte Lord John Russell die wenig modificirte Bill wiederum ein, und sie ward den 20. September mit einer Majorität von 100 Stimmen angenommen, vom Oberhause aber am 8. October verworfen. Den 12. December brachte Lord John Russell die wieder etwas modificirte Bill von Neuem ins Unterhaus, wo sie mit großer Majorität angenommen, und endlich auch vom Oberhause den 13. April genehmigt wurde.

Nachdem Buxton zuerst 500 verschiedene Petitionen gegen Sclaverei, darunter eine der Quäker, dem Parlamente vorgelegt hatte, ging er am 15. April darauf über, die reichen Resultate seiner letzten zur Förderung der Emancipation angestellten Nachforschungen dem Parlamente mitzutheilen. Bei diesen hatte er seinen gewohnten Grundsatz verfolgt, die Beweise für seine Behauptungen so viel als möglich aus Reden und Schriften seiner Gegner, oder unmittelbar aus amtlichen Berichten zu entnehmen. Macaulay's richtiger Blick und der beharrliche Fleiß des Secretärs der Gesellschaft gegen Sclaverei, Thomas Pringle, hatten ihm dabei unschätzbare Dienste geleistet, und es war ihm unter der geschickten Beihülfe dieser beiden gelungen, sich manche wichtige Actenstücke aus dem Colonial-Büreau selbst zu verschaffen. Der auf diese Weise gesammelte Reichthum an Belehrung war es, wodurch sich Buxton jetzt in Stand gesetzt sah, die Abnahme der Sclavenbevölkerung dem Parlamente mit Zahlen zu beweisen. Und dies ist der Gegenstand, von dem Buxton's am 15. April gehaltene Rede handelt.

Nachdem er die Versicherung gegeben hat, daß er ohne die geringste feindselige Gesinnung gegen die Westindier auftrete, und sich aller Persönlichkeiten enthalten werde, führt er die Thatsache an, daß jede Bevölkerung erwiesener Maaßen wachse, wenn sie nicht durch das äußerste Elend daran gehindert werde, und zeigt, daß die Sclavenbevölkerung auf den 14 Zucker-Colonieen in den letzten 10 Jahren nicht nur nicht zugenommen habe, nicht nur nicht dieselbe geblieben, sondern um die ungeheure Summe von 45,800 vermindert worden sei, in welcher Zahl keine Freilassungen einbegriffen wären. Ebenso

rasch ferner, wie die Neger im Zustande der Sclaverei an Zahl verlören, nähmen sie wieder zu, sobald sie in Freiheit gesetzt würden. Die freien Schwarzen auf Demarara z. B. hätten sich (Fälle von Freilassung ausgeschlossen) binnen 14 Jahren um die Hälfte, und die auf Hayti binnen 20 Jahren um 520,000, d. h. mehr als um das Doppelte vermehrt.

„Wären die Neger,“ fährt er fort, „im Zustande der Sclaverei in gleichem Maaße wie die Freien an Zahl stärker geworden, so müßten sie in den letzten 10 Jahren um 200,000 zugenommen haben, statt dessen aber sind ihrer um 45,000 weniger geworden. Um gleichen Schritt mit freien Schwarzen zu halten, hätte ihre Zahl jährlich um 20,000 größer werden müssen, während sie in derselben Zeit 4000 verloren haben. Sie hätten alsdann täglich einen Zuwachs von 50 gehabt, statt dessen hat ihre Zahl täglich um 10 abgenommen. Zu dieser auffallenden Ausnahme von der allgemeinen Regel muß es eine ganz besondere Ursache geben. Das kann ja kein Zufall sein. Welches ist nun diese Ursache? Ich werde der Versammlung zuerst sagen, was sie nicht ist. Sie besteht nicht, wie man behauptet hat, in einem Mißverhältnisse zwischen beiden Geschlechtern, im Mangel an Weibern; denn 1814 überstieg die Zahl derselben die der Männer um 5000. Das ist also nicht der Grund, warum die Sclavenbevölkerung abgenommen hat. Auch hat sie kein Krieg zu Tausenden hinweggerafft; weder das Klima, noch der Boden haben so schädlich eingewirkt. Wenn Jemand glaubt, die Ursache sei in den beiden letzten Momenten zu suchen, so frage ich ihn, warum denn die freie schwarze Bevölkerung unter ganz denselben Ver-

hältnissen, so bedeutend zugenommen hat? Die wahre Ursache ist nichts Anderes, als die erzwungene, übermäßige Arbeit auf den Zucker-Colonieen. Die Regel der Natur würde jede andere Ursache überwinden. Daß sie stärker ist, als die Macht des Klimas, beweist Bencoolen, daß sie den Kriegen trotzt, zeigt Africa; sie hat sich bewährt unter dem wilden Leben der Buschneger von Jamaica, und man sehe, wie sie über Laster und Elend die Oberhand behalten hat auf Hayti. Das sind alles Hindernisse, welche die Regel der Natur bewältigt, aber zu schwach ist sie gegen die Zucker-Cultur auf den Colonieen. Wo die Schwarzen frei sind, vermehren sie sich. Klima, Boden, Krieg, Laster und Elend sind nicht im Stande, dem Laufe der Natur Stillstand zu gebieten. Aber man ändere nur eins, man mache die Menschen, während alles Andere sich gleich bleibt, zu Sclaven, anstatt ihnen die Freiheit zu gestatten, und alsbald wird der Strom des Wachsens in seinem Laufe aufgehalten sein.

Ich hoffe, daß die Beschlüsse, deren Fassung ich vorzuschlagen beabsichtige, gemäßigt erscheinen werden: jedoch erkläre ich, daß ich kein Freund bin von verbessernden Maaßregeln: auf solche setze ich kein Vertrauen. Ich glaube nicht, daß sie die Mittel sind, durch welche der Sterblichkeit Einhalt gethan werden kann. Außerdem muß ich bemerken, daß ich es als eins der schwersten Verbrechen betrachte, seine Mitmenschen in Sclaverei zu versetzen, und glaube, daß wir hier mit lindernden Mitteln nichts auszurichten vermögen, sondern die Ausrottung des Uebels ins Werk setzen müssen."

Zum Schlusse stellte Buxton den Antrag, man möge beschließen: „Daß, da dieses Haus in den Beschlüssen vom

Mai 1823 es bestimmt als seine heilige Pflicht anerkannt habe, Maaßregeln zur Abschaffung der Sclaverei auf den britischen Colonieen zu ergreifen, die Colonial-Parlamente aber seit den verflossenen 8 Jahren nichts unternommen hätten, um die Parlamentsbeschlüsse zur Ausführung zu bringen, dasselbe jetzt von dem Gefühle durchdrungen, wie unziemlich, unmenschlich und ungerecht es sei, daß Sclaverei auf den Colonieen bestehe, die besten Mittel zur Abschaffung derselben auf allen britischen Besitzungen in Betracht ziehen und ergreifen wolle."

Darauf sprach sich der Colonial-Minister Lord Althorp dahin aus, daß, obgleich er dem Antrage nicht beitreten könne, er doch glaube, die Zeit sei gekommen, „wo man den Colonie-Bewohnern gegenüber andere Mittel, als das der bloßen Anempfehlung ergreifen müsse;" er wolle deßhalb vorschlagen, daß in der Größe der Abgaben ein Unterschied zu Gunsten derer festgestellt werden möge, welche die von der Regierung gewünschten Verbesserungen vornehmen würden. Nach einer lebhaften Discussion wurde die Debatte vertagt. Jemand, der der Sclavenfrage fortwährend beharrlichen und kräftigen Beistand geleistet hatte, kam von seinem Platze herüber und sagte: „Buxton! ich sehe Land!" Die Prophezeiung war richtig. Denn obgleich wegen Auflösung des Parlamentes die Debatte nicht wieder aufgenommen werden konnte, und man den Antrag daher fallen lassen mußte, so führte doch nichts so sehr den raschen Fall der Sclaverei herbei, als die Beweisführung, welche die Abnahme der Sclavenbevölkerung geliefert hatte. Ihren Werth erkannte das Parlament vollkommen an, mit um so größerem Eifer wurde sie von der Gegenpartei scharf geprüft. Da die Thatsachen aber

den Verzeichnissen, welche die Pflanzer selbst beschworen hatten, entnommen waren, ließ sich nichts dagegen einwenden. Die erschreckende Thatsache konnte nie geleugnet werden, daß, während 1807 bei Abstellung des Sclavenhandels die Zahl der Sclaven in den Colonieen sich auf 800,000 belief, sie 1830 auf 700,000 herabgesunken war. Es hatte also binnen 23 Jahren ein Verlust von 100,000 Statt gefunden.

So mag denn auch hier gleich angeführt werden, wenn wir auch unserer Geschichte damit vorgreifen, wie vollkommen Buxton's Folgerungen durch die spätern Ereignisse bestätigt wurden. Denn unmittelbar nach der Emancipation im Jahre 1834 fing die Neger-Bevölkerung wieder an zuzunehmen, so daß sich bei der 1844 vorgenommenen Zählung eine auf 14 Inseln binnen der letzten 12 Jahre Statt gehabte Vermehrung der Schwarzen von 54,000 Seelen herausstellte.

Man hat den Sclavenbefreiern oft den gegenwärtigen Mangel an Arbeit in Westindien vorgeworfen. Es muß aber daran erinnert werden, daß, wäre die Sclaverei bestehen geblieben, die Bevölkerung (wenn wir die Durchschnittszahl der Abnahme von der Emancipation als Norm annehmen) bis auf unsere Zeit einen Verlust von mehr als 100,000 gehabt hätte, während sie jetzt in gleichem Maaßstabe gewachsen ist.

Ende April wurde das Parlament aufgelöst und das Land in einen Strudel von Reform-Bewegungen hineingezogen, welche alle übrigen Interessen zur Vergessenheit brachten; Buxton durfte sich also glücklich schätzen, die kurze, aber eindringliche Auseinandersetzung, welche wir

dem Leser so eben vorführten, dem Unterhause noch gleichsam aufgedrungen zu haben.

Wir lassen hier einen Brief folgen, welchen Buxton kurz nach seiner Rückkehr von Weymouth, wohin er sich der Wahl wegen hatte begeben müssen, an seinen ältesten, jetzt in Cambridge studirenden Sohn gerichtet hat: „In Gedanken bin ich kürzlich viel mit Dir beschäftigt gewesen und habe vielleicht mehr an Dein bevorstehendes Examen gedacht, als Du glaubst. Nicht daß ich mir wegen des Resultats Sorgen machte — höchstens nur insofern, als Dein Herz um den Erfolg bekümmert ist. Es würde mir zwar leid thun, Dich entmuthigt und niedergeschlagen zu sehen, ich aber werde mit Dir ebenso zufrieden sein, ob Du der niedrigste in der letzten oder der erste in der höchsten Classe bist. Jedoch habe ich Dir in Betreff des Examens einen Rath zu ertheilen, dessen Befolgung Dir gewiß von Nutzen sein wird, und wenn Du Dich seiner im spätern Leben erinnerst, wo Dich Dinge von mehr als gewöhnlicher Bedeutung beschäftigen, kann er Dir auch dann noch gute Dienste leisten. Geh' hin und bete zu Gott, lege ihm Deine Sorgen, Mühen und Wünsche vor wie Deinem weisesten und besten Freunde; frage ihn um Rath, flehe ihn an um Hülfe, und überantworte Dich ihm ganz; aber bitte ihn besonders darum, daß Dein Gebet nur nach seinem Willen, nicht aber nach Deinen Wünschen in Erfüllung gehen möge, daß er, was Du begehrst, geschehen lasse, aber nicht anders, als wenn er sieht, daß es Dein Bestes ist. Es ist mir in meinem Leben oft in so wunderbarer Weise Hülfe gekommen, wodurch ich die größten Hindernisse plötzlich entfernt sah, daß ich nicht umhin konnte, der festen Ueberzeugung zu

sein, als habe eine verborgene Macht dabei gewaltet. Aber die Versicherung dieser Wahrheit beruht auf mehr, als auf eigener Erfahrung. Die Schrift ist dessen voll, was das Gebet vermag und wie sicher der geht, der sich daran hält. „Befiehl dem Herrn Deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen.“ Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn.“

Das neue Parlament, welches sich am 14. Juni versammelte, ging in der Debatte über die Reformbill vollständig auf, und Buxton, welcher an der ganzen Sache großes Interesse nahm, wurde bis September in London zurückgehalten.

Am 26. October, sechs Wochen nach seiner Rückkehr auf Northrepps Hall, schreibt er: „Samuel Hoare geht heute fort. Die Jagd ist ihm eine gute Arzenei gewesen. Denn als er hieher kam, sah er die Lage der öffentlichen Dinge in sehr trübem Lichte an. Aber die Gefahr vor Reform oder vor dem Verwerfen der Reform, seine Befürchtungen für Kirche und Staat verschwanden nach und nach, und jetzt ist das Land, so weit sein Blick geht, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch wenigstens von keiner Gefahr bedroht, die jeden Augenblick losbrechen kann. Offenbar thun ihm frische Luft, körperliche Bewegung und Fernhaltung aller Sorgen ungemein wohl, ja ich glaube überhaupt nicht, daß er seine so sehr nützliche Thätigkeit ohne diese Zeit der Erholung und Erfrischung fortsetzen könnte. Das ist mein reifliches Urtheil über ihn; und möge Gott ihn segnen; ihm Gesundheit des Körpers und ein fröhliches, gesundes Gemüth geben — Frieden hier und immerdar! Es kommt nicht oft vor, daß zwei Menschen so innig und so unveränderlich

fest durch Gleichheit der Neigungen, der Grundsätze und Ansichten mit einander verbunden sind und in ernsten wie in leichteren Dingen so durchaus übereinstimmen, wie wir nun schon seit 25 Jahren. Wohlan denn! möge Gott ihn segnen, mögen wir uns unter einander ebenso geistig erheben und fördern, wie wir zusammen fröhlich sind.

Was mich angeht, so glaube ich, daß die Zeit, die ich auf der Jagd verlebe, nicht an mir verloren geht. Denn sie gehört doch einmal zur Erhaltung meiner Gesundheit, zur Erheiterung meines Gemüths. Ich habe viele Bürden, und es ist gut, sie zuweilen abzuwerfen, sonst möchten sie mich so beugen und niederdrücken, daß mir die Fähigkeit zu Anstrengungen zuletzt ganz fehlte. Aber meine Ferien sind nun bald zu Ende; die Jagd gehört zu meiner Erholung, mein Geschäft ist sie nicht. Es hat Gott gefallen, mir für das Wohl der armen Sclaven Pflichten aufzuerlegen, und die muß ich erfüllen. Unterdrückung, Grausamkeit, Verfolgung, und was schlimmer ist, Mangel an Religion dürfen durch meine Schuld nicht länger auf dem unglücklichen Volke lasten. Gieb, o Gott, daß ich durch Deinen heiligen Geist befähigt sein möge, mich meiner heiligen Pflichten gegen sie zu entledigen! Mache ein Werkzeug aus mir in Deinen Händen zur Rettung und Erhebung dieses so schwer heimgesuchten Volkes."

Der revolutionäre Geist des Tages, welcher England damals durchzog, erreichte sogar die friedliche Nachbarschaft von Cromer, und eines Morgens, als Buxton beim Frühstücke saß, ward ihm gemeldet, daß eine Bande Aufrührerischer nicht weit von seinem Hause dahergezogen

käme, und auf dem Wege sei, die Dreschmaschine eines Pächters zu zerstören. Buxton verließ sofort das Haus, um mit seinen jüngern Kindern den Leuten entgegenzugehen. Bei der Schaar angelangt, hielt er ihnen in kurzen Worten vor, was für Narren sie seien, und bat dringend, sie möchten sich doch nicht der Gefahr aussetzen, an den Galgen zu kommen. Ihr Anführer hatte sich mit einer langen Stange bewaffnet, an dessen Ende ein großer Haken befestigt war. Auf diesen ging Buxton, nachdem er ausgeredet hatte, zu, und entriß ihm nach kurzem Kampfe die Waffe, ohne daß sich die übrigen hineingemischt hätten. Auf dieselbe Weise fertigte er noch einen zweiten ab, und das setzte diese tapfern Rebellen so außer Fassung, daß sie sich zerstreuten und nach Hause eilten.

Den Schluß dieses Capitels möge ein Brief Buxton's bilden, welchen er an den Vater eines seiner Neffen schrieb, der sich bei einem Schüler-Aufruhr betheiligt hatte. „Deinen Brief," heißt es, „erhielt ich heute Abend und säume nicht, ihn zu beantworten. Ueber solche „aufrührerische Bewegungen" sollten wir doch eigentlich lächeln, wenn Du sie nur nicht so ernsthaft ansähest. Erlaube mir eine einfache Frage. Denkst Du denn wirklich um das Geringste schlechter von Deinem Knaben, weil er unter den Rebellen gewesen ist? Ich nicht. Wer einer wirklichen oder eingebildeten Unterdrückung aus dem Grunde keinen Widerstand leistet, weil er die Lehren der Schrift richtig versteht, und weil der Geist in ihm lebendig lebt, welcher von dem Gründer des Christenthums ausgegangen ist, der trägt großen Gewinn davon: so etwas steht aber von einem Jungen seines Alters nicht zu erwarten. Denn es ist wirklich das Allerschwerste, sich gegen den Strom

eines gewissen allgemeinen Gefühls zu stemmen, noch dazu wenn ein solches Betragen als Feigheit und kriechendes Wesen gemißdeutet werden kann. Kurz — ich würde ihn, wäre ich sein Vater, in Liebe und Sanftmuth daran erinnern, daß er deßhalb gefehlt habe, weil er den Grundsätzen, denen seine Eltern huldigen, zuwider gehandelt hat. Ich würde ihm deutlich machen, daß es ehrenvoller sei, allein zu stehen und an dem festzuhalten, was jene billigen, als die glänzendste Heldenthat der Rebellion zu begehen, und würde ihm zu verstehen geben, daß ich erwarte, nie wieder von ähnlichen Streichen zu hören. Bei mir selber aber würde ich vollkommen ruhig über die Sache denken. Zurückschicken würde ich ihn ganz gewiß, und würde es mit der Schule noch einmal versuchen, aber dem Lehrer ins Ohr raunen, daß, wenn wieder eine Empörung ausbräche, er schuld daran sein müsse. Meine einzige ernstliche Sorge würde die sein, daß man dem Jungen kein indirectes Lob für seinen Muth spende. Ich spreche aus Erfahrung. Als Knabe zog ich mir einen, wie mir schien, ehrenvollen Tadel zu, weil ich verwegen und übermüthig war, ohne mich um die Folgen zu kümmern. Darin liegt etwas, was des Knaben Phantasie kitzelt und seinen Stolz aufreizt, und dieser halb gute, halb schlechte Ruf, in dem ich damals stand, machte mich wild und herrisch. Ich spreche darüber um so freier, als ich in seiner Mutter Briefen ziemlich viel Kummer und Verdruß oben auf, darunter aber als kleines Geheimniß stille Zufriedenheit über den Muth ihres Knaben zu entdecken glaube. Ich sende ihm meine Grüße und ein Goldstück. Wenn Du magst, so lies ihm vor, was ich über das, was edel und männlich ist, gesagt

habe; denn wir erwarten ja doch, daß er sich einstens dies Theil erwählen wird."

Capitel XVIII.

1832.

Als sich das Parlament 1832 versammelte, sah sich die ganze englische Nation in den Kampf um die Reformfrage verwickelt. Deren Entscheidung stand jetzt bevor; aber Buxton war allzu sehr mit den Arbeiten für die Sache der Emancipation beschäftigt, um in der jetzt Statt findenden stürmischen Debatte eine hervorragende Rolle zu spielen. Hatte er doch genug damit zu thun, um den Gegenstand seines ganzen Wirkens und Trachtens mitten in dem Strudel der Tagesfrage vor der drohenden Gefahr zu schützen, ganz vergessen zu werden. Was jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit für eine Zeit lang wieder auf den Gegenstand hinlenkte, war der Umstand, daß Lord Althorp einen Cabinetsbefehl mit der Erklärung an die Colonisten hatte abgehen lassen, dahin lautend, daß er auf der Anwendung von Zwangsmaaßregeln bestehen würde, um die vorgeschlagenen Verbesserungen zur Ausführung kommen zu sehen; und daß diese Erklärung Ausbrüche des heftigsten Unwillens von Seiten der Westindier hervorgerufen hatte. Nicht geringern Eindruck machte die Nachricht von einem heftigen Aufstande unter den Negern in Jamaica. Derselbe war dadurch entstanden, daß die Sclaven aus der unverhohlenen Wuth ihrer Herren geschlossen hatten, der Freibrief wäre ange-

langt, sei aber von den Pflanzern unterschlagen worden. Die letztern hatten gesucht, die Missionare und mehrere Geistliche in den Sclavenaufruhr zu verwickeln; auch wurden die Herren Gardner und Knipp wirklich verhaftet und in Anklagezustand versetzt. Jedoch hatte sich die gegen den ersten vorgebrachte Sache als durchaus nichtig herausgestellt, und die gegen den andern erhobene Klage war von dem Staats-Procurator zurückgewiesen worden.

Am 23. März entspann sich im Unterhause eine lebhafte Debatte, bei welcher Lord Howick (der Untersecretär für die Colonieen) das von der Regierung gegebene Versprechen vertheidigte, daß man denjenigen unter den Colonieen Vortheile gewähren wolle, welche den Cabinetsbefehl unverändert annehmen würden. Derselbe sprach ferner seine Ansicht dahin aus, daß, nachdem die Warnungen der Regierung dreimal ohne Wirkung geblieben wären, „die Zeit gekommen sei, wo man aufhören müsse blos zu ermahnen."

Am 25. März, erzählt Buxton, seien 20 der Hauptanführer seiner Partei bei ihm zu Tische gewesen, um sich über die Angelegenheit der Sclaven zu besprechen und die Mittel, die der Sclaverei ein Ende machen könnten, zu berathen. „Aber," sagt er, „diese ausgesuchte Gesellschaft, die doch aus unsern genausten Freunden und treusten Mitarbeitern bestand, war in jedem praktischen Punkte uneins, und die Meinungen zeigten sich nach allen Richtungen hin verschieden, von augenblicklicher Abschaffung der Sclaverei ohne Entschädigung an bis zu ihrem allmähligen Verlöschenlassen durch die Pflanzer selbst und unter deren freundschaftlicher Mithülfe."

Die westindischen Besitzer im Oberhause stellten den Antrag, welcher auch angenommen wurde, auf Bildung eines Comités, um die Angelegenheit von Westindien zu untersuchen. „Dieses Comité," sagt Buxton, „ist nichts als ein Vorwand, um Aufschub zu erhalten; ich betrachte es als ein wahres Unglück für unsere Sache." Er sah nämlich voraus, daß, wenn die Untersuchungen dieses Comités unvollendet blieben, dies als Grund dienen würde, um die Lösung der Frage aufzuschieben; auch konnte er auf wenig Unparteilichkeit bei der Entscheidung rechnen, da er wußte, daß kaum ein redlicher Freund der Emancipation im Oberhause sei.

„Ich konnte vorgestern," schreibt Buxton an Lord Suffield, „den Verhandlungen im Oberhause kaum ruhig zuhören und ertrug es schwer, daß ich der vereinzelten Stimme, die sich für Wahrheit und Recht erhob, nicht meinen lauten Beifall zurufen durfte. Nun, so traurig es auch ist, daß wohl nicht mancher mit mir eingestimmt haben würde, so bin ich doch im Namen des besten Theiles von England und aller Sclaven herzlich froh und dankbar, daß wir den Einen haben, und ich kann Ihnen zu diesem meiner Meinung nach so hohen Ehrenposten nur Glück wünschen."

Buxton war einer der vielen Zeugen, welche von dem Comité der Lords vernommen wurden. Er ergriff die Gelegenheit mit Freuden, von seinen reichen Erfahrungen mittheilen zu können, und legte 27 Beweisstücke vor, welche er mit äußerster Sorgfalt ausgefertigt hatte. Obgleich die Berichterstattung des Comités von keiner Entscheidung war, so bewirkten doch seine Nachforschungen, daß mehr Kenntniß über die Sache verbreitet, das Urtheil

darüber im Allgemeinen richtiger wurde, und nachdem die Arbeiten geschlossen waren, stand Lord Suffield nicht mehr allein im Oberhause.

Am 12. März fand unter dem Vorsitze des ehrwürdigen Stephen eine sehr belebte öffentliche Versammlung Statt, in welcher Buxton seine Ansprache mit folgenden feierlichen Worten schloß: „Wenn ich mir die Thatsache vergegenwärtige, daß die Bevölkerung eines Landes, dessen ganzer Charakter der Vermehrung seiner Bewohner günstig ist, mit so furchtbarer Schnelligkeit abgenommen hat, dann möchte ich denen, welche die Sclaverei noch aufrecht erhalten, zurufen, daß sie dereinst vor einem hohen Gerichte Rechenschaft abzulegen haben werden für die 50,000 Morde, welche vermittelst jener verübt worden sind. Wenn ich ferner an die Peitsche und an die Millionen von Streichen denke, die mit diesem verruchten Werkzeuge ausgetheilt werden, dann finde ich für meine Gefühle keine Worte mehr.

Wenn wir auf das jammervolle Dasein unseres Bruders blicken, und trotz Allem ist er doch unser Bruder, — von gleicher Form wie wir, Erbe derselben Unsterblichkeit, und wiewohl in Ketten und Elend, doch vor Gottes Augen ebenbürtig dem stolzesten Edelmanne jenes Comités, das bestimmt ist, über ihn Gericht zu halten; — wenn ich ihn ins Leben treten sehe hinaus auf den öden Pfad der Knechtschaft; dann sich winden unter der Geißel seines Peinigers, wenn ich betrachte, wie er bestimmt ist für ein frühes namenloses Grab, das ihm die Knechtschaft grub, und wenn ich an die Vorbereitung für sein Jenseits denke, zu der wir guten christlichen Männer und Frauen ihn fähig gemacht haben, dann kann nur ein Gefühl in meinem

Herzen leben, nur ein Ausdruck auf meinen Lippen sein: Großer Gott, wie lange, o wie lange soll diese Ungerechtigkeit noch dauern?"

1832 hielten sich Regierung, Westindien und Sclavenbefreier einander ungefähr das Gleichgewicht. Die letztern hatten im Parlamente durch die kürzlich Statt gehabten allgemeinen Wahlen bedeutenden Zuwachs erhalten, da viele der Candidaten die Verpflichtung eingegangen waren, der Partei gegen Sclaverei angehören zu wollen. Buxton, welcher dieselbe auf solche Weise verstärkt sah, beschloß, die im vorigen Jahre beantragten Beschlüsse wieder zur Sprache zu bringen. Sein Ziel war rasche und sichere Abschaffung der Sclaverei. Aber obgleich die Minister dem Grundsatze vollkommen huldigten, daß die Sclaverei schließlichst abgeschafft werden müsse, so waren sie doch keineswegs darauf vorbereitet, der Idee schleuniger Emancipation beizutreten. Fürs Erste fühlten sie jene Verantwortlichkeit, durch welche sich Männer von Macht so oft vor einer kühnen Politik zurückschrecken lassen. Zum Zweiten waren sie genöthigt, ihrer eigenen Sicherheit halber die westindische Partei zufrieden zu stellen. Die sehr bedeutende Stärke derselben im Parlamente muß im Auge behalten werden, wenn man begreifen will, wie der gegen Sclaverei gerichteten Bewegung in ihrem Fortgange während dieses und des nächsten Jahres häufig so verschiedene Hindernisse in den Weg gelegt werden konnten. Denn es hatten ja viele der großen Grundbesitzer in England auch auf den Colonieen Eigenthum und mit ihm einen natürlichen Abscheu vor jenem „rastlosen Enthusiasmus" geerbt, welcher sie ihrer Sclaven zu berauben strebte. Das Bestreben der Regierung ging deßhalb dahin, die

Lösung der Sclavenfrage zu verhüten. Man hielt sie stets in einer gewissen Entfernung und entschlüpfte, um keine Abstimmung im Parlamente zu Stande kommen zu lassen, bald zur einen, bald zur andern der sich einander gegenüberstehenden Parteien.

Gegen solch eine Politik war es Buxton's Aufgabe festzustehen, welches ihm jedoch um so schwerer fiel, als er von Herzen den Whig-Principien huldigte und vor mehreren Mitgliedern des Cabinets persönliche Achtung hatte. Außerdem sah er das Fortbestehen des Whig-Ministeriums fast als die wichtigste Bedingung für das Gedeihen seiner eigenen Sache an. Durch diese einander widerstrebenden Gefühle wurde er in um so größere Schwierigkeiten verwickelt, überzeugte sich aber täglich mehr von der Nothwendigkeit energischer und beschleunigter Maaßregeln. Er war mit der Lage der westindischen Verhältnisse zu innig vertraut, um nicht der festen Ueberzeugung zu sein, daß kein Verfahren verderblicher sein könne, als das des Zögerns und Abwartens. Er hielt die aus rasch ausgeführter Emancipation erwachsenden Gefahren für lange nicht so groß, als man sie gewöhnlich darstellte. Seiner Ueberzeugung nach mußte eine gut gehandhabte Polizei und wohlwollendes Entgegenkommen hinreichen, um „jene furchtbaren Unglücksfälle" (die Folgen eines solchen Schrittes) zu verhüten, an welche Sir Robert Peel „nicht ohne Schauder denken konnte." Buxton sprach kühn die Behauptung aus, daß die Neger für Lohn zu arbeiten anfangen würden, sobald sie von den Schrecken der Peitsche befreit wären, und daß es die gesetzgebenden Körper der Colonieen in jedem Falle als das nutzloseste Beginnen ansehen müßten, welches Lord Althorp mit den

Worten bezeichnet hatte: „Sie möchten mit all ihren Kräften so viel als möglich dahin trachten, den Sclaven in denjenigen Zustand moralischen Bewußtseins zu versetzen, welcher der Ausführung der vorgeschlagenen Veränderungen förderlich wäre."

Die Statistik, welche er im vorigen Jahre vorgelegt hatte, schien ihm zu beweisen, daß es nicht nur ein höchst grausames, sondern auch thörichtes Beginnen sei, die Sclaverei länger aufrecht zu erhalten; denn da sie die Arbeiter der Colonieen in so furchtbarem Maaße hinwegraffte, konnte ja Niemand wirklichen Nutzen daraus ziehen. Es wäre daher das beste, meinte er, sich ihrer, koste was es wolle, mit einem Schlage zu entledigen. Neun Jahre lang hatte jetzt die Regierung nichts anderes als die milden Mittel versucht, welche in den Beschlüssen von 1823 angegeben waren, und die Lage der Sclaven war noch nicht um ein Haar breit besser geworden. Die Sterblichkeit eilte desselben raschen Schrittes vorwärts; ja die amtlichen Listen von Demarara, Essequibo, Jamaica, St. Christopher und St. Vincent*) zeigten, daß hier der Verlust an Menschenleben in den letzten drei von den verflossenen zwölf Jahren am größten gewesen war, und die Berichte der Behörden meldeten, daß die Zahl der Bestrafungen nie eine solche Höhe erreicht gehabt habe. Die Fälle von persönlicher Grausamkeit, welche an vielen Orten besonders durch die von der Regierung angestellten Sclaven-Beschützer an's Licht gezogen wurden, waren erschreckender und häufiger als je.

*) St. Christopher gehört zum Gouvernement der Leeward-Inseln, St. Vincent zu dem von Barbadoes.

Auch war die Wuth der Pflanzer gegen jeglichen religiösen Unterricht, den sie für unvereinbar mit der Sclaverei erklärten, von Jahr zu Jahr größer geworden. Außer diesen Beweisen für die Zwecklosigkeit mildernder Maaßregeln kam noch ein anderer gewichtiger Grund hinzu, um den Tag der Befreiung nicht länger mehr hinauszuschieben. Hier mußte Unentschiedenheit gewiß entscheidend wirken. Denn die Besprechung der Frage hatte im Laufe der Zeit einen allgemeinen moralischen Eindruck hervorgerufen. Die Entrüstung der Pflanzer war auf die höchste Spitze getrieben, die Sclaven hatten nachzudenken gelernt, aber Selbstbeherrschung kannten sie noch nicht. Zwischen beiden lag eine Verderben drohende Kluft, und schon zeigten sich die Vorboten eines Sturmes, welcher sicherlich mit furchtbarer Wuth losbrechen mußte, wenn nicht schleunigst Schritte gethan wurden, um seinen Ingrimm abzuwenden.

Gleichwohl wünschte die Regierung, wenn sie auch ihren Ermahnungen größeren Nachdruck verlieh, noch immer die Emancipation auf einen Zeitpunkt zu verschieben, „wo durch gemäßigtes Aufzwingen jener Verbesserungs-Maaßregeln der innere Zustand der Sclaven-Bevölkerung genügende Fortschritte gemacht haben würde."

Hier nun trat Buxton vor, und die Debatte, welche wir jetzt unseren Lesern vorführen wollen, drehte sich um diesen Punkt.

Vergeblich suchte ihn anfangs die Regierung an seiner Antragstellung zu verhindern, setzte es jedoch zuletzt durch, daß den von ihm vorgeschlagenen Beschlüssen die Worte: „In Uebereinstimmung mit den Beschlüssen von 1823" beigefügt wurden; und das letztere war es, was

Buxton nicht ohne den heftigsten Kampf zugeben durfte, und weßhalb er darauf bestand, daß das Haus zur Abstimmung schreite, damit die Nation klar und deutlich erfahre, wie es denn eigentlich im Parlamente mit dieser großen Frage stehe.

„Die Debatte,“ schreibt Buxton's Tochter an die Bewohner von Northrepps Cottage, „hat nun wirklich Satt gefunden, und jetzt, wo Alles glücklich überstanden ist, haben wir Ursache genug, mit dem Resultate zufrieden zu sein. Alles, was wir in den letzten Tagen gedacht und empfunden haben, läßt sich schwer genau wiedererzählen. Uebrigens ging es wie gewöhnlich; Freund und Feind suchten meinen Vater auf jede mögliche Weise von seinem Antrage abzubringen, und als das mißlang, wollte man ihn überreden, den Antrag zu mildern, oder doch wenigstens das Haus nicht zur Abstimmung zu zwingen. Dr. Lushington war der Meinung, es müsse das die Sache an ihrem Fortschreiten hindern, und Meinungsverschiedenheit mit ihm ist meinem Vater das Peinlichste von Allem. Auch drängte die Regierung sehr, und stellte die verführerischsten Bedingungen. Dienstag Morgen hatten mein Vater und Dr. Lushington eine lange Zusammenkunft mit Lord Althorp und Lord Howick, welche beide es weder an Bitten noch Vorstellungen fehlen ließen. Ich glaube nicht, daß mein Vater ihnen gerade viel erwidert hat, aber es war wirklich grausam, wie sie ihm zusetzten; und wie schmerzlich empfand er's, daß er ihnen zu widersprechen genöthigt war, und sich sagen lassen mußte, er verwirre alle ihre Maaßregeln und gebe dem Feinde das Heft in die Hand jetzt in dem entscheidenden Augenblicke. Das Publikum wäre außerdem, sagten sie, so sehr von

der Reform in Anspruch genommen, daß es wirklich nur die Kräfte der Sache verschleudern heiße; Niemand würde ihn anhören und die ganze Wirkung müsse verloren gehen, während sie sich ihm alle anschließen wollten, wenn er nur etwas wartete; im Herzen ständen sie ja sämmtlich auf seiner Seite, und Alles würde gut gehen, wenn er nur etwas Geduld hätte und Vernunft annehmen wolle. Bei seiner Rückkehr erzählte er uns den ganzen Hergang und nahm sich vor, noch vor der nächsten Zusammenkunft, die auf den folgenden Tag festgesetzt war, an Lord Althorp zu schreiben. Hier die Abschrift dieses Briefes:

„Mein Lord! Wie ich fürchte, ist es mir nicht gelungen, Ihnen die Eindrücke klar zu machen, unter denen ich handle, wenigstens glaube ich nicht hinlänglich gezeigt zu haben, wie mächtig sie auf mich wirken. Das Studium, mit dem ich die Sache verfolgt habe, hat mir die Sclaverei in ihrem ganzen Wesen, alle Schrecken, welche sie nach sich zieht, und die dabei täglich vorkommenden Verfolgungen und Grausamkeiten so deutlich vor Augen geführt, daß ich unmöglich diese Gelegenheit vorübergehen lassen kann, ohne wenigstens meine Stimme dagegen zu erheben. Gestatten Sie mir ferner, Sie daran zu erinnern, daß ich, so unbedeutend auch sonst, doch in dieser Frage der Vertreter einer nicht geringen Partei unseres Landes bin, welche es mehr verdrießen würde, als Sie vielleicht denken, den Kampf aufgegeben zu sehen. Dann aber (und das ist ein viel wichtigerer Grund meines Handelns) kann ich nicht umhin, mich als den Fürsprecher einer Gesammtheit von Menschen anzusehen, die nicht für sich reden können, und für die ich ohne jeden andern Führer, als mein Gewissen, handeln muß. Was auch

immer das Resultat meiner Antragstellung sein mag, auf nichts würde ich mit mehr Bedauern, ja, ich darf sagen, mit mehr Scham zurückblicken, als wenn ich auf irgend eine Weise die Interessen jener aus Rücksicht für meine oder meiner Freunde in England angenehme Stellung hintangesetzt hätte, und um so mehr, als diese Freunde reich sind an Macht und Einfluß, während jene, für die ich, wenn auch nur Geringes wirke, hülflos und in Unterdrückung leben. Kurz, ich glaube, daß es den letzteren großen Vortheil bringen wird, wenn ich meinen Antrag stelle, und sehe mich deßhalb genöthigt, offen zu sagen, daß ich ihn weder verschieben, noch auch irgend etwas an seine Stelle setzen kann, welches geringer wäre als Abschaffung der Sclaverei. Es ist unnöthig, noch hinzuzufügen, daß ich nur mit Widerstreben irgend etwas thun würde, welches möglicher Weise dem gegenwärtigen Ministerium Unbequemlichkeiten bereiten könnte."

„Der Brief wurde Mittwoch früh abgeschickt, am Nachmittage ging mein Vater wieder zu Lord Althorp, der ihm ohne Weiteres zu verstehen gab, daß er jeden Versuch, ihn eines andern zu überreden, für unnütz halte, und daß er vor seinen Beweggründen alle Achtung habe. Hierauf formirte denn mein Vater den Antrag, Lord Althorp sein Amendement. Nun kam Donnerstag der 24. Mai. Mein Vater ritt gleich nach dem Frühstücke mit mir spazieren; und dieser Ritt wird mir unvergeßlich bleiben. Anfangs sagte mein Vater, soweit wäre er zwar fest geblieben, aber das Haus zur Abstimmung bringen, nein, das könne er nicht; ich sei gar nicht im Stande mir vorzustellen, wie tief es ihn schmerze, daß fast unzählige Bande der Freundschaft und Interessen auf

dem Spiele ständen, und daß, wenn seine Freunde gegen ihn stimmen müßten, ihr Sitz im Parlament gefährdet wäre. Darauf aber wandte er sich wieder den Leiden der Missionare und Sclaven zu, und sagte, am Ende müßte er doch darauf Rücksicht nehmen, auf welcher Seite denn die größten Qualen seien, und dürfe nicht nur daran denken, was vor seinen Augen geschähe; und wäre er selbst in Westindien, so würde es ihm wohl klar sein, daß der Fürsprecher in England geraden Weges vorwärts schreiten müsse, und ihm würden dann wahrhaftig all solche Bedenken verächtlich erscheinen. Kurz, allmählig war sein Entschluß gefaßt. Als wir in der Nähe des Parlamentshauses waren, kam fast jeden Augenblick einer oder der andere an uns herangesprengt mit der Frage: „Also wirklich heute Abend?" „Ja." „Ist das so bestimmt?" „Ganz bestimmt;" und nach dieser Antwort wendeten sie jedesmal ihr Pferd, und ritten mit kalter Miene davon. Ich weiß nicht, wie oft das vorgekommen ist. In St. James Park begegneten wir Spring Rice, dem der Vater zu meiner großen Freude sagte, er sei entschlossen, das Haus zur Abstimmung zu bringen. Darauf kam Sir Augustus Dutrymple an uns heran, und sagte nach den gewöhnlichen Fragen: „Ich will es Ihnen nun offen sagen, heute Abend gehe ich auf Sie los." „Weßhalb denn?" „Weil Sie neulich gesagt haben, die Pflanzer widersetzten sich dem religiösen Unterrichte." „Das habe ich auch gesagt, und werde es behaupten." Wir kamen nach Hause und speisten um 3 Uhr. In welcher Spannung und Aufregung wir waren, ist schwer, ja vielleicht unmöglich zu beschreiben. Catharina Hoare, die Knaben und ich gingen mit ihm hin. Um 4 Uhr

waren wir schon auf der Gallerie und hatten sehr gute Plätze. Wir vermißten den Vater lange, denn, wie wir später hörten, hatte ihn Lord Althorp zu einer nochmaligen Besprechung beschieden, aber ohne ihn zum Nachgeben bringen zu können. Es würden nun viele Petitionen gegen Sclaverei vorgelegt, unter andern die große Westindische Petition von Lord Chandos. Um 6 Uhr endlich hieß es „Herr Fowell Buxton." Er präsentirte dem Hause zwei Petitionen, eine vom Erzbischof von Tuam und dessen Geistlichkeit, die andere von den Abgesandten der Secten in und um London. Als man darauf zur Tagesordnung schritt, trug er auf Bildung eines Comité's an, „welches die besten Mittel zur Abschaffung der Sclaverei auf allen britischen Besitzungen, mit schuldiger Berücksichtigung der Sicherheit aller dabei interessirten Parteien in Betracht ziehen, und darüber Bericht erstatten sollte." Er sprach wirklich vortrefflich, und man schenkte ihm viel größere Aufmerksamkeit, als im vorigen Jahre. Kurz, die Sache erschien Allen offenbar viel wichtiger, und die Wirkung der Rede vom verflossenen Jahre über die Verhältnisse der Sclavenbevölkerung zeigte sich so deutlich als je. Er kam auf den Gegenstand zurück und bezog sich auf seine damals aufgestellten Behauptungen; dabei äußerte er seine Freude darüber, Abdrücke der Rede in den Händen ehrenwerther Mitglieder zu sehen (er hatte nämlich ein oder zwei Tage vorher jedem ein von ihm unterzeichnetes Exemplar zugeschickt, und viele hatten es gerade zur Hand genommen, während er sprach). Auch mich freute es, die Blätter in ihren Händen zu sehen. Uebrigens will ich die ganze Debatte nicht wiederzugeben versuchen. Macaulay entwickelte auffallend große Beredt-

samkeit, Lord Howicks Rede war vorzüglich, und bewies zu meinem Entzücken deutlich, wie günstig die vom vorigen Jahre gewirkt hatte. Er sagte, sie hätte ihn vollständig überrascht, und sämmtliche Thatsachen habe er nach genauer Prüfung unwiderlegbar gefunden. Lord Althorp schlug als Amendement den Zusatz der Worte vor: „In Uebereinstimmung mit den Beschlüssen von 1823." Darauf gingen die Versuchungen an. Einzeln bestürmten sie meinen Vater, er möge doch nachgeben, und keine Abstimmung hervorrufen. Es thäte ihnen so leid, sagten sie, sich von ihm zu trennen, da alle Herzen zu ihm ständen; warum er denn Heere spalten wolle? Unterliegen würde er sicherlich, und was es denn nützen könne, sie alle in Schwierigkeiten zu verwickeln und zu machen, daß sie gegen ihn stimmen müßten. Er sagte uns, an die hundert solcher Ansprachen seien wohl an ihn gerichtet worden; kurz, fast jeder Freund im Hause kam heran, und suchte ihn mit allen Vernunfts- und Freundschaftsgründen zum Nachgeben zu bewegen. Evans war fast der einzige, welcher auf seiner Seite stand. Mit unbeschreiblicher Spannung beobachtete ich meinen Vater, wenn ich die Mitglieder eins nach dem andern sich bei ihm niedersetzen sah, und nur zu deutlich aus ihren Geberden schließen konnte, was sie von ihm wollten. Einer von ihnen kam viermal, und schickte zuletzt noch ein Blatt Papier mit den Worten hinüber: „Unbeweglich wie immer?" Wiederholt drangen sie in meinen Onkel Hoare, der unter der Gallerie war, aber ohne Erfolg, denn der schickte ihm immer nur den Bescheid, zu beharren. Mein Onkel erzählte mir von einem Herrn, der nicht zu den Mitgliedern gehörte und in seiner Nähe auch unter der Gallerie

stand; dieser sei den ganzen Abend über in größter Aufregung gewesen, und habe immerwährend ausgerufen: „O, er hält nicht aus, o, er giebt nach. Ich gäbe 100 Pfund, ich gäbe 1000 Pfund darum, wenn er das Haus zur Abstimmung brächte. Nobel, nobel! es ist doch ein herrlicher Mann!" je nachdem er eben geglaubt habe, daß die Sache stände. Unter Andern kam Herr H., um seine Beredtsamkeit an meinem Vater zu versuchen. „Sein Sie doch nicht so hartnäckig, nur das eine Wort „Interesse" schalten Sie ein; es macht ja gar keinen so großen Unterschied, und dann geht Alles gut. Sie verfeinden uns nur die Regierung. Nun, soll ich hingehen und Lord Althorp Ihre Zustimmung bringen?" Meines Vaters Antwort war: „Ich meine, es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, ich wünschte, der Kopf wäre Ihnen abgeschlagen, und meiner dazu; aber den Ihrigen herunter, wäre mir doch noch am liebsten." Was waren das für Versuchungen! Er sagte nachher, es sei ihm gerade so gewesen, als wenn ihm Jemand den ganzen Abend über Zähne ausgerissen hätte. Endlich stand er auf, um zu sprechen; und rührend sagte er, es koste ihm die größte Ueberwindung, das Haus zur Abstimmung zu bringen; aber sein Gewissen verlange es, und er sei entschlossen, es zu thun. Darnach wurde die Frage gestellt. Der Sprecher sagte: „Ich glaube, die Majorität ist für Nein." Unvergeßlich wird mir der Ton seiner vereinzelten Stimme bleiben, als er sagte: „Nein, Herr." „Wer mit Nein stimmt, muß vortreten," sagte der Sprecher, und das ganze Haus schien hinausgehen zu wollen. Die darin Gebliebenen wurden jetzt gezählt und beliefen sich auf 90. Das war eine Minorität, die alle unsere Er-

wartungen übertraf, und von 50 an schlug mein Herz bei jeder Zahl höher. Ich ging hinüber, um die Andern hereinkommen zu sehen. Aber wie sank mir da der Muth, als 88, 89, 90, 91 gezählt wurde, und der Zug noch immer kein Ende nehmen wollte, bis endlich 136 eingetreten waren. Lord Althorp's Amendement war also durchgegangen. Morgens zwei Uhr war's geschehen, und da erst kam mein Vater zu uns herauf. Ich merkte denn bald, daß es ihm zu wehe thun würde, wenn man die Sache berührte; es war ihm so schmerzlich, bei allen seinen Freunden angestoßen zu haben. Herr *** wollte, als Alles vorbei war, gar nicht mit ihm sprechen, so böse war er, und Tage lang nachher erzählte mein Vater beim Nachhausekommen mit sichtlichem Schmerz von dem oder jenem, daß er seinen Gruß nicht erwidert habe. Freitag kam Dr. Lushington, um ihn aufzuheitern, und sagte: „Die Minorität war doch ein großer Sieg;" und er scheint auch wirklich recht gehabt zu haben; aber kaum können wir denen verzeihen, die ihre Zahl noch hätten vermehren sollen. Mein Vater aber kann sie nicht schmähen hören, und sagte, als neulich M. meinte, einige, die so viel gesprochen hätten, und doch gegen ihn gestimmt, müßten ausgestoßen werden: „O, ich möchte kein Haar auf ihrem Haupte krümmen." Er empfindet es doch sehr dankbar, daß das Comité die besten Mittel ersinnen soll, um der Sclaverei los zu werden; und das giebt ihm auch wieder Muth. Die Bildung dieses Comité's war nun die nächste, und wirklich eine sehr schwierige Aufgabe. Mein Vater ging deßhalb oft zu Lord Althorp. Einmal sagte der zu ihm: „Die Westindier, Buxton, sind ja eigentlich nicht nur gegen Sie und Ihre Freunde auf-

fäßig, sondern überhaupt gegen jeden, der Wähler hat; von all denen wollen sie nichts wissen." Als die Rede auf Lord Howick kam, sagte Lord Althorp: „Nun, der gehört ja doch zu Ihnen," setzte aber hinzu: „Wir, die Regierung, die Mittel-Partei, müssen im Comité vertreten werden." Mein Vater sagte: „Wenn Sie nun alle Rücksichten auf Ihre Stellung und Ihre Verpflichtungen bei Seite setzen, dürfen Sie dann sagen, Sie seien nicht mit mir einverstanden?" Er stellte es nicht in Abrede."

„Durch diese Debatte," sagte Buxton später, „that die Sache einen Sieben-Meilen-Schritt." Folgender Satz aus seiner Rede möge hier wiedergegeben werden: „Was gedenkt die Regierung zu thun, wenn ein allgemeiner Aufruhr unter den Negern ausbricht? Krieg ist überall und unter allen Umständen ein beklagenswerthes Ereigniß; aber der Krieg gegen ein Volk, das für Freiheit und Recht kämpft, würde Englands Stellung zu einer höchst verkehrten machen. Und glaubt denn der edle Lord, daß unser Volk damit zufrieden sein wird, daß man seine Quellen erschöpft, um unbestreitbare menschliche Rechte zu unterdrücken? Ich will das Haus an die Worte Jefferson's, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, erinnern. Jefferson war selbst Sclavenbesitzer und voller Vorurtheile eines solchen, und doch hinterließ er diese denkwürdigen Worte: „Fürwahr, ich zittere für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist, und daß seine Gerechtigkeit wohl nicht immer schlummern mag. Ein Aufstand gehört zu den möglichen Ereignissen; der Allmächtige hat keine Eigenschaft, die in solchem Kampfe uns zur Seite stehen würde." Dies ist der Punkt, der bei mir am schwersten in die Wagschale fällt: Der Allmächtige hat

keine Eigenschaft, die in solchem Kampfe uns zur Seite stehen würde. Ein Krieg gegen physische Uebermacht — ein Krieg in einem dem Europäer Tod bringenden Klima, — ein Krieg, in dem das Herz des Volks von England sich zum Feinde hinneigen würde, der ist ein Glücksspiel gegen so fürchterliche Uebel; aber all das wiegt nichts gegen das eigene Bewußtsein, daß wir in solchem Kampfe des Himmels Beistand weder anrufen noch erwarten dürfen. Nehme das Haus die Versicherung hin, daß ich mich einer sehr schmerzlichen Pflicht entledigt habe, und daß mein Bestreben war sie zu erfüllen, ohne Jemand zu beleidigen."

Die Untersuchungen des Comité's wurden vom 1. Juni bis zum 11. August geführt. Diese Zeit war aber viel zu kurz, um nur die Hälfte der Beweisstücke entgegenzunehmen, die jede Partei vorzubringen sich beeiferte. Man brach die Arbeiten ab, ohne zu einem bestimmten Resultate gelangt zu sein, und begnügte sich damit, auszusprechen, daß die Lage der Dinge, soweit sie durch die angestellten Nachforschungen klar geworden sei, erheische, daß die Aufmerksamkeit des gesetzgebenden Körpers möglichst bald und in der ernstesten Weise darauf gerichtet werde. Ein großer Theil der Beweisstücke bezog sich auf den Neger-Aufstand in Jamaica, welchem von Seiten der Colonisten Handlungen gefolgt waren, die eben so wohl den Namen Aufstand verdient hätten, wären sie nicht vor der Miliz, der Obrigkeit und den Ersten der Insel begangen worden. Diese hatten den Beschluß gefaßt, die Sclaverei durch Unterdrückung aller religiösen Erziehung der Neger zu erhalten. Demgemäß zerstörten sie 17 Capellen und verübten an den Geistlichen und deren Ge-

meinden Grausamkeiten und Beleidigungen aller Art. „Ich bürge mit meiner Ehre," sagte Buxton, „für die Richtigkeit der Thatsache, daß Neger wegen keines andern Verbrechens bis an den Rand des Grabes gepeitscht worden sind, als daß sie ihrem Gotte gedient hatten."

Die mißliebigsten Missionare, besonders Knipp und Burchell, wurden von der Insel vertrieben, und kamen gerade zu der Zeit in England an, wo ihre Zeugnißablegung vor dem Comité von größter Wichtigkeit war. Sie durchzogen darauf, vom Parlamente dazu autorisirt, England und Schottland, hielten in allen Hauptstädten Versammlungen ab, und übten durch ihre beredte Ansprache eine große Wirkung auf das allgemeine Urtheil über die Sache aus. Nichts konnte auch so geeignet sein, um bei der sogenannten „religiösen Welt" das Bewußtsein zu erwecken, daß auch sie in der Sclavenfrage Pflichten habe. Buxton deutete oft auf die überall waltende Hand der Vorsehung, durch welche die Unduldsamkeit des Systems dahin geführt sei, daß es sich selbst die eigene Vernichtung bereitet habe.

Die Untersuchungen des Comité's, sowohl des Ober- als auch des Unterhauses, wurden zusammen veröffentlicht, und der allgemeine Eindruck war, daß sie zwei Punkte festgestellt hätten: Erstens, daß die Sclaverei ein Uebel sei, gegen welches kein anderes Mittel als Vernichtung helfen würde. Zweitens, daß die Vernichtung unbeschadet der Sicherheit vorgenommen werden könne. So standen die Dinge, als Buxton nach geschlossener Sitzung mit seiner Familie nach Northrepps zurückkehrte. Während eines kurzen Aufenthaltes in London im September schreibt er an seine Tochter: „Gestern habe ich Macaulay gesehen,

und seitdem hat mich eins, was er mir sagte, viel beschäftigt: „Sie wissen, wie die Art und Weise Ihrer Antragstellung von Allen gemißbilligt wurde, wie man glaubte, Sie hätten durchaus Unrecht und seien hartnäckig und halsstarrig; aber zwei oder drei Tage nach der Debatte sagte mir Lord Althorp: Diese Abstimmung Buxton's hat die Sclavenfrage entschieden. Kann er 90 Stimmen für sich gewinnen, wenn er Unrecht hat, so hat er über eine Majorität zu gebieten, wenn er Recht hat. Die Frage ist entschieden. Die Regierung sieht das ein, und wird sich Ihrer annehmen.“ Was nun meine Gedanken so sehr beschäftigte, war nicht sowohl das, daß die Regierung die Angelegenheit zum Abschluß bringen will, sondern die Betrachtung, was uns denn eigentlich zu dieser Abstimmung geführt hat, die mit so wichtigen Folgen verknüpft gewesen ist. Die Weisheit meiner Mithelfer hat das gewiß nicht gethan; denn außer meiner eigenen Familie, Hoare, Evans, Johnston und einem oder zwei anderen, wichen Alle von mir ab. Brougham sagte, als er von meiner Beharrlichkeit hörte: „Ist der Mann toll? will er ohne Mittel handeln? er muß nachgeben.“ Es war also wirklich nicht die Weisheit meiner Rathgeber, aber es war auch ebenso gewiß nicht meine eigene Weisheit, oder mein eigener Entschluß. Das ist freilich wahr: daß ich Recht hatte, dessen war ich mir bewußt, aber ich fand es nicht so leicht, die Ursache zu erklären, warum ich das so deutlich fühlte. Bei dem Entschlusse fiel es mir sehr schwer, standhaft zu bleiben. Gegen meine Freunde feindlich aufzutreten, schmerzte mich mehr, als es wohl hätte thun sollen. Darin war ich ungemein schwach. Aber was führte denn zu der Abstimmung?

Nun, ich glaube, unser Gebet war es. Erinnerst Du Dich, wie wir Gott anflehten, Er möge seinen heiligen Geist über mich ausgießen, und Sich erheben als Kämpe für die Unterdrückten? Wie wir uns an sein Versprechen hielten: So aber Jemand unter Euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da giebt einfältiglich Jedermann, und rückt es Niemand auf; so wird sie ihm gegeben werden. Und wie ich immer die Stelle im alten Testamente aufgeschlagen hielt, wo es heißt (2 Chron. 20, 12): „Denn in uns ist nicht die Kraft gegen diesen großen Haufen, der wider uns kommt. Wir wissen nicht, was wir thun sollen, sondern unsere Augen sehen nach dir." Und der Geist des Herrn antwortet: „Ihr sollt Euch nicht fürchten, noch zagen vor diesem großen Haufen; denn Ihr streitet nicht, sondern Gott." Willst du die Stelle nachsehen, so nimm meine Bibel, sie schlägt sich von selbst da auf. Dessen bin ich gewiß, daß das Gebet Ursache an jener Abstimmung war, und was mich darin bestätigt, ist, daß ich weiß, wie wenig wir auf die Wirkung gerechnet haben, welche die Abstimmung wahrscheinlich hervorbringen wird. Wir schlugen den Weg ein, weil er uns der rechte zu sein schien, und folgten ihm blindlings."

Der Freiheitstag der Sclaven dämmerte jetzt sichtlich, und der Herbst wurde mit der willkommenen, wenn auch anstrengenden Arbeit verbracht, die langersehnte Vollendung vorzubereiten. Im November ging Buxton nach London, um mit Dr. Lushington die ferneren Schritte zu verabreden. Von dort schreibt er an Macaulay: „Ich warte auf Lushington's Plan. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß wir unsere Ansprüche an Gerechtigkeit mit

Festigkeit und Bestimmtheit geltend machen müssen. Vollkommene und sofort ausgeführte Emancipation ist unser Recht, und wenn wir ein Jota davon nachlassen, so darf das weder um der Pflanzer, noch um der Regierung willen geschehen, sondern nur zum Wohle des Negers, und wir dürfen nicht mehr aufgeben, als seine Interessen erheischen. Kurz, wir müssen in dem Kampfe unser Auge nur auf das Wohl unserer Pflegbefohlenen, der Sclaven, gerichtet halten."

Capitel XIX.

1833.

Buxton begann dieses Jahr — das wichtigste seines Lebens — damit, daß er eine kurze Aufforderung an die Glieder der englischen Kirche ergehen ließ, in der er sie einlud, sich mit den hauptsächlichsten Secten zu vereinigen, um den 16. Januar als allgemeinen Bettag für die Sclavenfrage festzusetzen. Er selbst vergaß sie nie in seinen Gebeten. Kurz vor Anfang der Sitzung schreibt er: „Morgen gehe ich nach London. Das Parlament versammelt sich Dienstag, und ich darf hoffen, daß die Rede des Königs den Entschluß der Regierung aussprechen wird, die vollkommene Emancipation sofort zur Ausführung zu bringen. Dies ist also ein Zeitpunkt, o allmächtiger Gott, wo ich mein heißes Gebet ganz besonders an Dich richten muß...., Du mögest die Sache der Sclaven nicht in den Händen menschlicher Schwächen und Thorheit lassen; sondern sei Du ihr Fürsprecher, und

regiere die Herzen Aller, walte Du über allen Ereignissen mit Deiner Allmacht, und vollende, was gut und recht ist. O, gieb diesen Deinen unglücklichen Kindern ihre Freiheit, und diese Freiheit in Frieden, und beschütze ihre Herren vor Untergang und Verzweiflung" . . . . . .

Man hatte allgemein angenommen, daß die Regierung auf dem Punkte stünde, zur Lösung der Frage überzugehen, und Buxton ging am 5. Februar in der festen Hoffnung nach dem Oberhause, in der Rede des Königs die Sclavenemancipation als eine der hauptsächlichsten Aufgaben dieser Sitzung nennen zu hören. Groß war daher seine Enttäuschung, als die Rede endete, ohne daß des Gegenstandes auch nur Erwähnung gethan worden wäre. Ueber seinen deßhalb rasch gefaßten Entschluß, den er trotz allen Einredens einiger seiner Freunde auf dem Flecke ausführte, schreibt er zwei Tage darauf an J. J. Gurney: „Du kannst denken, wie mich die Rede des Königs verdroß; und augenblicklich kündigte ich im Unterhause einen Antrag auf Abschaffung der Sclaverei an, und stellte, wie Du aus den Blättern ersehen wirst, gestern Abend die Frage an die Regierung, welche Absichten sie habe. Die Antwort war, daß man die Sache in die Hand nehmen wolle, und „sichere und befriedigende Maaßregeln" ergreifen werde. Jetzt fühle ich mich denn ungemein erleichtert, und bin für diese große Gnade nicht wenig dankbar."

Die Regierung hätte allerdings sehr kurzsichtig sein müssen, wollte sie hoffen, sich dieser großen Frage zu entschlagen. Das allgemeine Interesse hatte seit Kurzem mit erstaunlicher Geschwindigkeit immer mehr um sich gegriffen, und eine Krisis stand offenbar bevor. Der Schrei

des Entsetzens gegen die Sclaverei schien mit einem Male von allen Enden des Landes her zu erschallen, Männer aller Classen, aller Berufsarten vereinigten sich zum Angriffe. Und das Parlament selbst, in dem erst vor wenigen Jahren kaum ein halbes Dutzend aufrichtiger Vertheidiger der Emancipation gesessen hatten, war jetzt mit Freunden der Sache angefüllt. Das Verdienst, die öffentliche Meinung so rasch emporgebracht zu haben, darf in vieler Hinsicht einem Sub-Comité der Gesellschaft gegen Sclaverei zugeschrieben werden, welches von einigen der wärmsten Freunde der Emancipation gebildet worden war. Dieselben hatten sich, des langen Zögerns im Parlamente müde, mit Eifer an das Volk gewandt, und waren bemüht gewesen, durch Vorlesungen und sonst das Land mit der Lage der Dinge bekannt zu machen. Die im vorigen Jahre zu Stande gekommene Lösung der Reformfrage wirkte jetzt ebenfalls sehr günstig auf die Bewegung gegen Sclaverei: nicht nur weil jetzt der Wille der Nation im Parlamente von größerem Gewichte war, sondern auch weil die letzten Kämpfe die Gefühle des Volkes aufgeregt hatten, ohne sie wieder erschlaffen zu machen; und nie werden wohl solche Gefühle leichter wieder angefacht, als wenn sie nach einem Sturme eben zur Ruhe gekommen sind. Da nun das Land in solcher Weise streitfertig dastand, zugleich mit der Macht in der Hand, seinen Willen durchzusetzen, war es nicht zu verwundern, daß der allgemeine Abscheu gegen die Sclaverei sich plötzlich so auffallend rasch durch das Land verbreitete, wie es zwischen 1832 und 33 geschah. Aber dieser Umschwung war nicht blos das Erzeugniß des Tages. Der Keim dazu war in einer Zeit gelegt worden, wo der Geist des

Christenthums in England wieder erwachte — gegen die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Denn die Bewegung gegen die Sclaverei war aus religiösen Grundsätzen entsprungen, und daher kam auch ihre Kraft.

Buxton hatte zwar die Leitung der Sache mit Freuden in die Hände der Minister gelegt, unterließ aber darum doch nicht, ihre Handlungsweise mit der größten Aufmerksamkeit zu überwachen. Mit abwechselnder Hoffnung und Furcht sah er den Maaßregeln entgegen, welche die Regierung ergreifen würde, und je mehr Zeit verfloß, um so größer ward seine Ungeduld. Er hatte eingewilligt, seinen für den 19. März angekündigten Antrag unter der Bedingung fallen zu lassen, daß man „sichere und befriedigende Maaßregeln" dem Parlamente vorlegen wolle; aber Wochen waren schon verstrichen, ohne daß auch nur ein Wort von der Absicht, das Versprechen zu erfüllen, verlautet wäre; und es verbreitete sich ein Gerücht, nach welchem im Ministerium Meinungsverschiedenheiten herrschen sollten, und die Regierung keineswegs insgesammt beschlossen habe, die entscheidenden Schritte zu thun, wie sie von einigen Mitgliedern vorgeschlagen worden seien. Aus seiner zehnjährigen Erfahrung wußte Buxton nur zu gut die Macht der Westindischen Partei im Ministerrathe zu schützen. Er wußte auch, daß die Regierung in dieser Sitzung noch von andern großen Fragen in Anspruch genommen werde, und wahrscheinlich nicht in dem Grade, wie er von dem Gedanken durchdrungen sei, daß aus dem Verschieben der Sclavenemancipation die größten Gefahren entspringen könnten. Es mußte ihm daher ein Grund zu großer Besorgniß darin liegen, daß ungeachtet des von Lord Althorp gegebenen Versprechens, sichere und

befriedigende Maaßregeln ergreifen zu wollen, so viel Zeit ohne alle Anzeichen von irgend welchen zu ergreifenden Maaßregeln verflossen war. Da nun die Minister dergestalt mit Geschäften überhäuft, und durch ihre Beziehungen zu den Westindischen Besitzern gebunden waren, möchte man billig fragen: warum er denn die Frage eigentlich in ihren Händen ließ? Warum stellte er sich nicht, von so zahlreichen Anhängern umgeben, an die Spitze seiner Streitmacht, um das Werk mit eigener Hand durchzuführen? Der Grund aber davon war, weil er glaubte, daß die Emancipation, deren schließliches Zustandekommen gewiß sei, in dieser Sitzung nicht anders, als vom Ministerium selbst durchgeführt werden könne; und Aufschub war ja eben das einzige, was er fürchtete, weil so leicht ein Sclavenaufstand daraus entstehen konnte. Er beschränkte sich deßhalb darauf, die Regierung anzuspornen, und beschloß, nicht eher die Leitung zu übernehmen, als bis er dazu gezwungen würde. Nichts setzte seine Freunde so sehr in Erstaunen, als der Gleichmuth, womit er seinen persönlichen Ruf betrachtete. „Es ist bewunderungswürdig," schreibt einer von ihnen, „wie er sich selbst so durchaus unberücksichtigt läßt. Es scheint ihm nicht das Geringste daran zu liegen, ob nach all der Arbeit seine Verdienste anerkannt werden oder nicht. Das einzige, was ihn zu bekümmern scheint, ist das Fortschreiten der Sache selbst." Er hatte sich mit ganzer Seele dem Werke hingegeben, und die tiefen und mächtigen Gefühle, welche sein Inneres bewegten, prägten sich auch auf seinem Aeußern aus. Seine Gesichtsfarbe war bleich, auf seinen Zügen lag der Ausdruck von Sorge und Kummer, seine hohe Gestalt fing an gebückt zu gehen. Er sprach

wenig, und war beständig in tiefe Gedanken versunken, und zwar häufig dergestalt, daß es mehrere Minuten dauern konnte, ehe er auf die einfachste Frage Antwort gab.

„Seitdem mein Vater," schreibt Buxton's Tochter einige Tage nach dem 19. März, „in der ersten Sitzung seinen Antrag angekündigt hat, ist er die ganze Zeit über mit den Ministern auf das Eifrigste beschäftigt gewesen. Diese hatten ihm Bedingungen gestellt, die gerade günstig genug klangen, um ihn von eigenem Handeln abzuhalten. Aber Samstag den 16. März schien alles Hoffen vergeblich; die Regierung hatte noch keinen Tag festgesetzt, und er fühlte, daß er jetzt seinen Entschluß nicht länger mehr aufschieben dürfe. Er schrieb an Lord Althorp, und sprach diese seine Meinung mit Entschiedenheit aus. Den Brief brachte er selbst hin; da aber der Ministerrath gerade Sitzung hielt, wollte der Portier ihn nicht hineinbringen. Der Herzog von Richmond, welcher eben eintrat, hatte die Güte, den Brief abzuliefern, aber mein Vater erhielt bald darauf den Bescheid, daß man keine Antwort geben könne. Montag den 18. ging er mit zahlreichen Petitionen versehen (eine davon aus Glasgow mit 31,000 Unterschriften) nach dem Parlamentshause, und ergriff die Gelegenheit zu sagen, daß, da ihm keine Wahl übrig bliebe, er sicher am folgenden Tage seinen Antrag stellen werde. Nachher hörte er, daß die Regierung beabsichtige, ihm den Tag vorwegzunehmen. Um 5 Uhr ging er wieder hin, setzte sich hinter Lord Althorp und sagte: „Wie ich höre, ist das also Ihre Kriegskunst?" Lord Althorp erwiderte, sie wären so bedrängt, daß sie wirklich nicht anders könnten. Mein Vater gab ihm zu verstehen, daß er den äußersten Wider-

stand leisten würde, und fest entschlossen sei, der Sache Fortgang zu verschaffen. Nach ziemlich vielem Hin- und Herreden und Sträuben sagte Lord Althorp: „Nun, wenn Sie nicht weichen wollen, so müssen wir es," und verstand sich dazu, den Tag zu bestimmen, an dem der Antrag des Ministeriums gestellt werden sollte. Das war Alles in der Stille vor sich gegangen, und da die Erklärung bis jetzt nicht öffentlich abgegeben worden war, konnte mein Vater sich noch nicht dabei beruhigen und blieb (es war nämlich gerade irgend eine Comité-Sitzung). Morgens 3 Uhr erhob sich Lord Althorp und beantragte die Vertagung der Debatte bis auf den nächsten Tag. Damit wäre denn der Tag für meinen Vater verloren gewesen. Er ging daher auf die andere Seite des Tisches und sagte laut, er würde den Tag nicht aufgeben, wenn er nicht über die Absichten der Regierung in Betreff der Sclavenfrage genügende Auskunft erhielte. Es erfolgte keine Antwort, aber man bestand auch nicht auf der Vertagung. Den nächsten Abend also erhob sich mein Vater, um seinen Antrag zu stellen. Als Lord Althorp bat, er möge ihn noch verschieben, antwortete er, er sähe sich genöthigt, das Ersuchen zurückzuweisen, wenn man nicht zwei Bedingungen einginge: Erstens, daß die Regierung einen Plan zur vollständigen und sofortigen Abschaffung der Sclaverei vorbereiten wolle; zweitens, daß man einen Tag festsetze, an dem diese Maaßregel dem Parlamente vorgelegt werden solle. Lord Althorp nannte den 23. April, worauf mein Vater der Regierung förmlich anzeigte, daß er die Angelegenheit auf die gegebene Erklärung hin, „daß die vorzuschlagenden Maaßregeln sicher und befriedigend sein sollten," in ihre Hand lege.

Seine Befürchtungen, die Minister möchten die Sitzung vorüber gehen lassen, ohne irgend etwas in's Werk zu setzen, hatten jetzt ein Ende. Der Tag für den Antrag war festgesetzt, er hatte erreicht, was er so lange gewünscht, und durfte sich nun dem Gefühle vollkommener Ruhe wieder hingeben. Er konnte Nachts schlafen, und seine Heiterkeit kam wieder zum Vorschein. Er dachte, die Hauptsache sei gewonnen, jetzt, wo die Regierung die Sache nicht wieder hinausschieben könnte, und er und seine Freunde hätten jetzt nichts mehr zu thun, als abzuwarten, bis jene ihre Pläne vorlegen würde. Bald jedoch fand es sich, daß er zu viel gehofft hatte. Denn was ihm schon nach wenigen Tagen neue Besorgniß einflößte, war das Gerücht, daß Lord Howick, dessen richtigen Grundsätzen er unbedingt vertraute, im Begriffe stände, seine Stelle niederzulegen, weil das Cabinet sich nicht mit ihm einverstanden erklärt habe, die Emancipation sofort auszuführen. Nachher erfuhr Buxton, die Regierung sei geneigt, die Neger sich selbst ihre Freiheit erkaufen zu lassen. Die Einzelheiten konnte er nicht erfahren; aber der beabsichtigte Plan war ohne Zweifel wieder mit Aufschub verbunden, und so weit man urtheilen konnte, unbillig. Voller Besorgniß und Verdruß eilte er zu Dr. Lushington. Sie beschlossen, ein Special-Comité der Gesellschaft gegen Sclaverei zu berufen, und schon am folgenden Tage versammelten sich die Führer der Partei zur Berathschlagung. Ueber den einzuschlagenden Weg waren sie vollkommen einig. Es war klar, daß die Regierung nicht mit ihnen übereinstimmte, und daß die Nation fest auf ihrer Seite stand; warum wollte man da die Sache nicht in ihre Hände legen?

Da man nun einmal beschlossen hatte, sich an's Volk zu wenden, wurde keine Mühe gespart, um die erforderliche Wirkung hervorzurufen, und hier bot sich eine höchst willkommene Hülfe dar. Gerade nämlich zu der Zeit, wo man die Gefühle des Volkes so recht auffallend hervortreten zu sehen wünschte, wurde Buxton eines Morgens ein junger Mann, Namens Whitely, vorgestellt; derselbe war Buchhalter in Westindien gewesen und kürzlich zurückgekehrt; er erzählte, welch furchtbare Grausamkeiten und Leiden er hätte sehen müssen, und lieferte einen Bericht, wie ihn Buxton schon hundertmal gehört hatte. Der junge Mann empfahl sich, war aber kaum aus dem Hause, als Buxton der Gedanke kam, ein solches Bild, frisch aus der Quelle entsprungen, müßte gerade jetzt besondern Eindruck machen. Ohne Hut lief er fort auf die Straße und holte Whitely ein, als er gerade um die Ecke biegen wollte. Whitely mußte jetzt ohne Weiteres seine Geschichte niederschreiben, dann auch Zeugnisse über sich selbst beibringen, die übrigens sehr befriedigend ausfielen. Wenige Tage darauf war das Schriftchen unter der Presse.

Die Wirkung war ungeheuer. Diese einfache, aber in fließendem Style geschriebene Erzählung ließ Jedem in lebendigen Farben vor Augen treten, was er kürzlich über die Schrecken der Geißel und über das massenhafte Hinsterben der Sclaven gehört hatte. Der Stempel der Wahrheit war jedem Worte aufgeprägt, und wenn die Schrift auch nichts Neues lieferte, so glaubte man sich doch, wenn man die Erzählung von dem alltäglichen Leben auf den Zuckerplantagen las, mitten in die Scene hineinversetzt. Der in trägem Gleichmuthe zusehende

Treiber — der durchdringende Schrei, das demüthige Flehen des Negerweibes, wenn es herausgezogen und auf die Erde geknebelt wird, um seine Strafe zu empfangen, — das Knallen mit der fürchterlichen Peitsche und der Schmerzensschrei bei jedem Streiche, der tief das Fleisch zerfetzt — so entsetzlich auch all das klang — die Wahrheit der Beschreibung konnte Niemand leugnen. In vier Colonieen, und noch dazu den am besten geordneten, hatten die Pflanzer selbst die Verhängung von 68,000 Züchtigungen während zweier Jahre eidlich angegeben.

Die Verbreitung der Schrift geschah mit wunderbarer Schnelligkeit. „Whitely," so wird nach Northrepps berichtet, „nichts als Whitely ist an der Tagesordnung; die Schrift erregt ungeheures Aufsehen; die Drucker können kaum den Anforderungen genügen; Pringle sagt, 10,000 wären heute bestellt worden." Kurz, in 14 Tagen waren beinahe 200,000 Exemplare vergriffen.

Während jedoch die Leiter der Partei sich beeiferten, die Regierung durch kräftige Kundgebung der öffentlichen Meinung zum Vorwärtsgehen anzustacheln, waren sie doch wieder sorgfältig darauf bedacht, mit ihr im Einverständnisse zu bleiben, und sie selbst an der Spitze der Bewegung zu erhalten. Man bewilligte daher Alles, was irgend zulässig erschien. Das erste Zugeständniß, welches die Regierung von den Freunden der Sclavenbefreiung verlangte, war die Entschädigung der Pflanzer.

In dieser Frage stimmten die von den Leitern der Partei vertretenen Meinungen nicht mit denen der Hauptmasse ihrer Anhänger überein. Die ersten waren der Ansicht, daß zwar weder Gesetz noch Sitte irgend Einem das Recht verleihen könne, gerechten Anspruch auf den

Besitz eines Andern zu erheben, und konnten daher nicht zugeben, daß die Pflanzer irgend welches moralische Recht auf Entschädigung hätten. Auf der anderen Seite wollten sie gern gestatten, ja fanden es sogar wünschenswerth, daß Entschädigung gewährt werde: einmal, weil sie hierin die beste, wenn nicht einzige Art erblickten, die Emancipation mit Sicherstellung aller Theile zu erreichen; und dann, weil sie von Herzen wünschten, daß, während die Neger in Freiheit gesetzt würden, die Pflanzer vor einem Verluste bewahrt blieben, der sie hätte zu Grunde richten müssen. Aber die größere Zahl ihrer Anhänger begriff die wirkliche Lage der Dinge nicht. Die Stärke der drei Parteien im Parlamente war ihnen unbekannt, auch sahen sie nicht ein, daß man sich ohne Zusammenwirken mit der Regierung des Erfolges gegen die Westindier nicht versichert halten dürfe.

In ihrem eifrigen Bestreben, dem Neger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erschien ihnen jede gegen seinen Eigenthümer eingegangene Verpflichtung, jedes Zugeständniß, das man ihm machte, als ein Abfall vom Grundsatz; ebenso konnten sie den Gedanken nicht ertragen, mit dem Unterdrücker zu handeln. Wahrscheinlich ist auch, daß sich bei Vielen während des langdauernden Streites ein Gefühl von persönlicher Feindseligkeit gegen die Pflanzer eingeschlichen hatte. Buxton und seine gemäßigteren Mitarbeiter hatten daher die schwere Aufgabe zu erfüllen, welche so oft die Leiter einer allgemeinen Bewegung zum Fallen bringt — ihren Anhängern Mäßigung zu gebieten.

Es war beschlossen worden, daß auf dem herannahenden Jahrestage der Gesellschaft gegen Sclaverei die

Genehmigung zu einer gewissen Entschädigung eingeholt werden sollte. Diese Versammlung fand am 2. April Statt. Lord Suffield führte den Vorsitz, während Buxton die mißliche Aufgabe zu Theil wurde, die Sache in Vorschlag zu bringen. Seine Freunde waren äußerst gespannt, als er zu reden begann. Eine Zeit lang schien er um die Sache selbst herumzugehen, als fürchte er sich, sie wirklich anzugreifen; endlich aber ging er kühn darauf los, und wie es schien, wurde seine Ansprache mit einstimmigem Beifalle aufgenommen. Ihm folgten Dr. Lushington, Jos. J. Gurney u. A., deren geschickt gehaltene Reden ebenfalls wider alles Erwarten viel Lob ernteten. Aber nichts ist wohl vergänglicher, als die Triumphe, welche die Beredtsamkeit feiert, wenn sie eine Partei für Augenblicke von ihrer gewohnten Laufbahn abzubringen vermag. So geebnet auch der Anfang erschienen war, so fingen doch auf diesem Punkte unter den Freunden der Sclavenbefreiung Spaltungen an zu herrschen; die Saat der Zwietracht war gesäet, und trug Früchte zu ihrer Zeit, aber glücklicher Weise zu spät, um der Sache schaden zu können.

Aber wenn die Leiter der Partei auch der Regierung solche Zugeständnisse gemacht hatten, so hielten sie es doch für nothwendig, ihre Kräfte zu sammeln, um ihren Sieg vollkommen zu machen. Denn obgleich sich die Regierung für die Ausführung der Emancipation verbürgt hatte, so waren die Einzelheiten der von ihr zu ergreifenden Maaßregeln noch unbestimmt, und über das Wie und Wann war noch keine Gewißheit erlangt worden. In dem Cabinette hatten Veränderungen Statt gefunden. Stanley war Colonial-Secretär geworden, und an Lord Howick's

Stelle war J. Shaw le Febre getreten. Dieser Wechsel konnte in einem so entscheidenden Augenblicke nur als ein großer Nachtheil angesehen werden. Buxton war sehr gespannt darauf, welchen Weg der neue Colonial-Secretär einschlagen würde, über dessen Gesinnungen er nicht ohne Besorgniß sein konnte. Lord Howick hatte er nur mit innigem Bedauern aus dem Cabinette scheiden sehen, und die Befürchtung lag nicht ferne, daß die Regierung durch diesen Wechsel mit um so mehr Nachdruck den Bestrebungen der Sclavenbefreier entgegenarbeiten zu können hoffe.

Aber diese Besorgniß beschränkte sich nicht allein auf Buxton und seine Freunde, auch die Regierung hatte ihren vollen Antheil an Sorgen zu tragen. Stanley's Stellung war in Mitten so vieler widerstreitender Interessen von großen Schwierigkeiten umgeben, und er fand es nothwendig, seinen Antrag auf den 14. Mai zu verschieben.

Jetzt war also der Augenblick gekommen, wo auf der einen Seite entschiedenes Auftreten auf vollkommenes Gelingen hoffen ließ, auf der andern aber alle jene Hoffnungen vernichtet zu werden drohten, wenn man nicht zu kräftigen Mitteln seine Zuflucht nahm. Alle Kräfte mußten jetzt gesammelt werden, um es der Regierung recht deutlich fühlen zu lassen, bis zu welcher Höhe der Haß gegen Sclaverei gestiegen war. Auch konnte das nicht schwer fallen. Die Versammlung vom 2. April und Whitely's Schrift hatten den Weg gebahnt. In allen Theilen des Königreichs wurden Vorlesungen über den Gegenstand gehalten. Zahlreiche Versammlungen fanden überall Statt, und die Freunde der Sache feuerten sich von einem Ende des Landes zum andern gegenseitig an. Zeitungen und

andere öffentliche Blätter nahmen Theil an dem Enthusiasmus. Sowohl von den Geistlichen der englischen Kirche als auch denen der Secten zögerten viele nicht, ihren Gemeinden vorzustellen, wie sündhaft es sei, die Sclaverei aufrecht zu erhalten, und wie gerecht, sich mit Herz und Hand an ihrer Vertilgung zu betheiligen. Das Feuer griff weit und breit um sich, von allen Enden des Landes strömten Petitionen herbei als Ausdrücke der eifrigsten Wünsche des Volkes; und die Zahl der Unterschriften, welche die während dieser Sitzung eingelaufenen Petitionen trugen, belief sich auf beinahe anderthalb Millionen. Gerade in diesem Augenblicke, wo die Gährung am größten war, griff man zu einem Mittel, welches die Wirkung aller frühern Vorgänge verdoppelte. Das Comité richtete nämlich Rundschreiben an die Freunde der Sache in jeder bedeutenderen Stadt und ersuchte sie, Abgesandte zu erwählen, die am 18. des Monats in London zusammentreffen sollten, um persönlich die Wünsche der Nation zu vertreten. Einige dieser ereignißvollen Tage hatte Buxton bei Wilberforce verlebt (und dieser Besuch ist, wie sich später zeigte, der Abschied von ihm gewesen), war aber, als der Tag der Versammlung herannahte, nach London zurückgekehrt, wo er sich wieder in den Strudel der Bewegung stürzte. Von dem Andrange der Geschäfte in seinem Hause, während der Kampf am lebhaftesten war, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Da er gewöhnlich spät aus dem Parlamente zurückkehrte und nur sehr wenig schlafen konnte, kam er selten vor 10 oder 11 Uhr herunter, und lange ehe er mit Ankleiden fertig war, strömte es schon zu ihm hinein. Denn Jeder, der nur im Entferntesten mit der Sache in

Verbindung stand, glaubte berechtigt zu sein, sich an ihn als den Anführer zu wenden. Außer von seinen Mithelfern in London wurde er auch oft von solchen besucht, welche in der Förderung der Angelegenheit auf dem Lande thätig gewesen waren, und die bei ihm Rath und Anregung suchten. Dann erschienen Leute aus Westindien, theils um ihre Klagen, theils um ihre Beweise und Belehrung anzubringen; einige hofften, ihn durch ihre persönlichen Erfahrungen zu überzeugen, daß er durchaus im Unrecht sei, andere wollten ihn im Glauben, daß er Recht habe, bestärken; ärgerliche Pflanzer kamen, mit ihm zu rechten, dann wieder Missionare, Lehrer und Neger, um ihm ihren eigenen Fall vorzutragen, oder neue Nachrichten zu bringen. Sein Haus, früher schon eine Art von Niederlage für Petitionen gegen Sclaverei, war jetzt halb mit solchen angefüllt; in jeder Ecke lagen sie zu Haufen mit Briefen und Papieren aus allen Theilen England's. Unter den Leitern der Partei in London fanden unterdessen die eifrigsten Berathungen Statt. Der Aufforderung, Abgesandte zu schicken, war man mit einer alle Erwartungen übertreffenden Bereitwilligkeit nachgekommen, und es fragte sich nun, wie diese Macht, welche sich ihnen anzuschließen kam, am klügsten und erfolgreichsten anzuführen sei. Diesem Augenblicke konnte man jedoch nicht ohne Spannung entgegensehen. Denn es war sehr zweifelhaft, ob so viele eifrige Vertheidiger zum einstimmigen Handeln gebracht werden könnten. Jeder hatte seine Gewissensscrupel, und was kann es wohl eigensinnigeres und schwerfälligeres geben, als das Gewissen eines gewissenhaften Engländers? Es war durchaus nicht unwahrscheinlich, daß man Fragen der Klugheit mit Princi-

pienfragen verwechseln und daß man es insbesondere trotz aller dem Neger daraus erwachsenden Vortheile für ein Verbrechen erklären würde, dem Pflanzer Entschädigung zukommen zu lassen. „Die Grundsätze der Menschen sind das beschwerlichste im Leben," rief Buxton scherzend aus, als er aus der ersten Versammlung von 330 Abgesandten zurückkehrte. In diesem Punkte bedurfte er all seines Taktes, seiner ganzen Kunst der Beweisführung; aber wenn auch die Abgesandten ihre feststehenden, selbstständigen Ansichten hatten, so setzten sie doch wiederum solches Vertrauen in ihren Anführer, daß zuletzt noch ein genügender Grad von Einigkeit erzielt werden konnte.

Die Addresse, in welcher sie dem Premier-Minister ihre Gesinnungen darthun wollten, wurde zur allgemeinen Zufriedenheit von J. J. Gurney abgefaßt. Am folgenden Tage begab man sich zusammen von dem Versammlungsorte Exeter Hall aus in einem langen Zuge nach Downing Street.*) Da die Abgesandten fast aus jedem bedeutenderen Orte des vereinigten Königreichs herbeigekommen waren, so befanden sich in ihren Reihen Männer jedweden Standes. Lord Althorp und Stanley empfingen sie; und nachdem Gurney die Addresse vorgelesen und erklärt hatte, trat Buxton vor und wies auf die Ausdehnung der Bewegung hin, welche die Abgesandten hieher geführt habe. „Dieser, mein Lord," sagte er, „ist der

*) Exeter Hall und Downing Street sind beide bekannt genug. Ersteres als der für alle größeren Versammlungen, Concerte rc. bestimmte ungeheure Saal; letzteres die Straße, in dem das Ministerialgebäude liegt, giebt diesem den Namen in allen öffentlichen Blättern.

Abgesandte von Cork, dieser von Belfast, diese sind von Edinburgh, jene von Dundee,*) dieser Herr ist von Aberdeen, jener von Carmarthen, hier sind die Deputirten von Bristol, jene von Liverpool, Birmingham, Manchester, Sheffield, diese von York und Leeds“ u. s. w.

Diese Manifestation brachte bei der Regierung ohne Zweifel große Wirkung hervor; es war die erste Gelegenheit, wo die öffentliche Stimmung sich mit solchem Nachdrucke äußerte, und man fühlte deutlich, daß hier ein Zweck von nicht gewöhnlicher Bedeutung zu Grunde liegen müsse. Stanley hat ihre Wichtigkeit auch später anerkannt, verpflichtete sich jetzt aber nur dazu, seinen Antrag nicht wieder zu verschieben, womit man sich denn für den Augenblick begnügen mußte. Die Deputirten zogen sich zurück und vereinigten sich an demselben Tage zu einem gemeinschaftlichen Mahle. Gegen Ende desselben hielt Buxton eine gefühlvolle Anrede, in der er mehr als er es sonst zu thun pflegte, von seinem innigen Bewußtsein sprach, daß ihnen bei der Ausführung des Werkes die Hand der Vorsehung leitend zur Seite gestanden habe; und zum Schlusse, nachdem er ihre Hoffnungen auf die Zukunft, die Beweggründe und Grundsätze, nach welchen sie handeln müßten, berührt hatte, die Worte hinzufügte: „Mit Freuden ergreife ich die langersehnte Gelegenheit, meine Huldigung den Verdiensten desjenigen Mannes darzubringen, welcher der eigentliche Leiter unserer Sache und unser Aller Führer gegen die Sclaverei ist — Macaulay.“

*) Cork in Süd-Belfast in Nord-Irland, Dundee und Aberdeen in Schottland, Carmarthen und Bristol im südwestlichen England u. s. w.

Capitel XX.

1833.

Der Plan der Regierung wurde jetzt mit größter Spannung erwartet. Während Buxton, der der Ruhe in hohem Grade bedurfte, diese freie Zwischenzeit zu einem kurzen Landaufenthalte benutzte, war Dr. Lushington in der Stadt geblieben, um die Fortschritte der Angelegenheiten zu überwachen, bis der 14. Mai herangekommen war. Wie Buxton später seiner Tochter erzählt hat, ist er an jenem denkwürdigen Abende, vielleicht dem denkwürdigsten seines Lebens, als er im Begriffe, nach dem Parlamentshause zu gehen, schon die Thür seines Studirzimmers in der Hand hielt, wieder umgekehrt, um noch einen Blick in die Bibel zu werfen. Er schlug sie auf und hatte das 58. Capitel des Jesaias vor sich, aus dem er folgende zwei Verse las: „Und wirst den Hungrigen finden lassen Dein Herz, und die elende Seele sättigen; so wird Dein Licht in der Finsterniß aufgehen, und Dein Dunkel wird sein wie der Mittag. Und der Herr wird dich immerdar führen u. s. w." „Die Erinnerung an diese Worte," sagte er, „hat mich den ganzen Abend über vor aller Aengstlichkeit bewahrt; ich fühlte so deutlich, daß mir das Versprechen erfüllt werden würde: „Und der Herr wird dich immerdar führen."

Nach Eröffnung der Sitzung legte Buxton eine ungeheure Petition der Frauen Großbritanniens vor, welche, mit 187,000 Unterschriften versehen, ein so schweres Packet bildete, daß er es zum großen Ergötzen des Hauses nur mit Hülfe von drei andern Mitgliedern auf den Tisch

heben konnte. Stanley eröffnete die Debatte. Obgleich er wenig mehr als einen Monat Colonial-Secretär gewesen war, sah man doch, daß er trotz dieser kurzen Zeit und trotz der Größe des Materials bis in die Einzelheiten desselben eingedrungen war, alle damit verknüpften Gefahren und Schwierigkeiten kannte, und bereit stand, die Sache zu Ende zu führen. Zuerst wies er darauf hin, wie lebhaft und allgemein die Theilnahme an der Sclavenfrage geworden sei, und daß diese Theilnahme in der Religion ihren Grund habe. Darauf ging er auf den geschichtlichen Theil über und entwickelte, wie vertrauensvoll das Parlament auf das Mitwirken der gesetzgebenden Körper der Colonieen geblickt habe, und wie das Land in diesen Erwartungen auf die betrübendste Weise getäuscht worden sei. Nachdem er von dem Rechte des Mutterlandes gesprochen hatte, den Colonieen Gesetze zu geben, zeigte er, daß weder die unermüdlichen Bestrebungen der Sclavenbefreier, noch die Besprechung der Sclavenfrage im Parlamente schuld an den Unglücksfällen auf den Colonieen gewesen seien, sondern daß sich nicht nur vor der Zeit, wo die Sclaverei zur Sprache gekommen sei, sondern auch schon während der Blüthe des Sclavenhandels solche unglückliche Ereignisse zugetragen hätten. Er ging darauf die Beweise durch, welche aus der raschen Abnahme der Sclavenbevölkerung und der ungeheuren Menge von Bestrafungen mittelst der Peitsche gezogen worden waren, und bestätigte die Richtigkeit der vielbedeutenden und grausigen Thatsachen, daß, je geringer die Bevölkerung, um so größer die Zahl der ausgetheilten Streiche geworden war. „Man sagt uns," fuhr er fort, „daß die Sclaven im gegenwärtigen Augenblicke unfähig

seien, des Segens der Freiheit theilhaftig zu werden, denn sie seien weder durch häusliche Bande zu fesseln, noch fähig zu selbstständiger Betriebsamkeit; und wie sie jetzt für ihre Bedürfnisse nicht sorgten, würden sie auch später nicht für ihre Familien sorgen können, ihnen fehle Klugheit und praktisches Talent; wenn sie daher jetzt lose in die Welt hinausgeworfen würden, so müßten sie zu Grunde gehen..... Aber es ist ja die Sclaverei, die sie daran hindert, Betriebsamkeit zu zeigen; sie ist es, die sie abhält, die Tugend der Vorsicht und der Klugheit auszuüben; es ist die Sclaverei, die ihnen nichts läßt, um dafür zu sorgen; es ist die Sclaverei, welche ihnen alle Lust und Liebe zur fleißigen Arbeit nimmt, ihnen jede Bande des gesellschaftlichen Verkehrs entzieht; — und dann will man sie noch für unbekannt erklären mit den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens, dann sollen sie aller Vorsicht, allen Fleißes, aller Klugheit und Besonnenheit entbehren, und sollen eben deßhalb Sclaven bleiben."

Bis zu diesem Punkte waren Buxton und Dr. Lushington der Rede mit inniger Freude gefolgt. Dieselben Grundsätze, Thatsachen und Beweise, welche sie Jahre lang dem Hause einzuprägen bestrebt gewesen waren, hatten sie jetzt von der Ministerbank aus durch die glänzende Beredtsamkeit Stanley's bestätigen gehört. Aber als Stanley von den allgemeinen Grundsätzen, nach denen er zu handeln vorschlug, zu der Art und Weise ihrer Anwendung überging, erlitten die Empfindungen der Sclaven-Vertheidiger eine schmerzliche Aenderung. Sein Plan enthielt folgende Hauptvorschläge, von denen einige gut waren, andere, wie jene glaubten, üble Folgen bringen mußten.

Die Sclaverei sollte auf allen Britischen Besitzungen abgeschafft werden. Aber die gegenwärtigen Sclaven sollten noch eine gewisse Zeit bei ihren früheren Besitzern in die Lehre gehen, d. h. sie sollten drei Viertel des Tages für ihren früheren Herrn zu arbeiten gezwungen sein, dafür aber von dem letzteren mit Nahrung und Kleidung versehen werden. Ein Theil des Werthes seiner Sclaven sollte auf diese Weise dem früheren Besitzer gesichert, das Uebrige in Form eines Darlehns von England mit 15,000,000 Pfd. St. bezahlt werden (diese Summe wurde später auf 20,000,000 erhöht).

Alle Kinder unter 12 Jahren sollten sofort vollkommen frei sein.

Zur Ausführung dieser Maaßregeln sollten besoldete Beamte angestellt, und Verordnungen für die religiöse und sittliche Erziehung der Neger erlassen werden.

Die Neger sollten mit körperlichen Strafen belegt werden können, wenn sie sich weigerten, ihre schuldige Arbeit zu verrichten.

Nachdem Stanley die Vorschläge, von denen wir hier die hauptsächlichsten Punkte hervorgehoben haben, angekündigt hatte, wurden die ferneren Verhandlungen bis zum 30. Mai vertagt.

Im Ganzen war Buxton mit dem Ergebnisse des Abends zufrieden. Denn wenn er auch einige der vorgeschlagenen Anordnungen durchaus mißbilligte, so hoffte er doch, daß im Laufe der Verhandlungen über den Gesetzentwurf im Parlamente die mißliebigen Bedingungen große Umänderungen erleiden dürften.

Diese Vorschläge beschäftigten das Haus bis zum 12. Juni, und auf diesem Zeitpunkte angelangt, mußten

unsere Parteiführer vor Allem dahin trachten, daß die volle Maaßregel von der Regierung und dem Parlamente festgehalten würde. „Denn," sagte Buxton, „wenn zu diesem Plane ein Amendement gestellt würde, und wir in Folge dessen die ganze Maaßregel verlören, so wäre ein Aufstand unvermeidlich, und ich gestehe, den Gedanken an ein solches Ende der Sclaverei mag ich nicht fassen." Deßhalb hüteten sie sich wohl, wenn auch nicht mit der Festsetzung einer Lehrzeit einverstanden, aus diesem letzteren Grunde eine Abstimmung hervorzurufen, bevor der Gesetzentwurf im Allgemeinen angenommen wäre. Auch gaben sie zu der Entschädigung des Pflanzers ihre Zustimmung.

Zu dem Satze, welcher die sittliche und religiöse Erziehung des Negers betraf, stellte Buxton ein Amendement, nach welchem die übrigens schon von Stanley in seiner Rede gebrauchten Worte ausdrücklich hinzugefügt werden sollten, nämlich: daß das Erziehungssystem nicht auf exclusiven, noch auf unduldsamen, sondern auf „freisinnigen und weitumfassenden" Grundsätzen beruhen solle. „Ich nehme diesen Punkt um so genauer," sagte er, „weil ich auf der einen Seite die große Erbitterung der Colonisten gegen alle religiösen Lehrer ihrer Sclaven, die der englischen Kirche angehörigen ausgenommen, kenne, auf der anderen Seite weiß, wie wohlthätig die Missionare der Secten unter der Negerbevölkerung gewirkt haben, und wahrscheinlich noch wirken werden. Ich glaube, daß in Westindien so gut wie in England ein System vollkommener und ungezwungener Duldsamkeit herrschen muß."

Die Hauptgrundzüge des Planes, nämlich: „die Lehrzeit des Sclaven" und „die Entschädigung des Pflan-

zers" waren den leidenschaftlicheren Sclavenbefreiern so ungemein gehässig, daß Buxton von diesen auf das heftigste getadelt wurde, weil er einer ganzen Maaßregel seine Zustimmung gegeben hatte, deren wesentlichsten Theil jene Punkte bildeten. Er hätte, meinten sie, der Regierung ohne Weiteres den Krieg erklären sollen. Aber durch reifliche Ueberlegung war er zu dem Schlusse gelangt, daß wenn diese Maaßregel zurückgewiesen würde, keine andere erlangt werden könne; und wollte sie deßhalb lieber blos verbessert wissen, als ganz verworfen sehen. Dr. Lushington huldigte derselben Ansicht, welche allmählig auch bei den ältesten Freunden der Sache immer mehr Anerkennung fand. Aber unter einer so großen Menge eifriger Anhänger konnte es nicht fehlen, daß viele allzusehr ihren Blick auf den schließlichen Erfolg gerichtet hielten, um nicht die Hindernisse zu übersehen, welche noch zu überwinden waren, und so sahen sie mit der heftigsten Eifersucht auf jedes noch so geringe Zugeständniß, das von Seiten ihrer Anführer gemacht wurde. Auf diese Weise zerfiel die Partei sehr bald in zwei Abtheilungen, von denen die eine bereit war, jedes zur Erreichung des Zweckes von der Vernunft gebotene Opfer zu bringen, während die andere sich mit Entschiedenheit allen einzugehenden Verpflichtungen, welche ihnen mit dem Principe unvereinbar schienen, widersetzten. Diese letzteren unzufrieden mit den gemäßigten Beschlüssen des ursprünglichen Comité's, hatten schon ein anderes aus sich selbst gebildet, und ihm den Namen „Agency Comité" beigelegt.

Bald erschien auch in den Zeitungen ein Aufsatz, welcher so gehalten war, als sei er von diesem Comité ausgegangen, und in dem Buxton auf das heftigste

getadelt, ja seine Treue zur Sache in Frage gestellt wurde. Es zeigte sich jedoch später, daß derselbe nur von zwei Personen herrührte. Als Buxton davon hörte, fühlte er sich zuerst begreiflicher Weise sehr verletzt; gleichwohl fiel es ihm nicht schwer, zu vergeben, wenn er persönliche Anfeindung erfuhr, die in dem Eifer für die Sache der Sclaven ihre Quelle hatte. Anstatt sich zu rächen, setzte er diesen beiden Personen in einem Briefe ruhig auseinander, wie sehr sie die Gesichtspunkte, von denen er ausgegangen war, mißverstanden hätten, und widerlegte ihren strengen Tadel mit milden Worten. Aber als ein gewisses Parlamentsmitglied sich bei seinen Wählern dadurch beliebt machen wollte, daß er Buxton öffentlich wegen seines vermeintlichen eifrigen Strebens, mit der Regierung in gutem Einverständnisse zu bleiben, zur Rechenschaft zog, antwortete er folgendermaßen: „Der ohne Zweifel aufrichtige Eifer für die Sclavenbefreiung, mit dem die beiden Herren im Namen des „Agency Comité," dessen Beschluß vom 13. Juni veröffentlichten, forderte eine Erklärung von mir. Ich habe sie gegeben, und ihnen gezeigt, daß sie die Thatsachen unrichtig aufgefaßt, und mir eine Sprache in den Mund gelegt hatten, deren ich mich nie bedient habe. Aber welches Recht Sie haben mögen, von mir eine Erklärung meiner Handlungsweise durch die Zeitungen zu verlangen, ist mir bis jetzt ein Räthsel. Zehn lange Jahre haben wir den heißen Kampf gegen die Sclaverei geführt. Sie boten uns nie Ihre Hülfe an, die wir so dankbar angenommen hätten. Sie haben jene schwere Last nie auch nur mit einem Finger berührt. Die erste Kundgebung Ihres Eifers erfolgte am Abende der Wahl von 1832, und selbst die

war keine der unzweideutigsten Art — es war kein Anerbieten von Ihrer Seite, um der Sache zu dienen, sondern Sie wollten, daß die Sache Ihnen dienen möge. Sie haben das Recht, im Unterhause mich über mein Auftreten im Parlamente zu befragen. Morgen um 12 Uhr werde ich auf meinem Platze sein und mich freuen, Ihre Anklage zu beantworten."

Auch hatte ein innerhalb des Landes gebildetes Comité ein Mißbilligungsvotum gegen ihn erlassen, worauf seine Antwort lautete: „Ich bin der festen Meinung, daß unsere Sache wenigstens dem Wesentlichen nach gedeiht. Von solchen freilich, die als Zuschauer neben uns stehen, dürfen wir vielleicht weder Geduld noch Vertrauen erwarten; dadurch sind wir aber nicht der Pflicht gegen Gott und gegen die Neger enthoben, nach unserm besten Wissen und Gewissen zu handeln, und das wenigstens darf ich bestimmt behaupten, gethan zu haben. An meinem guten Rufe ist sehr wenig gelegen; ja, hätte ich nicht schon lange diesen und fast alles Andere der Sache opfern gelernt, so würde ich unter meinen Feinden und Freunden ein höchst unglückliches Leben geführt haben. Aber ich habe gelernt, wenn auch schwer, nicht vor der Mißgunst derer, die ich achte, zurückzuschrecken; meine Pflicht hat das oft verlangt, und ich halte mich in dieser Sache vor keinem menschlichen Gerichte für verantwortlich. Bitte, glauben Sie mir ja, daß ich ohne alle Gereiztheit schreibe; aber ich muß durchaus und will unabhängig bleiben; denn wie sollte ich wohl sonst von meinem Amte Rechenschaft ablegen können?" Einige Zeit später erzählt er selbst: „Nachdem St. meine Beweggründe als rein anerkannt hatte, sagte er zu mir: „Aber es kann doch nicht

geleugnet werden, daß Sie den Wünschen vieler Abgesandten zuwider gehandelt haben, und daß, wenn Sie fest geblieben wären, die Pflanzer keine Entschädigung bekommen hätten." „Möglich," antwortete ich, „die Pflanzer keine Entschädigung und wir keine Befreiung der Sclaven, oder richtiger: eine Empörung hätte die Sclaven befreit. Und dann, welches Recht hatten denn jene, zu erwarten, daß ich mich nach ihrer Meinung richten würde, die ich doch für unrichtig hielt. Ich wollte wahrhaftig lieber Straßen kehren, als mit der Verpflichtung im Parlamente sitzen, gerade so zu handeln, wie mir's geheißen würde. Ich bin froh, daß ich nie der Diener derer gewesen bin, die zwar meine Beweggründe für rein halten, mich aber jetzt wegen meines Betragens fast verklagen möchten. Ich diene in dieser Sache einem Herrn, der meinen guten Willen statt meiner Handlungen annimmt, und aus Rücksicht auf meine lautern Absichten die Fehler vergeben wird, welche mein Verstand begangen hat. Sie und ich sind dem Principe nach verschieden; Sie halten sich an der abstracten Gerechtigkeit, und ich betrachte mich als den Sachwalter des Negers. Ich werde reden oder meinen Mund halten, ich werde kämpfen oder meine Hände in den Schooß legen, wie es gerade sein Interesse verlangt."

Mitten unter solchen Angriffen war es für Buxton höchst erfreulich, Zeichen der Theilnahme und Anerkennung von jenen Veteranen dieses Kampfes zu erfahren, deren Achtung er am höchsten schätzte. So schreibt Wilberforce am 25. Juni an einen Freund: „Ich habe heute nur einen Augenblick frei, kann aber Ihren Brief nicht unbeantwortet lassen; denn er hat eine Saite in mir ange-

schlagen, die bis in das Innerste meiner Seele hinein ertönt. Ich bin mehr entrüstet über das unwürdige Betragen gegen den lieben, treuen Buxton, als ich es ausdrücken kann. Selbst wenn er die Sache falsch angefangen hätte, so würde ihn doch jeder billig denkende Mann aus Anerkennung für die Lauterkeit seiner Beweggründe, für den Eifer, die Sorgfalt und all die Arbeit, die er ihr gewidmet hat, an sein Herz gedrückt, ihn aufzuheitern und zu trösten gesucht haben."

Als Stanley's Gesetzentwurf dem Parlamente vorgelegt wurde, fand Buxton zu seiner Betrübniß, daß derselbe die anstößigen Punkte sämmtlich und unversehrt enthielt. „Mit der Sclaven-Angelegenheit," schreibt er, „scheint es mir gerade nicht sonderlich zu gehen. Die Regierung will ihren Gesetzentwurf heute Abend einbringen. Er enthält die Bestimmung, daß die Lehrzeit 12 Jahre dauern soll, was mir durchaus nicht gefällt; und ich würde vollends unglücklich darüber sein, wenn ich nicht hoffte, daß wir im Comité noch damit fertig werden." Und kaum war die Vorlage dem Comité übergeben worden, so begann auch schon der Kampf. Der erste und wichtigste Streitpunkt war die Dauer der Lehrzeit. Buxton stellte das Amendement, sie auf ein Jahr zu verkürzen — ein Zeitraum, der, wie er glaubte, zur Einführung des Systems freier Arbeit gerade hinreichen würde. Dabei sagte er: „Wenn wir weder Lohn noch die Peitsche, weder Hoffnung noch Furcht, weder Uebereinkunft noch Zwang haben, dann ist mir unbegreiflich, wie Jemand glauben kann, daß sich der Neger zum Arbeiten bewegen läßt." Der Vorschlag wurde zwar verworfen, jedoch willigte Stanley am folgenden Tage ein, daß die Dauer der

Lehrzeit wenigstens auf 7 Jahre beschränkt werde. Im Laufe dieser Debatte (vom 24. Juli) hatte Stanley Buxton daran erinnert, daß jeder ihm entfallende Ausdruck einen viel gewichtigeren Eindruck auf die Neger machen würde, als wenn er aus dem Munde irgend eines andern gekommen wäre, und an diesen Ausspruch anknüpfend, sagte Buxton: „Wenn ich wirklich glauben dürfte, daß je der schwächste Wiederhall meiner Stimme die Neger erreichen könnte, so würde ich sie feierlichst beschwören, um alles dessen willen, was ihnen Pflicht, Dankbarkeit und eigenes Interesse gebietet, mit Allem, was an ihnen ist, dahin zu trachten, daß ihre Knechtschaft ein friedliches Ende nehme. Ich würde zu ihnen sprechen: Eure Befreiung ist nahe, laßt diesen Zeitpunkt geheiligt sein, entehrt ihn nicht durch Gewaltthätigkeit, befleckt ihn nicht mit Blut, krümmt kein Haar auf dem Haupte auch nur eines Pflanzers. Bringt lieber jedes Opfer, ertragt jede Ungerechtigkeit, und unterwerft Euch lieber jeder Entbehrung, als daß Ihr Eure Hand erhebt gegen einen einzigen weißen Mann. Fahrt fort, geduldig auszuharren und zu arbeiten, und setzt unbedingtes Vertrauen auf die große Nation und auf die väterliche Regierung, welche für Eure Freilassung thätig sind. Mit Allem, was an Euch ist, bewahrt Frieden und Ordnung, gehorcht den Gesetzen sowohl vor als zu der Zeit Eurer Befreiung, und wenn diese herangekommen sein wird, so erfüllt die Erwartungen Eurer Freunde in England, und die Versprechen, welche sie in Eurem Namen gegeben haben, durch sittsames, fleißiges, pflichtgetreues Betragen.“ Als die Entschädigung zur Sprache kam, wurde Buxton auf das Heftigste gedrängt, Widerspruch dagegen zu erheben, be-

sonders da doch die Bestimmung über die Lehrzeit nicht aufgegeben worden sei. Trotzdem stimmte Buxton bei der darauf erfolgenden Scheidung des Hauses dafür, daß den Pflanzern eine Bewilligung von 20,000,000 Pfd. St. gemacht werde, beantragte aber als Amendement, daß man die Hälfte der Summe erst nach Ablauf der Lehrzeit bezahle. Seiner Meinung nach müßte das nämlich bei der Behandlung der Lehrlinge gleichsam als Warnung auf den Pflanzer wirken. Dieses Amendement wurde verworfen.

Die Freude, womit die Sclavenbefreier der raschen Beendigung ihrer Arbeiten jetzt entgegensahen, wurde durch ein Ereigniß getrübt, welches sie Alle auf das Tiefste berührte — durch den Tod Wilberforce's. Der große Anführer der Sache starb am 29. Juli, nachdem er kurz vor seinem Tode mit Rührung ausgerufen: „Gott sei Dank, daß ich so lange gelebt habe, um Zeuge eines Tages zu sein, wo England Willens ist, 20 Millionen zur Abschaffung der Sclaverei zu geben."

Am 7. August wurde der Gesetzentwurf im Unterhause angenommen, und nachdem er 20. d. M. auch die Zustimmung des Oberhauses erhalten hatte, wurde die Abschaffung der Sclaverei am 28. vom Könige bestätigt. „Wahrlich, Sie haben Ursache sich zu freuen," schrieb jetzt Buxton an Macaulay. „Denn nach ruhiger und reiflicher Ueberlegung bin ich der festen Meinung, daß Sie mehr als irgend Jemand zu der Vollendung des Werkes beigetragen haben. Mit Freuden bekenne ich, daß Sie auf dem ganzen Wege mein Führer gewesen sind, und ich ohne Sie nichts hätte ausrichten können. Es hat der Vorsehung gefallen, Sie mit schweren Schicksalen heimzu-

suchen, aber Hunderte und Tausende von menschlichen Wesen werden hier und dereinst Gott zu danken Ursache haben, daß Ihr Eifer nie ermattet ist, und daß Sie im Stande waren, gegen Schwierigkeiten und Hindernisse zu kämpfen, deren Ausdehnung außer mir vielleicht Niemand gekannt hat. Sie haben eine Schändlichkeit nach der andern ans Licht gezogen, bis das sittliche und religiöse Gefühl des Volkes solche Verbrechen nicht länger mehr dulden wollte. So freuen Sie sich denn."

Capitel XXI.

1833, 1834.

Endlich kamen die sehnlichst erwarteten Berichte aus Westindien, und lauteten in hohem Grade befriedigend. Die Pflanzer hatten das neue Gesetz ohne Gereiztheit, die Neger ohne Aufregungen oder Zeichen von Ungehorsam aufgenommen, und die gesetzgebenden Körper der Colonieen hatten sofort Vorbereitungen getroffen, um es am 1. August des folgenden Jahres in Ausführung zu bringen.

„Wenn ich an meine Gebete vom letzten Neujahrstage zurückdenke," schreibt Buxton am 29. Decbr. 1833, „so muß ich erkennen, daß sie wunderbar in Erfüllung gegangen sind. Du, o Herr, warst der Anwalt, Du hast über die Ereignisse gewacht und unser Volk befähigt, die Befreiung der Sclaven zu unternehmen und in Frieden zu vollenden; und diese friedliche Freiheit des Sclaven ist von wachsendem Wohlstande seines Herrn begleitet

worden; jedes Wort meines Gebetes ist erfüllt, und ich preise Dich für diese große Wohlthat."

Am 17. März lieferte Stanley im Unterhause einen höchst erfreulichen Bericht über die Fortdauer der Ruhe und des Wohlstandes, während der Tag der Freiheit erwartet würde. „Das ist doch werth, um dafür zu leben und zu sterben," sagte Jemand zu Buxton. Ueberhaupt war ihm der herzliche Ton im höchsten Grade wohlthuend, den nicht nur seine Mithelfer, sondern jetzt auch solche annahmen, die noch kurz vorher gegen ihn gestanden hatten. „Es ist wirklich sonderbar," schreibt er an seine Tochter, „wie viele Complimente man aus westindischen „Fanatikern" jetzt macht, weil unsere Maaßregeln so schön angeschlagen sind. Unter andern vielen Glückwünschenden habe ich denn auch *** im Parlamente gesehen, und der meinte, es könnte ja gar nichts besser gehen, auch habe er kürzlich alle meine Reden von der ersten bis zur letzten durchgelesen, und müsse jetzt bekennen, daß er sie zu seinem Erstaunen so wahr und verständig gefunden habe."

Von seiner heitern Stimmung, in die ihn all das Erfreuliche versetzte, und der Freude, die er wieder an munterer Gesellschaft fand, zeugt auch folgender Brief aus dieser Zeit: „Wir sind gestern mit Rothschilds zusammen zu Tische gewesen, was wirklich sehr ergötzlich war. Er (Rothschild) erzählte uns sein Leben und seine Abentheuer. Er war der dritte Sohn des Banquiers in Frankfurt. Für uns Alle war kein Platz in der Stadt, sagte er. Ich handelte mit englischer Waare. Damals pflegte ein großer Kaufmann hinzukommen, dem der Markt allein gehörte; gegen uns spielte er den gnädigen Herrn und betrachtete es als einen Gefallen, wenn er uns Waaren

verkaufte. Ich hatte ihn irgendwie beleidigt, weßhalb er mir seine Muster nicht zeigen wollte. Das war an einem Dienstag; da sagte ich zu meinem Vater: Ich will nach England gehen. Ich konnte nichts als Deutsch sprechen. Am Donnerstag reiste ich ab; je näher an England, um so billiger war die Waare. So bald ich nach Manchester kam, verausgabte ich all mein Geld, Alles war so billig, und machte guten Profit. Ich fand bald, daß es drei Vortheile gäbe — der Rohstoff, das Färben und das Fabriciren. Da sagte ich zum Fabrikanten: Ich liefere Dir den Rohstoff und die Farbe und Du lieferst mir die fertige Waare. Da hatte ich drei Vortheile für einen und konnte die Waare billiger geben, als sonst irgend Einer. In kurzer Zeit hatte ich aus meinen 20,000 Pfd. 60,000 gemacht. Mein ganzer Erfolg beruhte auf einem Grundsatze. Ich sagte, was Andere können, kann ich auch, und bin so gut wie der Mann mit den Proben und alle zusammen. Ich hatte noch einen Vortheil. Ich war nämlich rasch bei der Hand. Ich machte meinen Handel ohne Weiteres. Als ich mich in London niedergelassen hatte, wollte die ostindische Gesellschaft Gold verkaufen im Werthe von 800,000 Pfd. Ich ging hin und kaufte das Ganze. Ich wußte, der Herzog von Wellington brauchte es, denn ich hatte eine Menge seiner Wechsel discontirt. Die Regierung ließ mich kommen, und sagte, sie müßte es haben. Als sie es hatte, wußte sie es nicht nach Portugal zu schaffen. Das übernahm ich auch und schickte es durch Frankreich; und das ist das beste Geschäft gewesen, was ich je gemacht habe. Ein anderer Grundsatz, auf den er großes Vertrauen zu setzen schien, war, nichts mit unglücklichen Orten oder unglücklichen

Leuten zu thun zu haben. Ich habe viele kluge Leute gesehen, sagte er, sehr gescheute Leute, die aber keine Schuhe an den Füßen hatten. Mit denen laß ich mich niemals ein. Ihr Rath klingt gut, aber das Schicksal haben sie wider sich, sie können sich nicht vorwärts bringen; und wer sich selbst nicht nützt, wie kann der mir nützen? Mit Hülfe dieses Grundsatzes hat er denn auch 3 Millionen erworben. Ich hoffe, sagte Einer von uns, Ihre Kinder lieben Geld und Geschäfte nicht so sehr, daß sie andere wichtigere Dinge darüber vergäßen. Das würden Sie doch gewiß nicht wünschen wollen. Rothschild. Gewiß wünsch' ich das. Ich wünsche, daß sie Verstand, Seele, Herz, Körper und Alles ans Geschäft setzen; das ist die Art, um glücklich zu sein. Es gehört viel Muth und viel Vorsicht dazu, um ein großes Vermögen zu erwerben; und wenn man's hat, so erfordert es noch zehnmal mehr Verstand, um es zu behalten. Wollte ich auf alle Vorschläge hören, die mir gemacht werden, dann wäre ich bald ruinirt. Halten Sie sich an Ein Geschäft, junger Mann, sagte er zu Eduard; halten Sie sich an der Brauerei, dann können Sie der größte Brauer in London werden. Wer aber Brauer, Banquier, Kaufmann und Fabrikant zugleich sein will, wird bald bankerott sein.... Einer meiner Nachbarn ist ein Mann von äußerst übler Laune, und hat ganz nahe an meinem gewöhnlichen Wege einen großen Schweinestall gebaut, blos um mich zu ärgern. Wenn ich nun ausgehe, höre ich immer zuerst grunt, grunt, quiek, quiek; aber das thut mir nichts; ich bleibe immer bei guter Laune. Manchmal gebe ich einem Bettler ein Goldstück, wenn ich mich amüsiren will. Der denkt, es ist ein Irrthum und läuft, aus Furcht, ich möchte ihn

entdecken, so schnell davon als er kann. Geben Sie zuweilen einem Bettler ein Goldstück; ich rathe es Ihnen, es ist sehr amüsant." Die Töchter sind recht angenehm. Der zweite Sohn ist ein tüchtiger Reiter und sein Vater läßt ihn sich jedes Pferd kaufen, welches er will. Kürzlich wandte er sich an den Kaiser von Marocco um ein ächt arabisches Pferd. Der Kaiser schickte ihm ein ganz ausgezeichnetes; aber es starb, als es in England gelandet wurde. Der arme Junge sagte sehr betrübt, das wäre das größte Unglück gewesen, was er je gehabt hätte; auch ich mußte großes Mitleid mit ihm haben. Ich vergaß zu sagen, daß, bald nachdem Rothschild nach England gekommen war, Bonaparte in Deutschland einrückte. „Der Kurfürst von Hessen, sagte Rothschild, gab meinem Vater sein Geld; da war keine Zeit zu verlieren, und er schickte es mir. Unerwartet erhielt ich 600,000 Pfd. Strl. durch die Post, und ich habe es so gut angelegt, daß der Prinz mir all seinen Wein und sein Leinenzeug zum Geschenk machte."

Frühling und Sommer des Jahres 1834 wurden hauptsächlich zu Arbeiten für das Wohl derer verwandt, welche nun bald befreit werden sollten. Man überwachte die Einrichtungen, welche auf den verschiedenen Inseln getroffen wurden, und war ebenso sorgfältig in der Anstellung der besoldeten Beamten; besonders aber wurde für Erziehung und Religionsunterricht gesorgt. Wegen dieses Punktes stand Buxton mit Stanley in ununterbrochenem Verkehr und verhandelte mit den Secretären der allerverschiedensten Wohlthätigkeits-Gesellschaften, um ihren Eifer für das Wohl der neu emancipirten Schwarzen anzuspornen. Ein edles Beispiel gab die britische und aus-

ländische Bibelgesellschaft, indem sie jedem Neger, der am Weihnachtstage nach der Emancipation lesen könnte, ein neues Testament mit den Psalmen versprach.

Unter den Plänen, welche verfolgt wurden, war einer von besonderer Wichtigkeit, dessen Ausführung auch zuletzt gelang. Einige Jahre vorher hatte Buxton nämlich erfahren, daß eine gewisse Lady Mico, die 1710 verstorben war, ihrer Tochter eine Summe Geldes hinterlassen habe, in deren Besitz diese aber nur unter der Bedingung gelangen sollte, daß sie eine bestimmte Person nicht heirathete, widrigenfalls das Geld zur Freikaufung von weißen Sclaven in der Berberei benutzt werden sollte. Die Tochter heirathete und verlor das Geld, welches sich bis zum Jahre 1827 (wo keine christlichen Sclaven mehr in der Berberei übrig waren), zu der Summe von 110,000 Pfd. aufgehäuft hatte. Nachdem es Buxton und Dr. Lushington nach vielen Mühen gelungen war, dieser Summe für ihre Zwecke habhaft zu werden, fügte die Regierung den Interessen derselben für eine gewisse Zeit den jährlichen Zuschuß von 20,000 Pfd. hinzu, und die richtige und möglichst nützliche Verwendung dieses Geldes nahm Buxton's Zeit und Aufmerksamkeit in hohem Maaße in Anspruch. Man sparte keine Mühe, um Schulen zu errichten und fähige und fromme Schullehrer anzustellen. Deren Chef wurde der Geistliche J. M. Trew, welcher sich durch seine den Negern während eines langen Aufenthaltes in Jamaica gebrachten Opfer Buxton's ganz besondere Hochachtung erworben hatte. Unter Leitung dieses Mannes wurden auf den hauptsächlichsten Colonieen eine Art von Seminarien errichtet, aus denen noch zu Buxton's Lebzeiten gegen 500 Lehrer hervorgegangen sind.

Der 1. August des Jahres 1834, an dem die Sclaven-Emancipation Statt finden sollte, rückte jetzt heran; zu dieser Zeit schreibt Buxton in einer Addresse, die er im Namen der Gesellschaft gegen Sclaverei verfaßte: „Manche mögen denken, daß das große Werk durch menschliche Hand vollendet wurde. Einige werden es dieser, andere jener Gesellschaft zuschreiben. Aber wir glauben fest, daß unsere Freunde jetzt, wo der Streit der Parteien überwunden ist, und die Wolken zerstreut sind, welche sich durch die Leidenschaften des Menschen um uns her gesammelt hatten, einstimmig die sichtbare Vorsehung des allmächtigen Gottes erkennen werden, der vom Anfang bis zum Ende der wahre Verrichter des ruhmvollen Werkes gewesen ist. Er hat es den Herzen der Vertheidiger eingegeben und es über beinahe unüberwindliche Hindernisse der frühesten Tage hinweggehoben. Er hat den Rathschlägen von Freund so gut als Feind Trotz geboten, die Mittel herbeigeschafft, welche, unerwartet zwar, verschieden und gegenseitig widerstreitend doch unter der weisen Führung der göttlichen Hand alle nur zu demselben Zwecke haben dienen müssen. Er hat uns aus der Wüste der Verwirrung, aus dem Kampfe unvereinbarer Meinungen dahin geführt, daß, was kaum glaublich erschien, die Emancipation in Frieden, in Eintracht, in Sicherheit, unter dem allgemeinen Beifalle und unter den Glückwünschen Aller ausgeführt wurde."

Der 1. August wurde durch ganz England als Freudentag gefeiert. Für Buxton war derselbe nicht allein durch die Vollendung des großen Werkes, dem sein Herz mit so viel Wärme zugethan gewesen war, sondern auch dadurch denkwürdig, daß er seine älteste

Tochter gerade an diesem Tage mit dem Parlamentsmitgliede Andreas Johnston vermählte. „Ich habe an ein und demselben Tage," schreibt er, „meinen Beruf niedergelegt, und zugleich diejenige weggegeben, die unter Menschen nächst Macaulay mein größter Beistand gewesen ist, und ich bin mit dieser Wahl nicht nur sehr zufrieden, sondern sie erhöht auch mein Glück und erfüllt mein Herz mit Dank."

Ein großer Kreis von Bekannten versammelte sich bei dieser Gelegenheit in seinem Hause, und als Ausdruck ihres lebhaften Interesses, mit dem sie seiner öffentlichen Thätigkeit gefolgt waren, wurden ihm zur Erinnerung an die Sclaven-Emancipation zwei silberne Pokale überreicht. Am Abende vereinigten sich die Anführer der Sclavenbefreier zu einem gemeinschaftlichen Mahle. Aber manch einer, der an den Festlichkeiten des Tages Theil nahm, konnte doch nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit an das denken, was sich wohl zur selben Zeit in Westindien zutragen möchte. Freilich war die Zeit zwischen dem August 1833, wo Stanley's Maaßregel Gesetzes Kraft erhalten hatte, und dem 1. August 1834, wo dieselbe zur Ausführung gelangen sollte, unter beispielloser Ruhe verflossen. Aber konnten denn nicht die trüben Prophezeihungen der Westindier jetzt in Erfüllung gehen? Blutvergießen, Aufruhr, Trunkenheit, Verwirrung — das Alles war ja so oft vorhergesagt worden, konnte das nicht allen Glanz dieser ruhmvollen That des britischen Volkes zu Schanden machen?

Buxton war auf Northrepps Hall, als am 10. September ein großes Briefpacket mit dem Colonial-Stempel anlangte. Da er wohl wußte, daß dasselbe die sehnlichst

erwarteten Nachrichten enthielt, nahm er es noch versiegelt mit hinaus in den Wald; denn er wollte nur Einen zum Zeugen seiner inneren Bewegung haben. Und wie groß war seine Freude und seine Dankbarkeit gegen Gott, als er fand, daß ein Brief nach dem andern immer nur Berichte von der bewunderungswürdigen Haltung der Neger am Tage ihrer Befreiung enthielt. Kirchen und Capellen waren auf allen Colonieen geöffnet worden, und am Abende des 31. Juli von dem Gedränge der Sclaven angefüllt gewesen. Als die Mitternachtsstunde herankam, fielen alle auf die Kniee nieder und erwarteten den feierlichen Augenblick in stillem Gebet. Als die Glocken zwölf schlugen, sprangen sie auf, und ließen den frohen Dankesruf zum Allvater empor erschallen; denn die Ketten waren gesprengt und die Sclaven waren frei. Ein Brief vom 2. August sagte: „Der Tag, an dem Verwirrung, Aufruhr, Blutvergießen hatte Statt finden sollen, ist vorübergegangen in Friede und Ordnung, und am Montag gingen alle Neger wieder an die Arbeit." Ein anderer: „Gestern machte ich die Runde durch die Insel, und hörte auch von keiner einzigen Ungebührlichkeit, nicht einmal von einem, der betrunken gewesen wäre. Unsere Capellen waren zum Ersticken voll." In einem Briefe an seine Frau erwähnt Buxton noch folgende Punkte, die er vom Bischofe von Barbados erfahren hatte: Eheleute, die bis dahin auf verschiedenen Plantagen gelebt hatten, waren wieder vereint. Die Zahl der Heirathen hatte bedeutend zugenommen, von einem Geistlichen wurden seit dem 1. August wöchentlich gegen zehn Paare copulirt. Die Schulen waren bedeutend gewachsen; in einem Districte hatten sich 100 Kinder mehr in der Schule eingefunden.

Die Arbeit der Geistlichen war gegen früher verdoppelt. Eine der Capellen, welche 300 Seelen hielt, mußte vergrößert werden, um 900 zu fassen, und war dann noch zu klein. Ueberhaupt zeigte sich unter den Negern großes Verlangen nach Religionsunterricht, und es fand sich, daß ihre Kinder ebenso schnell lernten wie die weißen.

Capitel XXII.

1834, 1835.

Obgleich Buxton sich während des Sommers 1834 hauptsächlich mit den Arbeiten beschäftigte, welche die Vollendung des großen Werkes der Emancipation erforderte, so wurde er doch auch von einem andern in vieler Hinsicht dem vorigen ähnlichen Unternehmen in Anspruch genommen. Es bestand dasselbe in einer Untersuchung der Zustände und Behandlung der Urbewohner der englischen Colonieen, ein Gegenstand, der ganz besonders dazu geeignet war, sein Interesse anzuregen, und der ihn, je tiefer er in die Einzelheiten eindrang, mit um so größerer Entrüstung erfüllte. Im Januar 1834 schreibt er: „Ich bin seit Kurzem auf die Schändlichkeiten aufmerksam geworden, welche wir uns den unwissenden und rohen Eingebornen derjenigen Länder gegenüber haben zu Schulden kommen lassen, deren wir uns bemächtigen. Was haben wir Christen denn für sie gethan? Wir haben ihre Länder erobert und sie selbst gefangen genommen, zu Sclaven gemacht, gemordet. Das größte ihrer Verbrechen ist, daß sie zuweilen in das Land ihrer Vorväter einfallen,

und ihr allergrößtes Unglück, je mit Christen bekannt geworden zu sein. Schande über solches Christenthum! Ich habe mir die Aufgabe gestellt, mich mit den früheren Vorgängen bekannt zu machen, und zwar zu dem Zwecke, damit bestimmte Regeln und Gesetze festgestellt werden, nach denen in Zukunft die Eingebornen der Länder, wo wir Niederlassungen errichten, zu behandeln sind." „Solche Gesetze," schreibt er ferner an Dr. Philipp in der Capstadt, „müssen sich auf Rechts-Principien gründen. Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir folgende Punkte gelten lassen: 1) Die Eingebornen haben ein Recht auf ihr eigenes Land. 2) Da unsere Niederlassungen für sie mit manchen Uebelständen verbunden sein müssen, so ist es unsere Pflicht, sie zu entschädigen, und zwar dadurch, daß wir ihnen die Wahrheiten des Christenthums lehren und die Künste des civilisirten Lebens bei ihnen einführen. Haben wir uns über das Ziel vereinigt, so müssen wir zunächst feststellen, in wiefern wir den Eingebornen gegenüber Gerechtigkeit und Humanität verletzt haben und noch verletzen, welche Eingriffe wir in ihr Eigenthum gemacht, und welche Uebel wir in moralischer und physischer Hinsicht dort eingeführt haben. Dann kommt die Frage von der Entschädigung für solche Ungerechtigkeiten. Haben wir unser Bestes, oder überhaupt irgend etwas gethan, um ihre Lage zu verbessern und sie zu Christen zu machen? Oder haben wir beides unterlassen, und so viel als möglich dahin getrachtet, sie im Zustande der Erniedrigung und der Sittenlosigkeit zu erhalten? Und endlich, was haben wir zu thun, um unsere Handlungsweise wieder gut zu machen? welches ist die klügste Art und Weise, ihnen einen Theil ihres eigenen Landes zu sichern, und

dadurch ihre Verlüste und Leiden zu vergelten, daß wir für ihre Civilisation und Bekehrung zum Christenthume Sorge tragen?"

Am 1. Juli beantragte er im Unterhause die Abfassung einer Addresse an den König über diesen Gegenstand. In seiner dabei gehaltenen Rede entwickelte er das in Süd-Africa übliche Verfahren. Waren nämlich irgend welche Klagen über gestohlenes Vieh erhoben worden, so pflegten sich die Colonisten zu bewaffnen, fielen in's Kaffernland ein, und wenn sie die Ländereien der Eingebornen verwüstet hatten, marschirten sie, meistens mit großer Beute beladen, im Triumphe nach Hause. So wurden in einem Jahre (1819) den Eingebornen 52,000 Stück Vieh weggenommen; und dieses Verwüstungssystem dauerte fort, bis sich die Colonisten überzeugt hatten, daß sie ihre Existenz blos durch Ausrottung ihrer gereizten Feinde sichern könnten.

In der Addresse, welche einstimmig angenommen wurde, war Seiner Majestät die Bitte vorgelegt, er möge in Gnaden geruhen, solche Maaßregeln zu ergreifen, welche den Urbewohnern gegenüber die schuldige Achtung vor dem Gesetze sichere, und ihren Rechten Schutz gewähren, die Ausbreitung der Civilisation unter ihnen befördern, und sie zur friedlichen und freiwilligen Annahme der christlichen Religion führen würden.

Bei der Wahl im Jahre 1835 theilte Buxton seinen Wählern folgende drei Punkte mit, welche in diesem Jahre seine Hauptbeschäftigung bilden sollten:

1) Vollendung der Emancipation.
2) Abschaffung des spanischen und portugiesischen Sclavenhandels.

3) Die gerechte Behandlung der Urbewohner.

Die betrübenden Berichte über den Kaffernkrieg leiteten seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Zustände der Eingebornen in den Colonieen. Die Plünderungen der Kaffern hatten zur Ausübung strenger Vergeltung von Seiten der Colonisten geführt, und das Ende davon war offener Krieg und vollständige Niederlage der Kaffern gewesen. Wie es dabei hergegangen war, ersehen wir z. B. aus folgender an den damaligen Colonial-Secretär Lord Glenelg gerichteten Depesche, in der es heißt: „4000 Kaffern sind niedergemetzelt worden, 60,000 Stück Vieh und fast alle ihre Ziegen fielen uns zur Beute, ihr Land (jetzt District Adelaide benannt) haben wir erobert, ihre Wohnungen überall zerstört, und ihre Gärten und Kornfelder verwüstet.“

Buxton erlangte die Bildung eines Comité's, welches in Betreff dieses Krieges und des Verfahrens gegen die an den Grenzen unserer Niederlassungen wohnenden Eingebornen im Allgemeinen Nachforschungen anstellen sollte. Nach Schluß der Sitzung beschäftigte er sich selbst mit diesen und ähnlichen Untersuchungen auf das eifrigste, und sann auf Mittel, wodurch die eingebornen Volksstämme vor aller Ungerechtigkeit bewahrt werden könnten. Wie gewöhnlich waren ihm auch bei dieser Arbeit die Mitglieder seiner Familie behülflich, besonders mußten die Damen von Northrepps Cottage die auf die Südafricanischen Zustände bezüglichen Urkunden durchsehen und Auszüge daraus machen.

Im October 1835 schreibt Buxton an Macaulay: „Die Wilden, besonders die Kaffern, interessiren mich auf das höchste. O, wir Engländer meinen, wir wären zu

Hause ganz prächtige Menschen. Wer unter uns bezweifelt, daß wir die ganze Welt an Religiösität, Gerechtigkeitsliebe, Kenntnissen, Bildung und Rechtschaffenheit im täglichen Leben übertreffen? Aber eine solche Bande von Unmenschen und Wölfen, wie wir werden, wenn wir aus dem Bereiche der Gesetze treten, giebt es auf Erden nicht wieder."

Bald darauf fand er zu seiner größten Freude, daß Lord Glenelg sich mit der Angelegenheit durch und durch vertraut gemacht, und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der District Adelaide den Kaffern auf unrechtmäßige Weise weggenommen worden sei. Gemäß seiner ebenso seltenen als edeln Gerechtigkeitsliebe beschloß Lord Glenelg demnach, seine Einwilligung in die Beschlagnahme des Landes zu verweigern, und es seinen rechtmäßigen Besitzern zurückzustellen. Zugleich wurden auf allen Colonieen, wo die Engländer mit Eingebornen in Berührung traten, zum Schutze derselben besondere Regierungsbeamte angestellt.

Als im März 1837 die Nachricht angelangt war, daß diese Befehle in's Werk gesetzt seien, schreibt Buxton an Fräulein Gurney auf Northrepps Cottage: „Ich habe Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, über die ich fort und fort jubeln muß, seitdem ich sie weiß. Und was ist diese Neuigkeit? Es ist das Leben selbst und die Freiheit, und Land und Ländereien einem ganzen Volke wiedergegeben. Nichts Geringeres als das. Die Vorsehung hat die Hand des stolzen Unterdrückers in Africa aufgehalten, und eine ganze Nation, die dem Verderben, der Verbannung, dem Tode hingegeben war, befreit und in ihre Rechte wieder eingesetzt. Eines Tages wurde vor Tzatzoe's

Hause die Trommel gerührt, unsere Truppen marschirten gerade aus nach dem britischen Gebiete zurück, und das fruchtbare und herrliche Adelaide wurde wieder Kaffernland. Denk' nur, wie froh unsere Freunde, die Wilden, sein müssen, und mit welchen Gefühlen sie wohl unsere Armee abziehen gesehen haben! Wir müssen durchaus zusammen hinreisen und König Macomo besuchen. Das ist doch ein herrlicher Sieg, der das Recht über die Mächtigen davongetragen hat."

Als 1836 das Comité wieder zusammentreten sollte, brachte Dr. Philipp den soeben erwähnten Kaffernhäuptling Tzatzoe und den Hottentotten Andreas Stoffels nach England, wo sie vor dem Comité vernommen werden sollten. Folgender Brief beschreibt den Abend, welchen diese Kinder der Wildniß auf Buxton's Einladung in seinem Hause zubrachten: „Gestern war Dr. Philipp mit seinen beiden Africanischen Schützlingen Tzatzoe und Stoffels bei uns zu Tische, auch Herr Read, der ein Kaffernweib geheirathet hat, und sein Sohn, ein halber Kaffer, gehörten zu der Gesellschaft; Tzatzoe hatte sich mit englischen Kleidern phantastisch ausstaffirt, und trug einen goldverbrämten Rock, etwa in der Art wie die Seeofficiere. Er ist eigentlich ein recht schöner stattlicher Mann, aber sein Haar ist wie ein Teppich. Beide, sowohl er als Stoffels, hatten ganz gesittete und anständige Manieren. Read, der den Dollmetscher machte, sieht viel mehr einem Kaffer als einem Engländer ähnlich; er ist voller Leben und Liebenswürdigkeit. Bei Tische saß er neben Tzatzoe und führte die Unterhaltung vortrefflich. Tzatzoe wurde gefragt, was ihm in England am besten gefiele. Er antwortete: Zuerst der Friede, kein Streit, Alle sähen

„so gut“ aus. Zweitens: keine Bettler, jeder hätte sein eigenes Geschäft und verlange nichts von Andern, alle machten den Eindruck von Behaglichkeit und Glück. Drittens: keine Trunkenbolde, keine Schlägereien in den Straßen. Dann wurde er gefragt, was er an uns auszusetzen hätte. Nach einigem Zögern sagte er ganz ehrlich, wir mißbrauchten unsern Sonntag. Er war erstaunt, unsere Wagen umherfahren zu sehen, und daß die Leute auf der Straße Handel trieben. Er bewunderte die Pferde, konnte aber nicht begreifen, womit denn die Esel eine so ganz andere Behandlung verdient hätten; und was die Hunde anginge, so kam es ihm ganz abscheulich vor, sie wie Hottentotten arbeiten zu lassen. Meinen Vater freute es, als er sagte, daß sein Volk gänzlich ausgerottet worden wäre, hätte er sich ihrer nicht angenommen. Er sagte uns, ihre Dankbarkeit gegen ihn sei so groß, daß sie auf den meisten Niederlassungen am Kat River Mittwochs Abends regelmäßige Zusammenkünfte hielten, um für ihn, Dr. Philipp und einige Andere zu beten. Wenn Tzatzoe Kaffrisch sprach, so übersetzte es Stoffels für Read in's Holländische, und wurde dabei selbst allmählig belebter. Als wir ihn auf die Kleinkinderschulen wendeten, strahlte er förmlich, sein breites Gesicht leutete vor Freude und Lebendigkeit, er wurde ganz munter und beweglich. Nach Tische sangen sie uns vor: zuerst drei zusammen eine holländische Hymne, dann Tzatzoe und Read auf Kaffrisch, zuletzt Stoffels allein einen Hottentottischen Kriegsgesang. Das machte einen ganz eigenen Eindruck. Darauf wurde Eis umhergegeben. Die armen Leute hatten niemals welches gesehen, und ihre Grimassen, als sie den ersten Löffel im Munde hatten, sind nicht zu

beschreiben. Davon essen konnten sie nicht mehr, mußten aber herzlich lachen. Als sie Abschied nehmen wollten, geboten sie Stillschweigen, Stoffels erhob sich feierlich mit Read zum Dollmetscher, und hielt eine treffliche Rede, um ihrem Wirthe zu danken. Ich danke Gott, sagte er, daß ich lange genug gelebt habe, um nach England zu kommen, und daß auch Burton so lange gelebt hat, daß ich ihn habe sehen können. Lange habe ich nichts so sehr gewünscht, aber nie daran gedacht, daß ich dies Glück haben würde. Ich hoffe, Burton wird noch viel länger leben, um den Unterdrückten fortan zu helfen, und nie aufhören, seine Hand über meinem Volke zu halten. Er dankte ihm von Herzen im Namen aller Hottentotten für Alles, was er ihnen gethan habe. Darauf erhob sich Tzatzoe und drückte in einer ähnlichen Rede seine Gefühle auf das wärmste aus. Dann dankte mein Vater für ihre guten Wünsche und sprach die Hoffnung aus, daß ihr Volk immer vorwärts schreiten möge, daß das Christenthum unter ihnen wachse, und daß sie festhalten würden an ihrem Herrn und Heiland, denn das sei der einzige Weg, der zum Frieden, zum Glücke und zum Himmel führe."

Während die Verhandlungen über britische Sclaverei noch schwebten, waren Burton's Gedanken schon oft auf den Sclavenhandel anderer Nationen zwischen den Küsten Africa's, den Sclaven-Staaten America's und Cuba hingeleitet worden, und es war hauptsächlich Wilberforce gewesen, der ihn darauf aufmerksam zu machen gesucht hatte. Aber für so wichtig Burton den Gegenstand auch damals schon hielt, konnte er sich ihm doch nicht widmen, so lange die näher liegende Aufgabe seine Zeit und Kräfte

in Anspruch nahm. Jetzt aber war er in Stand gesetzt, mit mehr Sorgfalt darauf einzugehen, und schon am 12. Mai 1835 konnte er die Ergebnisse seiner Forschungen dem Parlamente vorlegen. Er zeigte, daß, obgleich Spanien und Portugal auf dem Wiener Congresse mehr als eine Million von England erhalten hätten, um dafür den Handel mit Sclaven aufzugeben, sie ihn trotzdem in eben so großer Ausdehnung fortführten. Denn zwischen dem 1. Januar 1827 und dem 30. October 1833 seien allein aus dem Hafen von Havanna nicht weniger als 264 für den Sclavenhandel bestimmte Schiffe ausgesegelt, und das wäre nur ein kleiner Theil davon. Es wurde auf seinen Antrag hin die Abfassung einer Addresse beschlossen, welche den Vorschlag enthalten sollte, alle mit den verschiedenen Mächten über diesen Punkt geschlossenen Verträge durch ein allgemeines Bündniß neu zu begründen, und es sollte hierbei unter andern festzustellenden Bestimmungen das Recht des Caperns insofern ausgedehnt werden, daß jedes Schiff genommen werden könnte, welches, wenn auch nicht mit Sclaven beladen, doch für den Sclavenhandel ausgerüstet gefunden würde; überhaupt sollte aller Sclavenhandel für Seeräuberei erklärt werden. Sonst konnte für den Augenblick in dieser Frage nichts von Bedeutung geschehen; jedoch hörte Buxton nicht auf, im Stillen an ihrer Lösung eifrigst fortzuarbeiten.

Capitel XXIII.

1835, 1836.

Im Juni 1835 verlor Buxton seinen treuen Freund und Mithelfer Lord Suffield, der ihm bei der Lösung der Sclavenfrage so manchmal hülfreich zur Seite gestanden hatte. Derselbe starb in Folge eines Sturzes vom Pferde wenige Tage nach der erlittenen Verletzung. Diesen Verlust mußte Buxton um so tiefer beklagen, als gerade jetzt wieder ein Zeitpunkt gekommen war, wo ihm der Beistand dieses so bewährten Kampfgenossen von großem Nutzen hätte sein können. Die Berichte von Westindien waren, was die Neger anlangte, fortwährend die allergünstigsten gewesen. Ihr Fleiß und sittsames Betragen hatte alle Erwartungen übertroffen, alle Befürchtungen, welche die Pflanzer zu verbreiten bestrebt gewesen waren, Lügen gestraft. Aber eben gegen die Pflanzer liefen jetzt wieder nur zu gegründete Klagen ein. Sie hatten an ihren Lehrlingen Mißhandlungen verübt, wie sie es an ihren Sclaven zu thun gewohnt gewesen waren. Als Buxton sich veranlaßt sah, diese betrübenden Nachrichten im Parlamente zur Sprache zu bringen, erhielt er die Versicherung, daß man von Seiten der Regierung nicht aufhören werde, mit der größten Sorgfalt das Wohl der Neger zu überwachen. Aber auch selbst hielt er sein Augenmerk stets auf die neu Emancipirten gerichtet, und da er auf diese Weise immer mehr erfuhr, daß sich die Neger musterhaft betrügen, aber von den Pflanzern dennoch fortwährend allerhand Unbill zu erleiden hatten, beantragte er im März 1837 die Bildung eines Comité's,

welches genaue Untersuchungen über das Gedeihen der Lehrlinge auf den Colonieen anstellen sollte. Dasselbe wurde bewilligt, und seinen Bestrebungen gelang es, zu Gunsten der Schwarzen verschärfte Maaßregeln angewandt zu sehen. „Wir haben, glaube ich, auf das entschiedenste bewiesen," schreibt Buxton über die Wirksamkeit dieses Comité's an Macaulay, „daß die Neger manchen Ungerechtigkeiten unterworfen sind, welche mit den Zwecken des Befreiungsactes in vollkommenem Widerspruche stehen. Auf der anderen Seite steht auch fest, daß diese Ungerechtigkeiten sichtlich, wenn auch langsam, abgenommen haben, und daß überhaupt die feindseligen Gesinnungen auf den Colonieen fort und fort geringer werden. Uebrigens mußte ich mich mit der Aufnahme eines Paragraphen zufrieden stellen, in dem es heißt, daß die Neger nach 1840 absoluter Freiheit genießen sollen, und daß ihnen dann keine andere Beschränkungen auferlegt werden dürfen, als den weißen Arbeitern zu Hause. Das halte ich doch für einen großen Sieg. Die Regierung hat die genügendste Bürgschaft geleistet, daß sie keinem Acte ihre Zustimmung geben will, der nach Ablauf der Lehrzeit die vollständige Freiheit irgendwie beeinträchtigen könnte. Ich gebe mich jetzt nachgerade der Hoffnung hin, meine öffentliche Laufbahn bald beendet zu sehen, und daß ich so glücklich sein möge, das nächste Mal nicht wieder gewählt zu werden. Von selbst zurücktreten möchte ich nicht, würde es aber als einen höchst erwünschten Beschluß meines parlamentarischen Wirkens betrachten, wenn meine Bewerbung nicht angenommen würde."

Mehr noch, als er selbst, wünschten seine Verwandten, daß er sich bei seiner angegriffenen Gesundheit den

Anstrengungen eines neuen Parlamentes nicht aussetzen möge. Ganz besonders hatte ihm sein Onkel, Charles Buxton, darüber dringende Vorstellungen gemacht, worauf er jedoch erwidert: „Gegenwärtig befinde ich mich außerordentlich wohl, habe keinen Kopfschmerz und könnte höchstens über etwas zu starken Appetit klagen. Ueber das Betragen der Neger habe ich sehr erfreuliche Nachrichten aus Westindien erhalten, und das wird Dich auch gewiß freuen. Wie aus amtlichen Berichten hervorgeht, kamen vor drei Jahren auf Jamaica jährlich 300,000 Züchtigungen vor. Im letzten Jahre war die Zahl von 300,000 auf 30,000 herabgesunken, also um neun Zehntel weniger. Bei einem solchen Resultate kann mich's nicht gereuen, was ich an Zeit, Geld, Arbeit und Gesundheit der Sache geopfert habe; und ich hoffe, wenn Du das bedenkst, wirst Du auch günstiger über mein parlamentarisches Wirken urtheilen. Kann ich denn als rechtschaffener Mann zurücktreten jetzt, wo ich bestimmt weiß, daß meine Anträge im Parlamente vom vorigen Jahre und dem Jahre davorher bewirkt haben, daß die Obrigkeiten eingeschüchtert wurden, und daß den Rücken Tausender die unbarmherzigsten Züchtigungen erspart worden sind? Du magst sagen was Du willst, ich weiß ja, es ist nur Wohlwollen gegen mich, aber ich weiß auch, daß Dich an meiner Stelle keine persönlichen Rücksichten vermögen würden, Deine Pflichten zu vergessen."

Buxton's Thätigkeit im Parlamente hat sein Schwiegersohn A. Johnston treffend geschildert. Derselbe war sein Begleiter und Gehülfe in den Comité's und stand ihm bei allen seinen Arbeiten zur Seite; ja er versah in den letzten Jahren vor Buxton's parlamentarischer

Wirksamkeit die Stelle eines Privat-Secretärs bei ihm. In den Kämpfen für die Emancipation war er einer seiner treusten Genossen.

„Buxton's Name," schreibt Johnston, „war mir sehr wohl bekannt gewesen, und ich hatte seine Thätigkeit schon vor 1831, wo ich in's Parlament kam, mit Interesse verfolgt. Kurz nach meinem Eintritte stellte ich mich ihm vor als einer, der dem Banner seiner Partei anzugehören wünschte; und es dauerte nicht lange, so erfreute ich mich auch schon seiner Freundschaft in einem Grade, wie ich es nie hoch genug schätzen kann. Ich sah sehr bald zu meiner großen Bewunderung, daß er sich zu jeder Zeit derjenigen Sache, welche ihn gerade beschäftigte, fast ausschließlich widmen konnte. Um sein Ziel zu erreichen, sparte er keine Mühe, hielt stets ein wachsames Auge darauf, und wußte sich oft durch feinen Tact und große Beharrlichkeit Actenstücke zu verschaffen, welche sonst in Vergessenheit liegen geblieben wären. Mit der größten Geduld wartete er häufig das Ende der meistens sehr langen Debatten ab, wenn er nur einige Hoffnung hatte, die Herausgabe irgend welcher Papiere mit Erfolg beantragen zu können. Und dennoch, wenn er so bis 2 oder 3 Uhr Morgens dort geblieben war, brachte es manchmal ein langweiliger Opponent, der sich den ganz besondern Beruf gewählt zu haben schien, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, dahin, daß seine Wünsche vereitelt wurden. Dann verschob Buxton seinen Antrag eine Sitzung nach der andern, bis sich eine günstigere Gelegenheit dafür zeigen würde; und wenn wir denn erhitzt und ermüdet aus dem Parlamente durch die frische, erquickende Morgenluft nach Hause gingen, so ließ er nicht die mindeste

Ungeduld merken; auch verlor er nie die Lust an der beharrlichen Verfolgung seines Zieles, und nahm jedes noch so unbedeutende Gelingen, dessen er sich bei diesem mühseligen, aber höchst nothwendigen Theile seiner Pflichterfüllung erfreuen durfte, mit Dankbarkeit hin. Während der Zeit, in der das Parlament saß, besuchte er das Bureau für äußere Angelegenheiten sehr häufig, und auf dem Colonial-Bureau war er fast täglich zu finden. Obgleich seine Bestrebungen von mancher Seite her bittere Anfeindungen zu erfahren hatten, und obgleich sich die Regierung wenigstens eine Zeitlang seinen meisten Vorschlägen widersetzte, so sah ich doch bald, daß die redliche und ehrenhafte Gesinnung, womit er seine Zwecke verfolgte, seine gründliche Einsicht und das Gewicht seines guten Namens von entschiedenem und wachsendem Einflusse im Ministerium wurde. Im Parlamente war er allgemein geliebt und geachtet, und doch hätte man glauben sollen, daß sein stets zuvorkommendes und liebevolles Wesen, mit dem er selbst seinen bittersten Feinden entgegentrat, auf diese eine größere Macht hätte ausüben müssen, als es in Wirklichkeit der Fall zu sein schien. Seine Standhaftigkeit war manchmal heftigen Versuchungen ausgesetzt. Ich erinnere mich besonders der Debatte vom Mai 1832, wo die Regierung sich seinen Vorschlägen nicht direct widersetzen wollte, aber sie doch auf andere Weise wirkungslos zu machen suchte. Viele Mitglieder drangen allen Ernstes in ihm, er möge doch keine Scheidung im Parlamente hervorrufen, aber er widerstand Allen durch die Macht seiner Ueberzeugung, daß er das Rechte ergriffen habe. Ich saß während jenes ganzen peinlichen Abends neben ihm und mußte staunen über die Festigkeit,

womit er Allen trotzte. Er erlangte eine große Minorität, aber viele, welche mit ihm gestimmt hatten, waren erbost, weil er sie zur Opposition gegen das Ministerium gezwungen hatte. Das Resultat dieser Debatte war die Bildung eines Comité's, und ich gehörte auf Buxton's Wunsch sowohl zu diesem, als auch zu denjenigen, welche später auf seine Veranlassung zu Stande kamen, und theils den Zweck hatten, die Zustände der mit unseren Colonieen in Verbindung stehenden Eingebornen zu erforschen, theils feststellen sollten, welche Fortschritte die Lehrlinge in Westindien machten. Diese Comité's kosteten ihm manche mühevolle Stunde, da er seine Untersuchungen mit beispielloser Ausdauer anstellte, und mit unermüdlichem Eifer die Wahrheit an's Licht zu ziehen suchte. Seine Energie ermattete niemals, auch erinnere ich mich nicht, daß ihn bei diesen mühseligen und oft verdrießlichen Arbeiten je seine gute Laune verlassen hätte. Wenn die Comité-Sitzung aufgehoben wurde, und die Mitglieder sich nach dem Parlamente begeben sollten, so warteten schon wieder eine Anzahl Personen auf ihn, von denen einige kamen, um eigene, auf die Sache bezügliche Beobachtungen mitzutheilen, oder um ihre Rathschläge anzubringen, andere wollten bei ihm Beschwerde führen, wieder andere hatten irgend eine Wohlthätigkeits-Angelegenheit vorzutragen, welche er unter seinen Schutz nehmen sollte. Jeder von ihnen suchte sich vorzudrängen, vermuthlich weil er gerade sein Anliegen für das bei weitem wichtigste hielt. Allen diesen Personen war er zugänglich, und hörte jeden, so ermüdet er auch war von der vorangegangenen Arbeit, geduldig und aufmerksam an. Bei solchen Gelegenheiten habe ich ihn oft dringend gebeten,

sich doch mit diesen neuen Mühseligkeiten zu verschonen, und das heiße Comité-Zimmer zu verlassen; dazu war er aber nie zu bewegen, und ruhte nicht eher, als bis er alle jene Anliegen angehört hatte, und die Personen sämmtlich, erfreut über die Art, wie sie empfangen worden waren, und entzückt von seinem wohlwollenden und rücksichtsvollen Benehmen gegen sie, entlassen konnte.

Mehrere Jahre hindurch pflegten Buxton und ich an jedem Sitzungs-Abende mit einer Anzahl auserlesener Parlamentsmitglieder, freilich von verschiedenen, ja selbst entgegengesetzten politischen Ansichten zusammen zu kommen, um uns in vertraulichem Verkehr an Dem zu erbauen, worüber wir Alle einig waren. Da wurde hauptsächlich aus der heiligen Schrift gelesen und gemeinschaftlich gebetet, und Buxton, welcher zu den fleißigsten Besuchern gehörte, mußte oft das Amt des „Geistlichen" versehen. Gewiß fand er in diesen Zusammenkünften eine reiche Quelle, um neue Festigkeit und Kraft zu schöpfen gegen die erbitterte Opposition, welche er nur zu oft erfahren mußte."

Capitel XXIV.

1836.

Nach all den Mühen und Sorgen trat Buxton zu Anfang August eine Erholungsreise nach Schottland an, wo ihm von einem der Edelleute eine Jagd in den Hochlanden zur Verfügung gestellt worden war. „Ich bin ungemein müssig," schreibt er von dort, „und mein hiesi-

ger Aufenthalt bekömmt mir besser, als alle Medicin. Zu jagen giebt's freilich nicht viel, aber desto mehr Gelegenheit umherzulaufen und naß zu werden, tüchtigen Hunger und viel Schlaf. Zwar kann ich mich der trüben Gedanken an ferne Lieben nicht entschlagen, bin jedoch körperlich wohl. Ausspannung that mir wahrlich noth, und die wird mir in einer Hinsicht auch in vollem Maaße zu Theil; denn zu arbeiten und zu lesen habe ich nichts, und dies ist fast der einzige Brief, den ich seit einer Woche geschrieben habe."

Die Krankheit seiner Schwägerin, der Frau von Samuel Hoare war es, wodurch die Freude dieses Aufenthaltes in hohem Maaße getrübt wurde; und seine Besorgniß war nur zu gegründet, denn bald darauf erhielt er die Nachricht von ihrem Tode. Wie tief ihn dieser Verlust ergriff, zeigt folgender Brief: „Ein überaus trauriges Ereigniß hat uns vor Kurzem tief erschüttert, der Tod von der Schwester meiner Frau. Ich weiß kaum, wie ich in gebührender Weise von ihr reden soll. Sie gehörte zu denen, die mir auf Erden am theuersten sind. Das allerinnigste Verhältniß bestand zwischen uns seit mehr als 30 Jahren, und ich erinnere mich nicht, daß dasselbe während dieser ganzen Zeit auch nur einen Augenblick getrübt gewesen wäre; ich wüßte nicht, daß wir je ein Wort anders, als in Freundschaft und Liebe gewechselt hätten. Aber was ist der Verlust für mich im Vergleiche zu dem, was ihr Mann und ihre Kinder an ihr verloren haben? Sie kam in Allem der Vollendung so nahe, wie nur irgend ein mir unter Menschen bekanntes Wesen. Nicht als ob ein Vorzug in ihr ganz besonders hervorragend gewesen wäre. Denn jede weibliche

und christliche Vollkommenheit besaß sie in gleich seltenem Maaße. Bei ihrer Sanftmuth und Milde war ihr Charakter nicht minder fest, entschieden und unerschütterlich. Zu diesen sittlichen Eigenschaften, zu der gewinnendsten Art, sich zu bewegen, dem feinsten, zartesten Gefühle bei einem edeln Aeußern gesellten sich in hohem Grade ausgezeichnete Verstandesgaben. Ihre Anschauungsweise war in jedem Stücke großartig, kleinlich war nichts an ihr. Niemals unthätig, hatte sie ihre Gaben auf das Vollkommenste ausgebildet. Sie las viel, und gab sich von Allem Rechenschaft, was sie gelesen hatte. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen all das erzähle; aber ich kann einmal jetzt nichts anders denken und schreiben."

Nach Northrepps zurückgekehrt, trat Buxton für die Herbstmonate wieder seinen gewohnten Lebenslauf an. Wenn er auf's Land zog, pflegte er zuerst seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen, und sich alsdann während der ersten Wochen zu seiner Erholung mit Jagd und andern ländlichen Vergnügungen zu beschäftigen. Gegen Ende October, wo Hoare gewöhnlich Norfolk verließ, nahm Buxton seine ernsteren Beschäftigungen wieder auf, und widmete ihnen die besten Stunden des Tages. Seine Tagesordnung richtete sich nach folgendem Verse:

Sechs Stunden für's Denken und eine zum Beten.
Vier um im Freien sich zu vertreten,
Den Rest für Geschäfte, zum Schlafen und Reden.

Sechs Stunden mit bloßem Nachdenken zu verbringen, erscheint freilich etwas viel, aber die hervorragendste Eigenthümlichkeit seines Geistes bestand ohne Zweifel in der großen Fähigkeit, seine Gedanken auf einen Punkt hin zu concentriren. Nicht, als ob die Neigung in ihm

gelegen hätte, philosophischen Speculationen nachzuhängen, aber wenn ihm (wie es oft geschah) verwickelte Fälle aus dem praktischen Leben zur Entscheidung vorgelegt wurden, so konnte er seine Gedanken so ausschließlich auf diesen einen Gegenstand hinrichten, wie es wohl bei wenigen gefunden wird. Er vermochte nicht, wie manche, eine Frage gleichsam im Sturme zu lösen, und augenblicklich alle Zweifel in die Flucht zu schlagen, sondern schien jeder Schwierigkeit ihr volles Recht zukommen zu lassen, und mit größter Sorgfalt die Gründe der einen gegen die Gründe der andern Seite abzuwägen. Wenn er denn so in Gedanken vertieft war, so durfte um ihn her vorgehen, was wollte, seine Aufmerksamkeit war fast durch nichts zu stören. Ging er nach London und war mit mannigfaltigen Angelegenheiten von Wichtigkeit beschäftigt, so pflegte er sich eine Liste davon zu machen, und einen Punkt nach dem andern durchzudenken, bis sie zuletzt sämmtlich überwältigt und für ihn auf immer entschieden waren. War aber einmal etwas entschieden, so kam er selten wieder darauf zurück. Sein Geist war gleichsam von dauerhaftem Stoff, und tiefere Eindrücke schienen sich nicht nur niemals wieder zu verwischen, sondern verloren auch im Laufe der Zeit kaum an ihrer ursprünglichen Schärfe. So war es bei ihm ebenso im Kleinen wie im Großen, trat aber nirgends mehr zum Vorschein, als im Punkte der Ordnung. Ordnungsliebe, und das Talent, Ordnung zu halten, besaß er von Natur keineswegs, und in den ersten Jahren seines geschäftlichen Lebens lagen Bücher, Papiere, Briefe und Actenstücke stets in größter Verwirrung um ihn her, und durften von Niemand angerührt werden. 1827 aber hatte

er Gelegenheit, in einem der Bureau's der Regierung Ordnung und Pünktlichkeit kennen zu lernen, und das machte so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die ersten Wochen nach seiner Krankheit desselben Jahres mit Hülfe seiner Hausgenossen zur „Unterjochung seiner Papiere" schritt, wie sein Ausdruck war. Dieses Geschäft wurde mit der allergrößten Genauigkeit vollführt, und nach Beendigung desselben ist er nie wieder von der pünktlichsten Ordnung abgewichen. Ebenso verfuhr er in Geld-Angelegenheiten, bei denen er gewisse unabänderliche Regeln befolgte. Ueber sein Privatvermögen, dessen Stand er einmal im Jahre einer gründlichen Prüfung unterwarf, wurde genaue, wenn auch nicht in's Einzelne gehende Rechnung geführt. Er war ein ausgezeichneter Geschäftsmann und verhandelte Alles bis in's Einzelne, ohne jedoch dabei den Hauptzweck aus dem Auge zu verlieren, mit größter Ruhe und Geduld. Ehe er irgend eine Sache unternahm, wurde sie tagelang hin und her überlegt, Punkt für Punkt durchdacht und geprüft. Was er aber einmal angefangen hatte, führte er auch durch, und scheute weder Mühe noch Arbeit, um es bis zum letzten Punkte zu vollenden.

Das häusliche und gesellige Leben war in Northrepps ähnlich dem in Cromer Hall, nur daß die Räumlichkeiten eine minder ausgedehnte Gastfreundschaft zuließen. Wenn er, wie erwähnt wurde, am Morgen gejagt oder studirt hatte, pflegte er nach Tische, auf dem Sopha liegend, sich aus der Tagesliteratur vorlesen zu lassen. Ueberhaupt wurde jede freie Stunde mit Lesen ausgefüllt. Er hatte großen Geschmack an Lebensbeschreibungen und humoristischen Werken, ganz besonders aber ergötzten ihn

Kriegsabentheuer. Ebenso liebte er Poesie und suchte den Sinn dafür auch bei den Seinigen zu wecken. Jeden Sonntag Abend mußten seine Kinder irgend ein Gedicht auswendig gelernt haben und ohne Anstoß hersagen können. Dann theilte er Preise aus, selbst die Gäste wurden aufgefordert, an solchen Uebungen Theil zu nehmen, und erhielten ihr Geldstück so gut wie die Uebrigen.

Schon früh hatte er die Familie angeleitet, sich für seine Arbeiten zu interessiren, Hoffnung und Furcht mit ihm zu theilen. „Er hatte eine glückliche Art," erzählt Johnston, „Alle, die um ihn waren, in den Kreis seiner Empfindungen hineinzuziehen, und zu eifrigen Mithelfern bei seinen Arbeiten heranzubilden. Als Oberhaupt war er wahrhaft entzückend liebenswürdig, und für ihn zu arbeiten gewährte die größte Freude. Auf der einen Seite feuerte er an, und übte auf der andern wieder so viel Nachsicht aus, und selbst die kleinste Mühe war er stets bereit verschwenderisch zu belohnen, wenn sie denen galt, für die er nicht blos wirkte, sondern lebte. Seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen; er schien immer nur auf die Gelegenheit zu warten, um seine Lieben mit Güte überschütten zu können." So konnte er mitten aus der Arbeit aufstehen, um seinen Kindern das verlorne Spielzeug suchen zu helfen, oder er ging aus, um ihnen das Gewünschte einzukaufen. Ebenso unerschöpflich zeigte sich seine Liebe, wenn seine Kinder herangewachsen waren. Zuweilen, jedoch nur selten, ließ er sich in Ermahnungen gegen sie aus. So schreibt er an einen seiner Söhne: „Ich belästige meine Kinder nicht oft mit Rathschlägen, und auch dann nur, wenn ich etwas Besonderes zu sagen habe. Diesmal denke ich, habe ich etwas anzubringen,

was für Dein Wohlergehen im thätigen Leben von größter Wichtigkeit sein wird, ja seine Wirkung bis jenseits des Grabes ausdehnen kann. Du bist jetzt Mann, und mußt meiner Ueberzeugung nach all Deine Kräfte sammeln, um mit Gottes Hülfe jegliches, was Du beginnst, wohl durchzuführen, wolle lieber wenig und thue das ganz, als zehnmal mehr, was Du nur halb zu Stande bringst, denn machst Du's anders, wirst Du darauf gefaßt sein müssen, eine viel untergeordnetere Stellung im Leben einzunehmen, als Dir zustehen möchte. Was Du weißt, das wisse durch und durch. Ich reiste einst von Weymouth aus mit einem unserer ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten vierundzwanzig Stunden lang in demselben Wagen, und fragte ihn, wie er zu seiner Stellung gelangt sei. Die Antwort war: Als ich die Rechte zu studiren anfing, faßte ich den Entschluß, mir Alles, was ich erlernte, auch wirklich zu eigen zu machen, und nie das zweite zu beginnen, ehe ich mit dem ersten fertig wäre. Manche meiner Genossen studirten an einem Tage soviel, wie ich in einer Woche, aber am Ende des Jahres waren meine Kenntnisse noch so frisch, wie am Tage, wo ich sie erwarb, während die andern schon einen großen Theil wieder vergessen hatten.

Laß Dich in Deinem Leben von demselben männlichen Entschlusse leiten, und arbeite für einen bestimmten Zweck. Dein Tagewerk thue heute. Auf der Universität war ich mit zwei jungen Männern von ausgezeichneten Gaben innig befreundet. Der eine war seinem Lehrer stets voraus, that in diesem Jahre schon die Arbeit des nächsten, und wenn er auch in vielen Stücken mehr wußte, als sein Examinator selbst, so beantwortete er doch die

an ihn gestellten Fragen ganz erbärmlich schlecht; während der andere (obgleich sich nicht allein darauf beschränkend) sehr wohl wußte, was es heiße, seine Pflicht kennen, und daher auch, so viel ich mich erinnere, keine ihm gestellte Frage jemals unbeantwortet ließ. Ferner sei pünktlich. Ich meine damit nicht, daß Du zur rechten Zeit in die Vorlesungen kommen sollst, und was der Dinge mehr sind, sondern ich meine damit die Gewöhnung an Pünktlichkeit überhaupt; die Liebe zur Ordnung und Genauigkeit, jene innere Kraft, in der die Tüchtigkeit des Mannes besteht, den festen Entschluß, auch wirklich zu thun, was Du zu thun hast, und es trotz aller kleinlichen Hindernisse in einem Zuge fertig zu machen. Wie ich glaube, erzählte ich Dir die Geschichte von Nelson und seinem Wagenbauer schon, aber Du mußt sie noch einmal hören. Als er zu einer seiner großen Expeditionen abreisen sollte, sagte der Wagenbauer zu ihm: Pünktlich um sechs Uhr soll der Wagen an Ihrer Thür sein. — Ein viertel vor sechs, sagte Nelson, ich bin überall eine viertel Stunde früher gewesen, und das hat aus mir gemacht, was ich bin. Wie oft habe ich Personen gesehen, denen es geglückt wäre, wenn sie nur ihrem eigenen Pflichtgefühle hätten folgen wollen. Ich bin dankbar dafür, glauben zu dürfen, daß Dein Gewissen von vorn herein alle Deine Handlungen leiten wird, aber ich möchte ihm einen größeren Wirkungskreis wünschen, der auch auf scheinbar kleinere Dinge ausgedehnt wäre. Dein Gewissen muß so sein, daß es für's Leben ausreicht, für Alles, was Du treibst, für jeden Gebrauch Deiner Fähigkeiten und Kräfte. „Gürte Deine Lenden wie ein Mann," heißt es in der Schrift. Ich will Dir eine Geschichte von Sheridan

erzählen. In seinem früheren Leben hatte er sich einmal bös gezankt, und mußte sich duelliren. Die näheren Umstände davon (das Duell versteht sich ausgenommen) sprachen zu seinen Gunsten, waren aber verdreht dargestellt worden. Er kam nach London, um das englische Publikum darüber aufzuklären, und man verabredete, er solle unter anderm Namen im „Morning Chronicle," dessen Redacteur sein Freund war, die Geschichte in ebenso entstellter Weise wie früher erzählen, nachher aber als Erwiderung darauf mit eigener Unterschrift die Schilderung des Vorganges folgen lassen, wie er wirklich gewesen war. Der erste Theil wurde ausgeführt, und es erschien im „Morning Chronicle" ein höchst bitterer Artikel gegen ihn, den er wirklich selbst geschrieben hatte, aber die Antwort zu schreiben, dazu hat er niemals Zeit gefunden.

Alle Männer, die im Leben etwas Bedeutendes geleistet haben, sind durch festen Willen ausgezeichnet gewesen. Tacitus nennt Cäsar: „Monstrum incredibilis celeritatis atque audaciae." Und Bonaparte, der der ganzen Welt angekündigt hatte, an welchem Tage er Paris verlassen wollte, um Wellington bei Waterloo zu treffen, setzte sich auch wirklich an diesem Tage in Bewegung, traf aber seine Anstalten so geschickt, und marschirte so rasch, daß er die britische Armee dennoch überraschte. Wenn ich Dir Pünktlichkeit wünsche, so meine ich damit, daß Du Deine Zeit richtig eintheilen sollst; denn das ist sehr wichtig. Setze fest, wie viel Zeit Du jedem Einzelnen widmen willst, dann aber richte Dich auch nach dieser Regel mit aller Genauigkeit. Cecil sagt: Mit der Art zu leben geht es wie mit dem Vollpacken einer Kiste, ein guter Packer bringt zweimal so viel hinein, als ein

schlechter. Ich sehe, mein Brief wird zu einer Predigt, und da die andern auf mich warten, will ich zu Ende kommen. Bedenke wohl, was ich gesagt habe, und bitte Gott um die Eigenschaften, die ich Dir wünsche. Willst Du etwas zu Stande bringen, so mußt Du Dich mit Ernst daran machen. Gebratene Tauben fliegen nicht in den Mund;*) thue selbst dazu, und wache über Dich, und was Dir mißlingt, mußt Du aufzeichnen, und eine Art Tagebuch darüber führen. Aber was für Fehler sich auch einschleichen mögen bei Deinen Studien, Vergnügungen oder anderen Geschäften, eins behalte immer fest im Auge, die Religion. Laß Dich durch nichts dazu bewegen, auch nur einen Tag nicht in der Bibel zu lesen. Was das Gebet vermag, weißt Du, sein Werth ist unbegrenzt. Das versäume nie und nimmer."

Den Eindruck, welchen Buxton's Erscheinung in dieser Periode seines Lebens machte, beschreibt der Geistliche John Richards, welcher als junger Mann längere Zeit ein allgemein geachtetes Mitglied des Buxton'schen Hauses war: „Mein erstes Zusammentreffen mit Ihrem Vater," sagt er, „werde ich nie vergessen. Er sollte des Morgens früh mit der Postkutsche von Norfolk kommen. Wir saßen schon beim Frühstück, als seine Ankunft gemeldet wurde. Weil er sehr groß war, bückte er sich,

---

*) Wir sehen uns hier genöthigt, einen englischen Ausdruck mit einem deutschen Sprichworte wiederzugeben, möchten jenen jedoch wegen seiner treffenden Originalität unsern Lesern nicht vorenthalten. Derselbe lautet: No man ever yet yawned it into being with a wish. Wörtlich: Nie hat es Jemand mit einem Wunsche in's Dasein hineingegähnt.

um zur Thür hineinzutreten; im Zimmer selbst aber richtete er sich auf, und stand nun vor uns mit seiner hohen, imposanten Figur. Da ich mit ihm in so nahe Berührung treten sollte, war es natürlich, daß ich mir schon in Gedanken sein Bild zu entwerfen gesucht hatte; wie er nun wirklich vor mir stand, machte freilich seine Erscheinung keineswegs den Eindruck voller körperlicher Kraft, und doch bemächtigte sich meiner ein Gefühl von ehrfurchtsvoller Scheu in seiner Nähe. Als ich aber seine heitere Laune sah, mit der er die Begrüßungen seiner Nichten erwiderte, verschwand jene Empfindung bald, und wenn sie auch für den Augenblick wiederkehrte, wo ich ihm vorgestellt wurde, und er mich mit prüfendem Blicke musterte, verscheuchte er sie rasch durch die Wärme seines Willkomms, in dem sich all sein liebevolles Wesen spiegelte, und es dauerte auch gar nicht lange, so schloß ich schon aus seinen muntern Scherzen, aus seiner liebenswürdigen Art der Unterhaltung, daß in dieser männlichen Gestalt ein kindlich fühlendes Herz schlagen müsse."

Capitel XXV.

1837, 1838.

Gegen das Ende der Sitzung von 1836 waren die Arbeiten des Comité's für die Verbesserung der Zustände der Eingebornen von Süd-Africa zum Abschlusse gelangt, und Buxton die Aufgabe geworden, das Ergebniß der Untersuchungen zusammenzustellen. Dieses Werk war unter Dr. Lushington's Beistande im Sommer des folgenden

Jahres vollendet und wurde, ehe man es dem Drucke übergab, der Regierung vorgelegt. Es scheint schon damals einen so überzeugenden Eindruck auf die Minister gemacht zu haben, daß diese sich veranlaßt sahen, sofort günstige Veränderungen in der Behandlungsweise der Eingebornen eintreten zu lassen.

Mit der Sitzung von 1837 schloß Buxton's parlamentarische Wirksamkeit. Der am 20. Juni erfolgte Tod des Königs hatte die Auflösung des Parlamentes zur Folge, und Umstände waren eingetreten, welche es als höchst zweifelhaft erscheinen ließen, ob Buxton wiedergewählt werden würde. Trotzdem, und obgleich es seine Gesundheit, wie wir gesehen haben, wünschenswerth machte, daß er sich den fortgesetzten Anstrengungen im Unterhause entzöge, hielt er es doch für seine Pflicht, sich noch einmal als Candidat für Weymouth zu melden. „An dem Schimpf ist mir auch nicht das mindeste gelegen;" schreibt er wieder an seinen Onkel, „falle ich durch, so kann ich's nicht ändern, ich habe dann das Meinige gethan und werde zufrieden sein. Aus eigenem Antriebe zurücktreten — das könnte ich nicht mit gutem Gewissen. Außerdem glaube ich gar nicht, daß sie mich so leicht fallen lassen können, wie man glaubt." Gleichwohl fand er bei seiner Ankunft in Weymouth, daß die Tory-Partei in der letzten Zeit an Einfluß gewonnen hatte, und daß die Intriguen gegen ihn nicht ohne Erfolg geblieben waren.

„Der heutige Tag," heißt es in einem am Wahltage geschriebenen Briefe an seine Frau, „wird meiner Laufbahn wohl eine ganz andere Richtung geben; denn ich habe wenig Hoffnung, gewählt zu werden. Wenn ich die Ränke betrachte, die man von einigen Seiten gegen mich

angezettelt hat, so hätte ich halb und halb Ursache, böse zu sein; wende ich aber meinen Blick wieder nach oben zum Schöpfer dieser Fluren, dieser Gewässer, und bedenke, daß alle Ereignisse in Seiner Hand liegen, daß nichts geschieht ohne Sein Geheiß, so kehrt vollkommener Friede wieder bei mir ein. Er ordnet Alles, was geschieht, und darum will ich fröhlich sein, und wenn wir für den Augenblick auch von dem Strome fortgerissen werden, so ist doch nicht zu verkennen, daß aus meiner Entfernung vom Parlamente hundertfache Wohlthaten entspringen, die wir in unserm Zusammenleben genießen werden. Ich komme mir vor, wie ein ausgedientes Roß, das man auf die Weide schickt, und es ist Thorheit, mich mit dem Gedanken zu quälen, als ob es keine andere und bessere gäbe, um meine Arbeit zu thun. Die Ereignisse des Tages sollen mich durchaus nicht stören, denke ich, aber ehe es Abend wird, bin ich ein freier Mann, ein Mann, der sich nicht zu Tode hetzt, der Zeit behält zum Wandern, Lesen, Schlafen, Denken, und was besser ist, als Alles das, zum Beten.

Ein Uhr. Nun, theuerstes Weib, Deine Wünsche sind erfüllt; die Mühen und Sorgen des Parlaments sind für mich dahin, und nun wollen wir fröhlich sein, und gesund bleiben und lange leben. Ich bin ganz zufrieden, und betrachte es als eine Erlösung von vielen, vielen Mühen."

Gewiß lag der Grund zu dieser seiner Niederlage keineswegs in einem Erkalten der Gefühle von Seiten seiner Wähler, und mit Leichtigkeit hätte er dem Intriguenspiele der Tory-Partei den Sieg abgewinnen können,

hätte er sich nicht seinen Grundsätzen getreu mit Beharrlichkeit geweigert, irgend welche Mittel zur Bestechung herzugeben. Von allen Seiten wurden ihm die deutlichsten Beweise des innigsten Bedauerns der größten Liebe und Hochachtung zu Theil. Ein 92jähriger Greis war stets ein Verehrer Buxton's gewesen, hatte jedesmal für ihn gestimmt, und als ihm jetzt zu Ohren kam, daß die Wahl zu Gunsten der Tory's auszufallen scheine, raffte er sich auf, und kam, alt und schwach wie er war, gestützt auf seine Frau heran, um seine Stimme für Buxton abzugeben. „Und wenn es die letzte That in meinem Leben wäre," sagte er dabei, „so würde die doch gut gewesen sein." Und wirklich, nach Hause angelangt, wollte er sich, erschöpft von diesem ungewohnten Gange, zur Ruhe begeben. Er setzte sich auf's Bette nieder, und seine Frau begann ihn auszukleiden. Und als sie so beschäftigt vor ihm knieend ihn bat, den einen Fuß zu heben, blieb er still und regungslos, und wie sie aufblickt, sieht sie ihn dasitzend, aber eine Leiche. So gingen seine Worte in Erfüllung. Buxton's frühere Wähler sammelten sich am nächsten Morgen, 80 an der Zahl, bei seiner Wohnung. Vom Balkon aus wollte er in heiterer Rede von ihnen Abschied nehmen. Aber seine Heiterkeit wich tieferen inneren Gefühlen — er lief hinunter mitten unter sie, und drückte hier in feierlichen, warmen Worten den Dank für alle ihre Liebe aus. Zwei Geschenke überreichten sie ihm später als Andenken an seine Wirksamkeit. Das eine war von seinen Wählern: ein großer silberner Armleuchter, das andere kam von den Kindern Weymouths, und gefiel ihm, wie er sagte, wo möglich, noch mehr — es war eine silberne Tabacksdose. Ueber diese Zeichen

ihrer Anerkennung freute er sich innig, und immer hat er diese beiden Stücke hoch in Ehren gehalten.

Wie sehr man auch in weiteren Kreisen, ja in ganz England wünschte, Buxton nicht aus dem Parmamente scheiden zu sehen, geht daraus hervor, daß jetzt von nicht weniger als 27 verschiedenen Orten die Bitte an ihn erging, er möge sich als Candidat melden. Jetzt aber fühlte er sich berechtigt, von der ihm gebotenen Freiheit Gebrauch zu machen, und lehnte diese Anträge alle ab.

Gegen Ende des Jahres 1837 gaben zwei Herren, Sturge und Scoble mit Namen, welche Westindien besucht hatten, ein Werk heraus, in dem sie die gegenwärtige Lage der schwarzen Lehrlinge beschrieben, und ihre Erzählung von allen Leiden, denen die Negerbevölkerung noch immer unterworfen seien, erregte eine so allgemeine Entrüstung, daß zu Anfange des folgendes Jahres Abgesandte aus allen Theilen Englands nach London kamen, um die Aufhebung der Lehrzeit zu fordern. Buxton, welcher dieses Beginnen für nutzlos halten zu müssen glaubte, verweigerte seine Theilnahme. Dies erregte solche Erbitterung, daß man eine Versammlung berief, um ein Mißbilligungsvotum gegen ihn zu beschließen. Und hier sah man wieder, wie leicht durch ein augenblicklich gewecktes Gefühl alles Frühere in den Hintergrund gedrängt wird, und wie rasch auf der anderen Seite wieder ein solches Gefühl verschwindet, wenn man das Gute aus vergangenen Tagen sich frisch vor Augen geführt sieht. So war es hier. Allgemeiner Unwille gegen Buxton hatte diese Versammlung veranlaßt, und schon war der Vorschlag zu einem Mißbilligungsvotum gemacht worden, als Dr. Philipp, welcher gerade in London war, und

dieser Zusammenkunft beiwohnte, sich erhob, und in einer warmen Rede daran erinnerte, was Alles Buxton für die Kaffern, überhaupt für Süd-Africa, und noch mehr, was er für die Sclaven gethan habe. Und wie die einzelnen sich all das wieder so klar in's Gedächtniß gerufen sahen, erwachte plötzlich das Gefühl der Dankbarkeit dermaßen, daß diejenigen, welche wenige Augenblicke vorher sich auf das heftigste gegen Buxton erklärt hatten, jetzt dafür stimmten, ihm statt des Ausdrucks ihres Tadels eine Dankaddresse für all seine früheren großen Leistungen zu überreichen.

Uebrigens sah doch Buxton schon im Frühjahre ein, daß er im Irrthume gewesen war, und schrieb im März an einen seiner Freunde die Worte: „Das Vorhaben der Abgesandten scheint dennoch gelingen zu sollen, und ist dem so, dann wollen wir sagen: Gott sei Dank, daß andere mehr Muth und Verstand hatten als wir." Auf Dr. Lushington's dringende Einladung eilte er denn auch bald darauf von Northrepps nach London, um sich der Bewegung anzuschließen. Denn der etwaige Vorwurf der Inconsequenz kümmerte ihn nicht im mindesten. „Aber," schreibt er, „eine in meinen Augen unverzeihliche Sünde würde es sein, wenn ich irgend etwas thäte, aus welchem Grunde es auch immerhin geschehen möchte, was der heiligen Sache wahrscheinlich schaden würde. So lange ich dessen gewiß bin, daß ich nur von diesem Gesichtspunkte aus handle, wirst Du mich sicherlich nicht niedergeschlagen finden."

Als es nun wirklich nach einigen nicht unerheblichen Kämpfen gelungen war, im Unterhause den Beschluß zur Aufhebung der Lehrzeit und zur vollkommenen Freigebung

der Sclaven gefaßt zu sehen, schreibt Buxton: „Sturge und seine Genossenschaft haben trotz unser Recht gehabt. Die Annahme des Beschlusses gestern Abend wurde von den Quäkern (ich war mitten unter ihnen) mit solchem Freudengeschrei begrüßt, daß wir Fremde sämmtlich wegen Lärmens hinausgeworfen wurden. Ich freue mich von ganzem Herzen."

Zu dieser Zeit besuchte er auch Macaulay, den er sehr krank fand. „Gott segne Sie und die Ihrigen," sagte sein greiser Freund. „Alle Ihre Prüfungen empfinde ich mit, alle Ihre Ansichten sind auch die meinigen, und Ihre Besuche sind mir wie ein Labetrunk der dürstenden Seele." Er hat ihn nicht wieder gesehen — Macaulay starb im Mai 1838. —

Capitel XXVI.

1838.

Bei seinem Austritte aus dem Parlamente hatte sich Buxton auf eine Zeit der Ruhe gefreut; aber diese Hoffnung war vereitelt worden. Schon vor dieser Zeit nämlich war ein Gedanke in ihm aufgetaucht, welcher von nun an Stoff zum Arbeiten genug für sein ganzes ferneres Leben bot. „Ich erinnere mich sehr wohl des Tages," schreibt einer seiner Söhne, „an dem alle jene Mühen, Sorgen und Bekümmernisse ihren Anfang nahmen. Als mein Vater und ich im Sommer 1837 zu Earlham waren, kommt er eines Morgens früh in mein Zimmer, setzt sich an mein Bett und sagt, er hätte die ganze Nacht wach

gelegen, und über den Sclavenhandel*) nachgedacht, und glaube jetzt das Mittel gefunden zu haben, um dieser Abscheulichkeit Herr zu werden." Der Gedanke, welcher damals so mächtig in ihm aufgestiegen war, war der, daß wenn man auch fortwährend die strengsten Maaßregeln direct gegen den Sclavenhandel ergreife, die wahre Befreiung Africa's erst durch Förderung der Kultur des Landes selbst erzielt werden könne. Seitdem war nun ein halbes Jahr unter anderen dringenderen Geschäften verflossen, und Buxton fand jetzt die gewünschte Zeit und Muße, um sich der Lösung jener Frage hinzugeben. Wie bei allen seinen Arbeiten, entwickelte er bei dieser ganz besonders seine hervorragenden Eigenschaften. Sein warmes Mitgefühl für die Leidenden, seine auf das genaueste angestellten Untersuchungen, sein tiefes, gründliches Nachdenken und Ueberlegen, ehe er zum Handeln schritt, sein unermüdlicher Eifer, wenn das Werk begonnen war, sein inniges Vertrauen auf die Vorsehung, sein geduldiges Ausharren, wenn Verdruß und Widerwärtigkeiten aller Art sich hindernd ihm entgegenstellten — Alles das trat jetzt glänzender als je hervor. Auch war er nicht der Mann, dem plötzlich ein Gedanke kommt, um langsam zu verschwinden; auch begnügte er sich nicht damit, der Welt nur seine Ansicht, seine Pläne mitzutheilen, und dann sich bei der Hoffnung zu beruhigen, daß nun ein anderer kommen möge, der die Ausführung des Werkes unternähme.

---

*) Wir wollen daran erinnern, daß hiermit nur der Portugiesische, Spanische und Brasilianische Sclavenhandel gemeint ist. — Der Englische bestand ja schon lange nicht mehr.

Nein — er legte ohne Weiteres selbst Hand an's Werk, und beschäftigte sich den ganzen Winter über unausgesetzt mit den Vorarbeiten, las jedes Buch, in dem er Belehrung erwartete, und suchte sich von allen Seiten her die erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen, bis zuletzt der ganze Plan entworfen war. Seine Aufgabe war eine zwiefache: Einmal hatte er die Ausdehnung der Uebel zu zeigen, die aus dem Sclavenhandel theils für die unglücklichen Menschen selbst, theils für die Zustände Africa's im Allgemeinen entsprängen. Und dann mußte er die Fähigkeiten des Landes entwickeln und darzustellen suchen, wie Africa durch Errichtung und Förderung des gesetzlichen Handels friedlich, fruchtbar, blühend werden könne. Während er sich damit beschäftigte, aus amtlichen Berichten die Ausdehnung und den verheerenden Einfluß des Sclavenhandels zu beweisen, mußten die Seinigen über die Ertragsfähigkeit und über die commerciellen Quellen Africa's Notizen sammeln.

Mit den reichen Ergebnissen dieser Nachforschungen versehen, ging er im Frühling 1838 nach London, um die Einzelheiten von anerkannten Autoritäten aus der Kaufmannschaft und von hochstehenden Leuten des Seewesens bestätigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, legte er den Ministern einen Auszug seiner Arbeit vor, welche so viel Anklang fand, daß ihm der Wunsch ausgesprochen wurde, das Ganze in einer bestimmten Form abgefaßt zu sehen. Durch dieses aufmunternde Entgegenkommen angefeuert, machte er sich mit um so größerem Eifer an's Werk, und schon im August, gegen Ende der Parlaments-Sitzung, war die Schrift fertig. Sie wurde, weil blos für die Regierung bestimmt, nur in zwanzig

Exemplaren abgedruckt. „Ich bin gestern bei allen Ministern und ihren Secretären gewesen," schreibt er zu dieser Zeit, „und habe Jedem dasselbe gesagt, und von Jedem das bestimmte Versprechen erlangt, die Schrift zu lesen, zu überdenken und dann sich zu entscheiden. Da Stephan mir hatte sagen lassen, er sei sehr beschäftigt, unsere Zusammenkunft müsse daher kurz sein, ging ich zu ihm ins Zimmer, legte das Buch, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch und wollte wieder gehen." „Was heißt das?" rief er mir nach. „Die kürzeste Zusammenkunft, die Sie je mit Einem gehabt haben," sagte ich. „Ja," sagte er, „der Kopf ist kurz genug, dafür aber der Schweif um so länger."

Ueber die entsetzliche Ausdehnung des Sclavenhandels, wie er damals von den Spaniern, Portugiesen und Brasilianern geführt wurde, schreibt Buxton an J. J. Gurney: „Wirst Du es wohl glauben wollen, daß derselbe, obgleich von England abgeschafft, jetzt doppelt so groß ist, als damals, wo Wilberforce zuerst gegen ihn zu Felde zog? und daß seine Schrecken nicht allein wegen seiner größeren Ausdehnung im Allgemeinen, sondern auch in jedem einzelnen Falle schlimmer sind als 1788? und dann endlich noch, daß ihm täglich gegen 1000 menschliche Wesen zum Opfer fallen?"

Was nun seine Schrift selbst betraf, die übrigens später mehr ins Einzelne ausgeführt unter dem Titel „Slave Trade and its Remedies" (Der Sclavenhandel und die Mittel dagegen), im Publicum verbreitet worden ist, so handelte der erste Theil vom Sclavenhandel selbst, seiner Größe und seinen Schrecken. Aus amtlichen Actenstücken wies Buxton die Thatsache nach, daß jährlich zum

aller mindesten 150,000 Neger allein nach Brasilien und Cuba eingeführt würden. Außerdem lieferte er eine Beschreibung aller dabei vorkommenden Scheußlichkeiten, die er aus einer Menge der verschiedensten Quellen kennen gelernt hatte. Er zeigte, welch' ungeheure Zahl von Menschenleben schon bei dem Einfangen der Sclaven verloren gingen; dann wie viele auf dem eiligen Marsche umkämen, den sie durch die Wüste nach dem Orte der Einschiffung, fast ohne einen Trunk Wassers in der glühenden Sonnenhitze machen müßten; und daß zahllose Unglückliche in den Häfen von Hunger und Elend dahingerafft würden, aber alle diese stürben doch fast beneidet von den beklagenswerthen Wesen, die sie überlebten. Und diese, wochenlang zusammengepfercht in dem engen Schiffsraume, hätten Qualen zu erleiden, die man nicht beschreiben könne. Die Seekrankheit — die dumpfe Luft — der ungelöschte Durst — der Lebende an den faulenden Leichnam gekettet — Schmutz und Gestank, die Wuth der Verzweiflung — das wären die Schrecken dieses grausigen Beinhauses, von denen man sich keine Vorstellung zu machen im Stande sei. Und wenn dann nach dem Landen, während des Aufenthaltes an der Küste, sogar ihre Reihen noch gelichtet worden wären, so würden jetzt die Ueberbleibsel nach all' den Qualen verkauft, um als Sclaven die entsetzlichen Grausamkeiten ihrer Spanischen und Portugiesischen Herren zu erdulden. „Bei keiner Art des Handeltreibens," ruft er aus, „wird so viel rohes Material verschwendet, als bei dem Menschenhandel. Wo sonst mögen wohl zwei Drittheile des Gutes zu Grunde gehen, damit ein Drittheil den Markt erreiche?"

Vorläufig empfahl er zwei Maaßregeln; einmal: man möge an der Küste Africa's eine größere Seemacht concentriren, und dann eine Reihenfolge von Verträgen mit eingebornen Häuptlingen des Innern abschließen. In diesen Vorschlägen seien aber nicht die Mittel selbst enthalten, sondern es sollte auf diese Weise nur der Weg zu ferneren Schritten gebahnt werden. „Das wahre Mittel," sagt Buxton, „das wahre Lösegeld für Africa wird in seines Bodens Fruchtbarkeit gefunden werden." Dabei führt er nach den verschiedenartigsten Zeugnissen eine Liste auf von all' den reichen Quellen, die in West-Africa zu finden seien. Zuerst sei an vielen Orten Gold, Eisen, Kupfer in Masse vorhanden, große Strecken des Landes zeichneten sich durch die allergrößte Fruchtbarkeit aus, der Boden erzeuge Reis, Waizen, Hanf, Indigo, Caffee, vor Allem aber Zuckerrohr und Baumwolle in großer Menge; die Wälder enthielten alle Arten Bauholz, Mahagoni, Ebenholz, Färbehölzer, die Oelpalme und andere mehr, außerdem verschiedene Gummiarten. Auch wies er nach, daß die Eingebornen, weit davon entfernt, den Verkehr mit Engländern zu fliehen, jedesmal eifrig den Wunsch geäußert hätten, daß man sich doch unter ihnen niederlassen möge.

Hierauf entwickelte er, mit welcher Leichtigkeit die Handels-Verbindungen mit dem Innern Africa's herzustellen seien. Er erwähnt der großen Flüsse an der Westküste von Africa, besonders des Nigers, welchen Lander 500 englische Meilen weit ins Land hinein verfolgt habe, und seines Nebenflusses des Tschadda; dann legte er großes Gewicht auf die passende Lage Fernando Po's, wo mit Leichtigkeit ein Stapelplatz des Handels anzulegen sei.

Nach seiner Ueberzeugung müsse Central-Africa Alles bieten, was zur Blüthe des Handels erfordert würde, und an allen Stellen der Westküste, wo einigermaaßen Sicherheit gefunden worden wäre, sei sofort der Ackerbau und Handel mächtig emporgekommen und habe allen Sclavenhandel von dort verscheucht. Seine Thatsachen hatte er den allerverschiedensten und möglichst unparteiischen Quellen entnommen, unter diesen waren die Schriften solcher, die am meisten mit Africa verkehrt hatten, wie die Berichte der Gouverneure von Sierra Leone, Ferrando Po und Gambia, die Reisebeschreibungen über West-Africa; und manches hatte er auch von Africanischen Kaufleuten, von Männern der Wissenschaft und andern erfahren.

„Erst als ich zu dem Schlusse gelangt war," sagt er, „daß es zur Befreiung Africa's nur der Förderung von Ackerbau, Handel und Belehrung bedürfe, fand ich, daß schon andere durch practische Erfahrung zu demselben Resultate gelangt waren, welches mir die Thatsachen und die daraus gezogenen Folgerungen geliefert hatten, und gern verzichtete ich auf das kleine Verdienst, welches mir vielleicht durch die Entdeckung zu Theil geworden wäre, und nahm dafür mit Freuden das ermuthigende und freudige Bewußtsein hin, daß das, was ich durch die Berechnung wußte, bei jenen Sache der Erfahrung sei."

Während er mit solchem Nachdrucke die Wichtigkeit hervorhob, den gesetzmäßigen Handel in Africa zu beschützen und zu heben, deutete er mit gleichem Ernste auf die Nothwendigkeit hin, die Eingebornen durch Ausbreitung der christlichen Lehren auch geistig zu fördern. „Laßt Missionäre und Schullehrer, Pflug und Spaten Hand in Hand gehen." „Durch Bibel und Pflug muß Africa neu-

geboren werden;“ und als Beleg führte er einzelne Beispiele an, welche zeigten, wie mächtig die Missionen in verschiedenen Theilen der Welt auf die moralischen und physischen Zustände der Eingebornen gewirkt hätten.

Folgendes waren einige der Maaßregeln, welche er zu ergreifen vorschlug, um den Sinn der Africaner von dem Menschenhandel auf den Handel mit andern Waaren hinzuleiten: Die Britische Regierung sollte ihr beobachtendes Geschwader auf der Küste Africa's vergrößern — Fernando Po an sich bringen und es zu einem Stapelplatze für die Flotte und den Handel machen — Privatunternehmungen unter ihren Schutz nehmen — Verträge mit den eingebornen Häuptlingen abschließen, um den Sclavenhandel aufzuheben, um zu bebauende Ländereien zu erhalten und um zur Erleichterung des gesetzmäßigen Handels Anordnungen zu treffen.

Er schlug vor, eine Expedition den Niger hinauf zu schicken, welche die Niederlassungen von Ackerbau und Handel Treibenden, ebenso wie von Missionären vorbereiten sollte, Verträge mit den Eingebornen abzuschließen habe und versuchen möge, die Neger von den redlichen Absichten der Engländer zu überzeugen; zugleich sollten die Abgesandten die weite Strecke genauer erforschen, welche der Niger durchläuft.

Ferner sollte sich zur Einführung von Ackerbau und Handel in Africa eine Privatgesellschaft bilden, welche durch Agenten Niederlassungen an passenden Orten gründen, Muster-Wirthschaften anlegen, mit englischen Waaren wohl versehene Lager errichten und so den ersten Keim zum Handel legen sollten; kurz, er schlug vor, diejenigen Mittel in Anwendung zu ziehen, welche sich schon anderswo

für die Förderung des Handels und für die Cultur des Bodens nützlich erwiesen hätten. Er gestand zwar ein, daß die Gesellschaft keinen raschen Ertrag erwarten dürfe, behauptete aber bestimmt, daß sichere Aussichten auf guten Vortheil vorhanden seien.

Zu Lehrern und Missionären wollte er hauptsächlich Eingeborne verwandt wissen, die sich als solche ja auch schon an andern Orten vortrefflich bewährt hätten, während das Africanische Clima den Europäern zu jeder bedeutenderen Anstrengung unfähig mache.

Capitel XXVII.

1838, 1839.

Im September 1838 wurde Buxton von Lord Glenelg nach London beschieden, wo er zu seiner großen Freude fand, daß die Minister sich mit dem Inhalte seiner Schrift vollkommen einverstanden erklärten; ja er wurde sogar von Seiten der Regierung aufgefordert, dieselbe in vergrößertem Maaßstabe der Oeffentlichkeit zu übergeben; nur wünschte man, daß er die Vorschläge selbst noch so lange zurückhalten möge, bis man über die zu ergreifenden Maaßregeln im Reinen sei. Um wegen der letztern in ununterbrochenem persönlichen Verkehre mit den Ministern zu stehen, blieb Buxton mehrere Monate lang in der Nähe Londons, und benutzte diesen Aufenthalt zugleich, um viele seiner Freunde für die Sache zu gewinnen und zur Mithülfe anzufeuern. Zuerst wurde in Dr. Lushington's Hause, welcher bei dieser wie bei allen

frühern Arbeiten Buxton's den thätigsten Beistand leistete, eine vorläufige Zusammenkunft von auserwählten Freunden der Sache abgehalten. Dieselbe war von etwa 20 Edelleuten und andern hochgestellten Männern besucht, denen Buxton die Grundzüge seines Planes entwickelte. Die Hauptpunkte seines Vortrages waren: einmal, daß das Clima Africa's die Anwendung von nur wenigen Europäern gestatte, weshalb hauptsächlich Farbige für die Unternehmungen herangebildet werden müßten, und dann, daß es nothwendig sei, so rasch wie möglich über die Niger-Mündungen hinauszugehen, um sich am Fuße des Kong-Gebirges niederzulassen. In Bezug auf farbige Lehrer hatte Buxton zunächst sein Augenmerk auf die in Westindien errichteten Seminarien geworfen, von denen er hoffte, daß sie nicht blos Westindien, sondern dereinst auch Africa mit Lehrern versehen möchten, und sprach deshalb den Wunsch aus, schon jetzt eine möglichst große Anzahl von Schwarzen in jenen Anstalten ausgebildet werden zu sehen.

Im Juli 1839 fand dann die erste große Versammlung der Gesellschaft für Abschaffung des Sclavenhandels und Civilisation von Africa Statt. Derselben wohnten die höchstgestellten Männer und solche von den aller verschiedenartigsten, ja von entgegengesetzten politischen und religiösen Ansichten bei. Man beschloß, zwei Gesellschaften zu bilden, deren Aufgaben streng geschieden sein sollten, die jedoch einen und denselben Zweck zu verfolgen hätten, nämlich die Aufhebung des Sclavenhandels und die gänzliche Vernichtung der Sclaverei. Die eine Gesellschaft sollte sich blos mit der Verbreitung des Christenthums und der Civilisation in Africa beschäftigen, die andere

mehr von commerciellem Character sein und Handelsunternehmungen von Privatpersonen leiten und beschützen.

Bald darauf erklärte auch die Regierung, daß sie zwei Dampfer und eine Fregatte ausrüsten wolle, um den Niger untersuchen zu lassen, und wo möglich Handelsverbindungen mit den Eingebornen anzuknüpfen. Anfangs glaubte man, diese Expedition könne sehr bald unternommen werden; es stellte sich jedoch die Nothwendigkeit heraus, ganz neue, eigens dazu eingerichtete Schiffe zu bauen, wodurch für Buxton eine Zwischenzeit der Ruhe eintreten mußte. Dieselbe benutzte er, um, nachdem sein Buch über den Sclavenhandel und die Mittel dagegen bis zum Drucke vollendet worden war, eine Reise nach Rom anzutreten, wohin ihm seine Frau, ihrer Gesundheit halber, schon vorausgeeilt war. Kurz vorher hatte er noch den schmerzlichen Verlust seiner Schwester zu beklagen, deren klarer, thätiger Geist einen schwachen, kränklichen Körper stets aufrecht erhalten hatte, und die dem Bruder wie bei so vielen Arbeiten, so auch bei Vollendung seines Buches unschätzbaren Beistand geleistet hatte. Sie starb plötzlich am 18. August 1839. „Das ist eine große Lücke in uns," schreibt er, „sie gehörte so ganz zu unserm täglichen Leben; ihre Zuneigung zu mir war mehr als Frauenliebe. Und doch, wenn wir bedenken, daß sie den Kampf ausgekämpft hat, daß ihre Schmerzen überstanden, ihre Mühen beendet sind, und daß sie von nun an gekrönt ist mit ewiger Glorie durch die Hand ihres allgütigen Herrn, so liegt darin eben ein großer Trost für uns."

Capitel XXVIII.

1839, 1840.

Während des Winters, welchen Buxton auf dem Continente zubrachte, schrieb er, was er früher nie gethan hatte, oft und gern Briefe über die verschiedensten Gegenstände. Anstatt einer fortlaufenden Erzählung wollen wir daher einige derselben wenigstens theilweise wiedergeben, und thun das um so lieber, als sich in ihnen eine Heiterkeit ausgesprochen findet, wie sie stets bei Buxton zum Vorschein kam, so bald nur die Last der Geschäfte von ihm genommen war. In Begleitung der Fräulein Gurney von Northrepps Cottage und seines zweiten Sohnes reiste er rasch durch Frankreich über den Mont Cenis nach Italien.

Porte Royale, Mont Cenis, 30. November 1839, 9 Uhr.

„Was unsere Reise von Lyons nach Chambery und von da nach Lanslebourg betrifft, so verweise ich Euch auf Fowell's Tagebuch; ich will nur noch hinzufügen, daß wir uns Morgens ¼ vor 4 Uhr in den Wagen setzten und Nachts um 12 Uhr im Quartiere waren. Die zwei letzten Stationen so ganz im Dunkeln zu fahren beständig an steilen Abhängen her war übrigens gar kein Spaß. Als wir einmal ein Licht in ungeheurer Tiefe gerade unter uns sahen, sagte A... „da ist ein Stern, nur ganz anderswo als sonst." In Lanslebourg sagte man uns, die Wege wären freilich ziemlich schlecht, aber doch noch sicher zu passiren; so nahmen wir's denn nicht so eilig und fuhren erst Morgens um ½10 Uhr ab, acht

Pferde vor unserm Wagen und zwei vor der Karre, die mit dem Gepäcke hinter uns her fuhr, außerdem 13 Menschen, um den Wagen zu halten, wenn es etwa tief durch den Schnee gehen sollte. Das ging denn so weit ganz gut bis um eins; da aber kam uns eine „tourmente,“ wie sie's hier nennen, entgegen und mit ihr zugleich eine Reihe mit Wein beladener Karren aus Italien. Es war schon schwer genug gewesen, durchzukommen, so lange uns der Weg allein gehörte (es schneite nämlich so furchtbar, daß man kaum sehen konnte), aber jetzt noch zu alle dem ausweichen zu müssen, um die Caravane vorbeizulassen, das war keine angenehme Lage. Auch hatte unser Sondiren des Schnees gerade nicht die ergötzlichsten Resultate geliefert; zuerst ein Fuß tief, dann zwei und einen halben, dann vier, dann fünf Fuß, und kurz ehe wir den Wein-Karren begegneten, hatte der ermuthigende Bericht zwischen fünf und sechs Fuß tief gelautet. Also hier, gerade auf der höchsten Spitze des Berges, im größteu Schneegestöber, unter furchtbarem Heulen des Windes, stießen wir auf die Caravane. Das erste war nun ein tüchtiges Gezanke zwischen dem Führer der letzteren und dem Posthalter von Lanslebourg, der uns begleitete. Anfangs ließ der entsetzliche Wortwechsel, die lauten Stimmen und die heftigsten und drohendsten Gebärden ein Handgemenge fürchten, wobei der Feind die sichere Seite und wir den Abgrund zur Retraite gehabt hätten; endlich aber kam es zu einem friedlichen Vergleiche zwischen den kriegführenden Parteien, und die vereinten Kräfte schafften die Wein-Karren auf die Seite, noch tiefer in den Schnee hinein. Jedoch hatte das Alles ziemlich lange gedauert; der tornado sich inzwischen gelegt, aber die ungeheuren Schneemassen, die

er gebracht hatte, blieben liegen, und umzuwerfen erschien jetzt ziemlich wahrscheinlich, wenn auch nicht gerade in den Abgrund hinein, denn der lag weit von uns entfernt (volle sieben Fuß). Wir hätten auch ohne Erbarmen umgeworfen, und mehr als einmal, hätte nicht die eine Hälfte unserer kleinen tapferen Armee den Wagen von der einen Seite her mit aller Macht zu sich hinüber gezogen, die übrigen auf der andern sich gegen ihn gestemmt. Spink *) sagt mir, das Hinterrad hätte manchmal fast einen Fuß hoch über dem Schnee in der Luft gestanden. Diese Schwierigkeit war eben überwunden als die Leute „ein Wolf" riefen; und wahrhaftig, da saß das Thier! eine fast zu große Versuchung für uns; ich lud also mein Gewehr, was freilich ziemlich lange währte, da ich erst die Sachen nicht zusammen finden konnte, besann mich aber und dachte, „es wäre doch eine schöne Geschichte, wenn ich A... hier allein ließe, um Wölfe zu jagen; so war ich denn genöthigt, seufzend meine Waffe aus der Hand zu geben, und einem unserer Führer, einem Jäger von Profession, die Sache zu überlassen. Da der aber mit meiner Flinte nicht umzugehen verstand und das Schloß naß werden ließ, ging sie nicht los, und fort war der Wolf.

So eben tritt der Posthalter herein, um zu melden, daß wir den Abend nicht mehr hinunter können. So sind wir denn hier in einem kleinen Loche von Wirthshaus eingepfercht, auf der Spitze des Mont Cenis; das Wetter ist still aber nebeligt — eine ganz schlechte Geschichte, denn sie haben in der vorigen Nacht drei Füchse geschossen und ohne den Nebel hätten wir auch in dieser eine präch-

---

*) Fräulein Gurney's Kutscher.

tige Jagd machen können; übrigens sind drei Jäger auf Wache, um mir zu melden, wenn sich etwas zeigt; so will ich denn aus Gehorsam gegen diese den Brief schließen und zu Bette gehen; aber das muß ich noch sagen, daß wir hier, obgleich auf der Spitze der Alpen, ganz behaglich und warm aufgehoben sind, was wir einem tüchtigen Feuer, frischen Forellen aus einem nahen Bache und doppelten Fenstern zu verdanken haben..... Eben steckte ich meine Nase zum Fenster hinaus; es schneit abscheulich; wir haben doch eigentlich keine große Lust, uns hier einen Monat aufzuhalten und nichts als Füchse zu essen; übrigens sind wir sehr munter."

Turin, 2. December, 5 Uhr.

Ich will doch meinen Brief noch fertig machen. Nach einer ruhigen Nacht fanden wir am Morgen, daß eine tüchtige Masse Schnee gefallen war, aber das Wetter war hell und kalt, kein Lüftchen wehte und das letztere war die Hauptsache. Wir konnten nicht früh abfahren, da die Führer um die Erlaubniß gebeten hatten, erst die Messe besuchen zu dürfen, die bis 9 Uhr dauerte. Dann ging's fort auf Schlitten. Am Kloster riefen wir an, spendeten den Armen, und sahen, wie man glaubt, das einzige noch übrige Exemplar des ibex, einer Ziegenart. Die Bergspitzen waren herrlich, glühend im Sonnenschein, zu unserm größten Entzücken. Auf dem Wege begegneten wir mehreren Wagen, die man hatte zurücklassen müssen; einer war umgeworfen. Nach sechs bis sieben Stunden waren wir in Susa, immer zu Schlitten, eine höchst angenehme Art zu fahren. Die kleinen Wasserfälle — das Wasser, wie es schien, in Staub verwandelt und in der Sonne glitzernd; ein kleiner Regenbogen von etwa sechs

Fuß Spanne zwischen uns und dem Felsen, nur einen Schritt entfernt; der Blick ins Thal, der ohne Zweifel mit Recht zu den schönsten in den Alpen gezählt wird, Alles das zusammen bildete einen herrlichen Contrast gegen den gestrigen Tag."

Man erreichte Rom gegen den 12. December; Buxton schreibt am 17.:

„Das Wetter ist herrlich; ich sitze am weit geöffneten Fenster auf der schattigen Seite der Straße, denn es ist hier viel wärmer als an irgend einem Tage bei uns im vorigen Sommer. Man erzählt uns viel von wilden Schweinen und Schnepfen. Gestern Morgen ging ich nach dem Capitol. Ich bin alt, habe mich um die schönen Künste nie gekümmert, und alle Romantik ist mir ausgetrieben worden. Man mag eben so gut von einem alten Kutschpferde erwarten, daß es umherhüpft wie ein Füllen, als von mir, daß ich in Entzücken und Begeisterung ausbrechen sollte über Alterthümer und all' die classischen Erinnerungen. Aber die Aussicht auf ganz Rom hat mich doch sehr überrascht. Da lag sie vor uns, diese allberühmte Stadt, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt: zu einer Zeit durch ihre Waffen Herrin der Welt, beherrschte sie zu einer andern die Völker vom Vatikan herab, und wiederum schuf und bildete sie die Kunst. Du machst Dir keinen Begriff davon, wie Alles, was Interesse hat, hier so nahe beisammen Dich umgiebt. Unter Dir der gelbe Tiber, scheinbar nur einen Büchsenschuß entfernt der Palast der Cäsare — aber ich will aufhören zu beschreiben, am Ende werde ich sonst doch noch romantisch. Aber eins fiel mir ganz besonders auf. Da war eine kleine enge Zelle, ohne Zweifel früher ein

Gefängniß der Römer; über die geht eine glaubwürdige Sage, daß Paulus kurz vor seinem Märtyrtode darin gesessen habe. Wie bedeutungsvoll für die Geschichte der Menschen! In jenem Palaste hauste der stolze, grausame Cäsar und träumte von unsterblichem Ruhme. Er ist beinahe vergessen; aber der Gefangene, der in Ketten geschlagen dort im Kerker lag, geschmäht und verachtet, der lebt noch heute im Gedächtnisse der Menschen. Was er schrieb, lesen wir täglich, und seine Geschichte wird jeden Tag zehntausendmal verbreitet!

Heute besuchte ich das Colosseum, das Flavian'sche Amphitheater. Wundervoll vergegenwärtigt es die alten Spiele — es ist wirklich ungeheuer; und man sieht ganz gut, wie da ein hunderttausend Zuschauer bequem sehen konnten. Das Gebäude in seiner massenhaften Pracht ist vollkommen. Welch' ein Volk, wie hochgebildet, um ein solches Gebäude zu errichten, und wieder, wie wild und roh, daß es sich an dem Anblick freuen konnte, wenn ihre unglücklichen Gefangenen sich gegenseitig schlachteten, oder von Thieren zerrissen wurden! All' das hat mich mehr interessirt, als ich es je für möglich hielt, und schäme mich ordentlich meines geringen Vorraths an classischer Bildung.

Aber nun zum Geschäft. Ich habe mich unbeschreiblich über Eure Schule in Spitalfields gefreut; die ist doch noch mehr werth als Laocoon und Amphitheater. Ich will gern unterschreiben so viel Du willst, und zehnmal mehr, wenn Du es für nöthig hältst.

Heute Morgen erschien ein Beamter mit einem wahren Stoße von Acten, in denen ich meine Person nach allen nur erdenklichen Seiten hin zu beschreiben hatte,

und zuletzt die Frage beantworten mußte: Was ich in Rom wolle? Ich bat Richards, unter diese Rubrik zu setzen: Ich kam in der Absicht, wenn Ihr die Wahrheit wollt hören, mein Weib zu curiren und den Pabst zu bekehren. Aber ich sehe, der Pabst braucht nicht bekehrt zu werden: denn er hat vor einigen Tagen eine prachtvolle Bulle erlassen, in der er mit mächtigen Worten allen Menschenfleisch-Händlern in die Ohren donnert. Der Portugisische Gesandte hier ist in einer schönen Wuth. Aber da der Pabst nun doch einmal die Sache angefangen hat, hilft er sich aus der Verlegenheit und wälzt die Beschuldigung von sich, als wäre er von den Engländern dazu angestachelt worden, indem er die Bulle durch die Propaganda allen Bischöfen und kirchlichen Größen von Cuba, Brasilien u. s. w. zukommen läßt. Das gefällt mir wirklich ausgezeichnet; bitte, erzähl's im Comité, wenn es zusammenkömmt. So sehr ich mich nun auch über das Betragen Seiner Heiligkeit freue, so freue ich mich doch noch mehr darüber, daß die Dampfer jetzt gebaut werden sollen."

Rom, Via dei Condotti, 44, 24. December.

Die rechte Zeit für wilde Schweinsjagd ist eigentlich noch nicht gekommen, aber 5 dieser Bestien waren heute Morgen doch schon auf dem Markte. Uebrigens müßt Ihr wissen, daß hier meine Hauptpflicht darin besteht, junge Damen in Gesellschaften zu führen, da meine Frau nicht hingehen kann; so bin ich denn neumodischer und stutzerhafter geworden, als ich es in den letzten 40 Jahren war. Bei Gelegenheit dieser meiner Pflichterfüllung traf ich vorigen Donnerstag Herrn Wyvill,

meinen alten Freund vom Parlamente her; der lud mich ein, mit ihm auf die wilde Schweinsjagd zu gehen, und das versteht sich, habe ich auch gethan. Stelle Dir uns vor, wie wir vor Tagesanbruch abfuhren; Fowell und ich im Wagen, Spink auf dem Bock, drei andere Wagen voll hinter uns her. Wir hatten etwa 30 Meilen zurückzulegen, die ersten zehn war der Weg gut, die nächsten zwanzig aber ganz abscheulich, von den Römern mit großen Steinblöcken gepflastert, und seit Julius Cäsar niemals ausgebessert. Unsere Wagen und unsere Pferde hätte die Reise in Stücke zerstoßen, und unseren Kutschern wäre das Herz gebrochen. So aber langten wir gegen Sonnenuntergang an; ein reiches Mahl brachten wir mit, und wurden im Hause eines Priesters einquartirt, ganz reinlich und nett. Auf dem Wege kamen wir am schönen See und Schlosse Bracciano vorbei, welches jetzt Torlonia, dem großen jüdischen Banquier in Rom gehört. Am nächsten Morgen 5 Uhr bestiegen wir nach dem Frühstück eine Heerde der allerverschiedenartigsten Vierfüßler. Das meinige war ein dickbeiniges, faules, stolperndes Pferd, und obgleich mein rechter Arm zuletzt ganz müde war, kam ich doch nicht vom Fleck; da mußte denn Spink, der einen muntern Esel ritt, mit mir tauschen, und nun ging's prächtig. 7 Meilen Fels, Morast und Baumstümpfe brachten uns in's Jagdrevier, wo wir unsere italienischen Compagnons de Chasse versammelt fanden. Der Anführer war Belati, der römische Maler, ein prächtiger Kerl, der stellte uns nach einem Marsche über die schön bewaldeten Berge, auf. Das war zwar heiße Arbeit gewesen, aber ich wurde auch bald wieder abgekühlt; denn ich war in einem nassen, sonnenlosen Thale auf-

postirt, wo mein Gewehr vom feuchten Thau bald rostete, und Spink's Hände förmlich erstarrten. Da stand ich nun 1½ Stunde lang mit meiner Flinte in der Hand. Spink sagte: Wie ich höre, springen die Bestien auf einen los, und brachte gleich ein Paar Pistolen vor, hatte aber diesmal keine Gelegenheit, sie zu gebrauchen. Das Jagdhorn rief uns jenseits des nächsten Berges, und welche Aussicht eröffnete sich da. Nie sah ich Großartiges mit Lieblichem so vereint. Unser nächster Stand war auf einem vorspringenden Felsen oben auf dem Berge, die Sonnenstrahlen in voller Kraft, so heiß wie bei uns im Juli; ein Thal unter uns, gegenüber ein hoher Berg, der Monte sacro, wir selbst zwischen Myrthen, Lorbeer und mit Früchten beladenem arbutus, unter uns und gegenüber allenthalben dasselbe prachtvolle Grün. In der Ferne Soracte wie Horaz sagt:

Vides ut alta stet nive candidum Soracte,

zur Rechten das blaue Mittelmeer. Die Zusammenkunft der Jäger beim Frühstück war sehr eigenthümlicher Art; 40 Hunde aller Gattungen, vom Spitz bis zum Wolfshunde, über siebenzig italienische Jäger mit Flinten bewaffnet in Felle gekleidet, und fama lügt wie ein Fuchs, wenn sie nicht auch dann und wann etwas im Banditenhandwerk thun; da saßen wir also. Zwei Füchse, zwei Rehe, sechs wilde Schweine waren unsere Beute. Ich habe wild Schweinefleisch genug, um einen Metzgerladen vollzuhängen, einer der erlegten Eber war der größte, der seit 8 Jahren geschossen wurde, und wog 400 Pfund. Die Hauer des zweiten habe ich, eine gehörige Waffe. Du wirst wohl auch wissen wollen, was F. und ich geleistet haben. Aber ich will ebenso bescheiden im Erzäh-

len sein, wie ich tapfer mit den Waffen gewesen bin, und weiter nichts sagen, als daß ich eben so viel geleistet habe, wie jeder Andere der Gesellschaft. Im Mondenschein ging's wieder nach Hause; mein Esel war abhanden gekommen, und so bestieg ich einen andern von nicht gerade edler Raçe; vorwärts wollte er nicht, und so blieben wir zurück. Wieder tauschte ich mit Spink, dem das Glück ein treffliches Pferd zuertheilt hatte, und bald war ich an der Spitze der Gesellschaft. Es war auch gut, daß wir wieder zu ihr stießen, wir hätten sonst auf offenem Felde oder in der Höhle eines Banditen schlafen müssen; denn nach einiger Zeit bekam ich einen fürchterlichen Krampf, mußte vom Pferde gehoben werden, und das kostete uns ½ Stunde."

Rom, 1. Januar 1840.

Die tramontane oder Nordwind, der jetzt hier weht, hat uns abgekühlt; nichts destoweniger spazierten wir gestern drei Stunden lang sehr angenehm um die Villa Albani herum; den Tag vorher waren wir eben so lange auf dem Palatinus gewesen. In dieser Stadt ist doch wunderbar viel zu sehen. Aber in all ihrem Schönen ist Schmutz, und wiederum in all ihrem Schmutze Spuren von Pracht. Man sieht einen Palast und einen Schweinestall dicht neben einander, und dabei hat der Schweinestall einen geringen Anflug vom Palaste, und der Palast erinnert sehr stark an den Schweinestall. Schöner und prächtiger kann übrigens nichts sein, als diese Villen rund um Rom. Ihr hättet nur den tief blauen Himmel über der Villa Albani sehen sollen, vor uns Cicero's und Horaz's Wohnsitze; einige der Bergspitzen mit Schnee bedeckt, um sie herum aber die Gärten voller Rosen und Orangen.

Gestern ging ich mit einer großen Gesellschaft zum ersten Male in den Vatican. Wie Ihr wißt, verstehe ich nichts von Gemälden und Statuen, mein Geschmack ist ungebildet, meine klassischen Erinnerungen sind gering; und es ist gut so. Denn der Ort würde mich rasend gemacht haben; hat er's doch beinahe so schon fertig gebracht. Man kann den ganzen Tag darin umhergehen, sogar ziemlich rasch, und doch wird das Auge allenthalben so gefesselt, daß selbst der Ungebildetste in Bewunderung und Andacht versunken stehen bleiben muß. Zwei Zimmer voller Vögel und Thiere in Marmor, alle als ob sie lebten, und dann der Apollo, — ja, Mensch! das ist über die Beschreibung schön. Du kannst die Augen nicht davon abwenden. Welch ein wunderbares Volk diese Römer, einen solchen Reichthum an Herrlichkeit gesammelt zu haben! Wenn nun diese Anblicke auf mich, alt, stumpf, unromantisch wie ich bin, so tiefen Eindruck machen, so müssen sie ja denen, die jung und mit Liebe zur Kunst hieher kommen, förmlich ein Leids anthun. Die müßten ja von all der Pracht ganz wie fortgerissen werden. Morgen will ich in den Pontinischen Sümpfen Schnepfen schießen, um den Eindruck des Vatican's abzuwaschen."

An Jos. J. Gurney.*)

6. Januar.

„Wie sonderbar, daß ich Dir aus Rom nach Berbadoes schreiben muß! Ich wünschte, wir könnten für ein

*) Burton's Schwager, Jos. John Gurney, war seit dem Sommer 1837 auf einer sogenannten religiösen Reise begriffen, um seine Glaubensgenossen, die Quäker, in Amerika zu besuchen.

Paar Tage tauschen. Denn weder St. Peter, noch das Capitol, weder der sterbende Gladiator noch Apollo mit all seiner wunderbaren Schönheit können mich so erfreuen, wie es der Anblick der Neger thun würde, wenn ich sie für ihr eigenes Wohl und durch das Gesetz vor der Peitsche geschützt, arbeiten sähe. Darnach sehnt sich mein Herz. Und nun etwas von meiner werthen Person. Sowohl dies Land, als auch die herrlichen Kunstschätze Rom's sehe ich mit mehr Genuß, als ich es je für möglich gehalten hätte. Ich muß manchmal wirklich über mich selbst lachen, daß ich alter, ungelehrter Mann so viel wahres Vergnügen an Dingen haben kann, von denen ich nichts verstehe. Es kann kaum etwas Großartigeres geben, als dieser Reichthum an Schätzen. Was muß Rom in seiner Glorie gewesen sein, wenn seine Ueberreste so herrlich sind ..... Alles zeugt von der überaus hohen geistigen Bildung der Römer; und doch wieder, was waren es für gemeine, grausame, feige Wütheriche! Daß so die ganze Bevölkerung in's Colosseum strömen konnte, um mit unendlichem Entzücken, mit förmlicher Lustigkeit zuzusehen, wie ihre armen Gefangenen sich untereinander in Stücke hieben!"

An seinen Sohn Edward North Buxton.

21. Januar.

„Wie schön muß Euer Einrücken in Northrepps gewesen sein am Montage den 13., und wie herrlich habt Ihr gewiß die ganze Woche zusammen genossen! ich bilde mir ein, ganz genau den Platz zu wissen, wo Ihr täglich gejagt habt, wenn ich auch nicht gerade die Zahl Eurer Schlachtopfer angeben kann. Ich denke mir, Eure

Gesellschaft paßte ganz besonders gut zu einander; aber warum mag sich wohl S. Hoare entfernt haben? Edmund saß gewiß wieder oben auf dem Baume. Hoffentlich habt Ihr gut auf Euch Acht gehabt, da Alter und Weisheit fehlten, ich in Rom und Sam. Hoare in London. Du kannst Dir wohl denken, daß ich un peu fâché war, zum ersten Male seit 20 Jahren mich nicht den Wünschen und Jagdvergnügungen eines Rudels Jungen in aller Unterthänigkeit widmen zu dürfen. Aber ich habe mich so gut wie möglich zu trösten gesucht; und das ist so vollständig gelungen, daß ich jetzt bereit stehe, die Pontinischen Sümpfe gegen ganz Norfolk zu vertheidigen. Montag wurde der größte Theil unserer Gesellschaft mit drei Hunden in ein wahres Ungeheuer von Fuhrwerk geladen, und ließ sich nach Albano rumpeln. Am nächsten Morgen ließen wir die Knaben und Mädchen zurück und setzten, unser Freund Creßwell, ich, der cacciatare*) und der Italienische Bediente Pittini mit drei Italienischen Spürhunden und der kleinen Juno unsere Reise fort, erreichten Cisterna um 10, wo wir vortrefflich aufgehoben waren, und mit einer andern Jagdgesellschaft Freundschaft schlossen, mit denen gefrühstückt und zu Mittag gespeist wurde. Wir jagten in den Wäldern, die sich in ungeheurer Ausdehnung zu beiden Seiten des Weges hinziehen. Am folgenden Tage war unsere Beute gering — nur 18 Schnepfen; aber o weh, höre welch ein Unglück! Während Creßwell und der cacciatare sich durch's Dickicht wanden, sprangen auf einmal zehn Schritt von ihnen drei wilde Schweine auf, zwei junge, und eins größer, als

*) cacciatare: Jäger.

ein Esel. Creßwell meinte, es wären zahme, und gab kein Feuer, obgleich er sie prächtig hätte schießen können. Der cacciatare schoß seine beiden Läufe auf sie ab, ohne zu treffen; und ehe ich eine Kugel laden konnte, lief eins der jungen 50 Schritte vor mir vorbei; aber was konnte auf diese Entfernung eine Ladung von No. 6 nützen? Auf jeden Fall habe ich den Kerl deutlich zu sehen bekommen, es war ein so ächter Eber, wie nur je einer geboren wurde, ungefähr so groß wie die Schweine bei Croß. Donnerstag in der Frühe kamen wir Tre Ponti, „Tretabern" in der Schrift genannt, und von da 5 Meilen weiter nach Appii forum, wie es heute heißt, und zu Paulus Tagen auch geheißen hat. Ich las Paulus Erzählung seiner Reise: und stellte mir im Innern vor, wie er auf dem Wege Angesichts derselben Berge, die ich jetzt vor mir sah (es sind nämlich wirklich sehr merkwürdige Berge), auf seine Freunde stieß, „da die Paulus sahe, dankte er Gott und gewann Zuversicht."

Wir hatten einen Brief des Herzog von Braschi, dem hier ziemlich Alles einige zwanzig Meilen im Umkreise gehört, an seinen Hausmeister; dieser bewohnt ein ungeheures altes Gebäude, einstmals der Palast der Familie Braschi, in früherer Zeit ein großes Kloster. Der Hausmeister war nicht da, und o weh! hatte den Kellerschlüssel mitgenommen; aber die Bedienten nahmen uns freundlich auf. Zuerst fragten wir nach Betten. Von außen sahen diese ganz gut aus. „Hat schon Jemand drin geschlafen?" fragte ich. „O ja." „Wer denn zuletzt in meinem Bett?" „Der Herzog von Braschi selbst." Als ich mich schlafen legen wollte, erlaubte ich mir noch eine

andere kleine Frage, die die ganze Lage der Dinge änderte, und mich gewiß wieder nach Cisterna zurückgejagt haben würde, wenn wir irgend welches Fuhrwerk bei uns gehabt hätten. Aber so mußten wir dableiben. Die unglückliche Frage lautete: „Wann war der Herzog zuletzt hier?“ „Vor zehn Jahren.“ Also war es ganz klar, daß seit zehn Jahren Niemand in meinem Bette gelegen hatte. Das ganze Haus war voll Gespenster, eine wahre Niederlage von Geistern. Aber es gab noch mehr Ratten, als Geister, mehr Flöhe, als Ratten, mehr Mücken, als Flöhe, und mehr musicirende Frösche, als alle zusammen. O, dieses Concert, solch ein Orchester von Frosch-Ungeheuern, und die Musikbande der Mücken, dabei das Gerappel der Geister (denn es waren sicherlich Geister, wenn es nicht Ratten gewesen sind), all das zusammen vereinigte sich zu einem Chor, der, wenn auch nicht gerade übermäßig harmonisch, doch so eigenthümlich war, wie nur je einer menschliche Ohren erquickt hat. Gegen Morgen kam der arme Creßwell, dem außer meinen Musikanten vier unermüdliche Katzen die ganze Nacht hindurch ihre Serenade gebracht hatten, blos um in sein Zimmer eingelassen zu werden, weil da unser Wild lag; und dann war über seinem Fenster ein Taubenschlag gewesen, nach welchem die Ratten in eins fort Streifzüge unternommen hatten; kurz, er hatte einen solchen Einklang süßer Töne genossen, daß Milton's Ausspruch auf ihn Anwendung fand: „klares Bewußtsein wachender Wonne.“ „Keinen Augenblick habe ich die ganze Nacht geschlafen,“ rief er aus. „Wie classisch,“ sagte ich, „Sie und Horaz schliefen auf ein und demselben Flecke, und, was weiß ich, im selben Bett, auch singt er ja:

„Muliculices palustres
Avertunt somnos.“

Wir ritten drei Meilen weit dem Canal entlang, der auch Horaz einst trug, und verschwanden darauf in einem tiefen Moraste mit riesenhaftem Rohr. Da gab's mehr Schnepfen, als Du je gesehen hast und jemals sehen wirst, wenn Du nicht nach Rom kömmst, und doch beklagen sich die Leute, daß sie so selten wären. Glaub's wohl, denn unsere Jagdfreunde in Cisterna sagten, sie hätten den Tag vorher zehntausend aufgejagt, aber nur zehn bekommen. Die Schnepfen sind erschrecklich scheu; auch kein Wunder, denn die Bauern sind immer hinter ihnen her und die Römer widmen ihnen den Sonntag; sie werden also an Wochentagen einmal, am Sabbath zweimal todt geschossen. Wir brachten's aber doch fertig, 20 Paare, eine Wachtel, einen Hasen und 3 Enten nach Hause zu schleppen....... Im Ganzen, wie Du wohl denken kannst, habe ich mich vortrefflich amüsirt; Du wirst aber kaum rathen, was mir am meisten gefallen hat — es war der herrliche Tag und die prachtvollen Berge, die dunkeln Wälder und die lachenden Thäler, und allerhand schöne Beleuchtung — der Genuß ging doch über Schnepfen und alles Wild.“

3. Februar.

„Nun bereite Dich auf ein Abenteuer vor, welches uns Sonnabend auf der Jagdexcursion begegnete. Lebendige Banditen, Püffe, Dolche und Pistolen kommen dabei vor. Du wirst sterben wollen vor Neugier auf die Geschichte und auf die Zahl der Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen. Aber habe ein bischen Geduld, und begnüge Dich für jetzt mit der Nachricht, daß unser

Abenteuer das Tagesgespräch von Rom ist, und daß man Truppen nach den Sümpfen ausgesandt hat, um — nicht Schnepfen, sondern Räuber zu schießen; wenigstens glaube ich das. Zuerst also zu Geschäften, wenn's gefällig ist...... Nun denn, so schläfrig ich auch bin, will ich jetzt Euch unsere Geschichte erzählen. Samstag Morgen fuhren wir nach Macarnse, um Schnepfen zu schießen, Aubio, ich und Spink im Wagen, der cacciatare und der Kutscher auf dem Bock; nebenher die drei Hunde. Wie Du Dich erinnerst, schrieb ich Dir in einem frühern Briefe die Entfernung dieses Sumpfes, auch daß wir auf dem Wege das Blut eines in der verflossenen Nacht Ermordeten sahen, dabei ein kleines Kreuz gesteckt war, zur Erinnerung an die That. Ungefähr eine halbe Meile weiter, als wir in ein Thor einbogen, trafen wir ein zweites Kreuz, als Zeichen eines neuen Mordes, der seit unserm letzten Besuche verübt worden; wie ich höre, giebt's im ganzen Lande keine Strecke, wo eine solche Auswahl von Räubern und Mördern zu finden wäre, als gerade in diesem Macarnse. Spink hatte ich mir mitgenommen, um mir von ihm aufwarten zu lassen; aber er war witzig genug gewesen, sich eine einfache Flinte zu borgen, und als ich sah, daß er sich hervorthun wollte, hatte ich nicht das Herz, ihn daran zu hindern. Aber ach! drunten die Wasser, droben die Schnepfen, und so gut wir auch schossen, brachten wir's doch nur zu eilf Paaren. Eine wahre Menagerie von Vipern hätten wir wohl mitbringen können, denn wir sahen etwa ein Dutzend in einer Viertelstunde. Wir wollten uns gerade niederlassen, um zu frühstücken, als Juno so unruhig wurde, daß wir den Platz näher untersuchen mußten; und richtig, da lag eine

Viper zwei Fuß lang. Als wir uns entfernten, streckte eine zweite ihren Kopf aus dem Gebüsche nach uns aus.

Jedoch wir frühstückten und machten uns wieder an die Schnepfen. Als wir endlich nach Hause gehen wollten, ließ sich Spink von so einer unglücklichen Schnepfe verführen und blieb zurück. Er verfolgte sie und schoß sie. Kaum aber war seine Flinte abgeschossen, als aus einem dicken, fast undurchdringlichen Gebüsch, welches sich über den Sumpf hinzieht, zwei Kerle hervorbrachen; der erste packt seine Flinte, der zweite faßt ihn am Kragen, giebt ihm einen Tritt vor's Bein und zieht ein langes langes Messer aus der Seitentasche hervor. Konnte wohl eine Lage hoffnungsloser sein als diese? wir außerhalb Gehörweite, seine Flinte abgeschossen, seine Kniee schlotternd vor Angst, sein Kopf rund herum gedreht mit dem Herzen im Munde. Das sind nämlich seine eigenen Ausdrücke, und nie habe ich eine so lebhafte Schilderung gehört, wie die seinige, denn er lebt, um die Geschichte zu erzählen. Was that er nun unter solchen Umständen? Gerade das Rechte: er ließ seine Flinte fahren, schob jede Hand in eine Westentasche und zog ein Paar Terzerolen hervor, die er geladen fix und fertig gespannt zum Abdrücken jedem der beiden Räuber auf die Brust setzte. Das änderte plötzlich die Scene. Denn die Helden, welche kurz vorher so laut geprahlt und ihn so fürchterlich getreten hatten, verloren die Courage, ließen die Flinte fahren und sprangen zurück ins Gebüsch; somit behauptete Spink das Feld, jedoch nicht allzu lange. „Ich ergriff die Flinte,“ sagte er, „und ohne zu wissen, wo ich war und was ich that, lief ich durch eine Pfütze, tief bis an die Brust, und hielt nicht eher an, als bis ich

vor Angst erschöpft, athemlos niederfiel; darauf lud ich meine Flinte und feuerte sie ab, als Nothzeichen.“ Jetzt mußt Du wissen, daß wir fast eine halbe Stunde auf ihn gewartet hatten, ziemlich ungehalten waren, und dachten, es wäre doch eigentlich sonderbar von ihm, daß er auf die Jagd ginge, während uns die Ungeduld plagte. Wer hätte sich das träumen lassen, daß der arme Kerl gerade da in der größten Noth war, kaum im Stande, sich zu rühren, und nicht wußte, ob links oder rechts. Als wir ihn aber noch einmal schießen hörten, kam es mir so vor, als könne er uns wohl Zeichen geben wollen, weshalb wir auch schossen; merkwürdig genug hat er das gar nicht gehört (wahrscheinlich, weil er abgemattet und in einer Art von Ohnmacht auf dem Boden lag); darauf riefen wir so laut wir konnten; endlich hörte er auch, und lief, erfreut über den Schall einer Stimme, uns nach. Als er in unsere Nähe kam, wollte ich ihm Vorstellungen machen, daß er uns so lange hätte warten lassen; wie ich ihm aber ins Gesicht sahe, ist er blaß wie die Wand, ganz verstört und verwirrt. Ich gebe ihm gleich Branntwein zu trinken, sage ihm, er möge sich beruhigen, und so hörten wir denn zuletzt die Geschichte. Seine außerordentliche Freude, die beiden Männer nicht todt geschossen zu haben, was er sicher gethan hätte, wenn sie auch nur einen Augenblick länger zögerten; die natürliche, lebhafte Beschreibung seines ungeheuren Schrecks; seine Ueberzeugung, daß weder er noch seine Herrin je wieder glücklich geworden wären, wenn das Blut dieser Leute an seinen Händen klebte; sein tiefer Abscheu vor aller Schnepfenjagd, vor den Sümpfen, vor Rom und den Römern; seine feierliche Versicherung, nie von meiner Seite weichen zu

wollen, wenn er je wieder das Unglück haben sollte, mit mir auf die Jagd gehen zu müssen; seine ungeheure Furcht, seine ängstlichen Fragen, ob wir es wohl für möglich hielten, Rom zu erreichen, ohne von einer neuen Räuberbande überfallen zu werden — all' das verkürzte uns den Heimweg."

An Samuel Hoare.

28. Januar.

„Dessen kannst Du versichert sein, mein Aufenthalt in Rom hat's nicht fertig gebracht, mich catholisch zu machen. Diese Stadt hat so viel Fontänen und so viel Schmutz, so viele Priester und so viel Schlechtigkeit, wie nur irgend eine in der Welt. Und doch, wie viel ist hier zu bewundern! Ihre ganze Art und der Eifer, ihre Religion zu verbreiten, ist wohl werth, von uns Protestanten nachgeahmt zu werden. Gestern war ich bei Vater Gloyer, einem der fünf Obersten der Jesuiten; der hat mir gesagt, daß ihre Propaganda jährlich 40,000 Pf. St. aufbringt. Ihre Procedur ist folgende: Einer sammelt von 10 Menschen wöchentlich von jedem so viel wie ½ Groschen; ein anderer, höherer, sammelt das, was 10 von diesen ersten zusammengebracht haben, und so fort, bis der letzte für den Beitrag von 1000 verantwortlich ist. Die Art, ihm Missionen einzurichten, ist ebenfalls wunderbar; ihre Missionäre jedes Landes sind gehalten, junge Leute von Talent und Strebsamkeit, die gute Missionäre zu werden versprechen, auszusuchen. Diese werden nach Rom gebracht und erhalten hier in ihrem Collegium eine ausgezeichnete Erziehung. Da bleiben sie denn, wenn sie bei ihrem Eintritte die Anfangsgründe des Lateini-

schen u. s. w. kennen, 7 Jahre, sonst 12, und werden dann als Missionäre nach dem Lande geschickt, woher sie kamen. Auf diese Weise haben sie gegenwärtig 130 junge Leute aus allen Theilen der Welt zur Erziehung beisammen, und kürzlich wurden in 43 verschiedenen Sprachen Reden gehalten; es scheinen alle sehr gebildete, wohlerzogene junge Leute zu sein. Kein Wunder also, daß sich ihre Religion so rasch ausbreitet. 1825 hatten sie nur 13 Catholiken auf Guinea und jetzt 5000. Als sich die Vereinigten Staaten von Großbritannien trennten, hatten sie einen Bischof, 20 Priester und eine ganz kleine catholische Bevölkerung, und jetzt sind dort 1,500,000 Catholiken! Diese Thatsachen, die ich vom Obersten der Jesuiten erfahren habe, sind doch gewiß anspornend und lehrreich. Entschuldige, daß ich all' das erzähle. Aber ich führe kein Tagebuch, und da ich doch das, was ich nicht zu vergessen wünsche, niedergeschrieben haben möchte, so dränge ich es irgend Einem auf, und daraus wird ein Brief. Nur das will ich noch sagen, daß ich glaube, wir müssen eine große Lehranstalt auf Antigua errichten, wo junge Leute von allen Africanischen Stämmen erzogen werden.

Aber weiter; und jetzt komme ich zu einem Gegenstande, bei dem ich deinen Beistand sehr vermisse. Du räthst mir, die Gefängnisse zu besuchen. Nun, ich habe das schon gethan. Ich dachte, es wäre doch eine Schande, wenn ein alter Freund von Gefängnissen hier, wo so viel der Art zu sehen ist, sich aufhielte, ohne ihnen wenigstens einen Theil seiner freien Zeit zu widmen. Deshalb wendete ich mich in aller Form an den Cardinal, und erhielt zum größten Erstaunen der Engländer und Römer fast unverzüglich die Erlaubniß, alle Gefängnisse zu besuchen;

zugleich bot man mir jedwede Erklärung und den Einlaß in alle Hospitäler und Erziehungsanstalten an. In die beiden letzten wollte der Cardinal mich selbst begleiten, wozu ich aber bis jetzt noch nicht gekommen bin, werde auch wahrscheinlich keine Zeit dazu finden; aber in den Gefängnissen innerhalb Rom bin ich schon mit einigen von uns gewesen. Morgen besuche ich die dazu gehörigen Hospitäler und nächsten Freitag die außerhalb liegenden Gefängnisse. Dann werde ich, was Rom angeht, diesen Theil meiner Arbeit gethan haben. Einige große Gefängnisse im Kirchenstaat sind ziemlich weit von hier, aber die will ich auch zu sehen suchen.

Die Sache hat hier einiges Aufsehen erregt, und die Römer betrachten die Erlaubniß als ein unerhörtes Beispiel von Liberalität ihres Herrn, und bitten, ich möchte die Gelegenheit benutzen, um meine Meinung zu sagen. Drei von unserm Adel gehörten zur Gesellschaft und sollen auch Freitag mitgehen. Einer von ihnen brachte mich gestern zu Lord Shrewsbury, von dem ich hörte, daß Prinz Borghese eine Gefängniß-Erziehungs-Gesellschaft bilden möchte. Damit bin ich jetzt beschäftigt. Dem Wesentlichen nach befinden sich die Gefängnisse in folgendem Zustande: sie sind sehr reinlich (versteht sich, wußten sie, daß wir kommen würden; überhaupt hätten wir sie ja nie überraschen können), die Räume sind sehr luftig, die Luft immer frisch und gut; ebenso ist die Nahrung, und, wie mir schien, auch hinreichend. Aber das möchte ich Dich besonders fragen: wie viel Brodt hat ein Gefangener zu seiner etwa $\frac{3}{4}$ Quart betragenden Portion dünnen Mehlsuppe nöthig, wenn er nicht abgesondert sitzt und ohne Beschäftigung ist?

Ich komme jetzt zu den Mängeln. Da ist nichts von Abtheilung in Classen, mit Ausnahme der Knaben. Männliche Gefangene von jedem Alter, wegen jeder Art von Verbrechen, vom gewöhnlichen Vergehen bis zum Mord, sitzen alle zusammen. In einem großen Saale waren 200. Es fehlt alle Aufsicht. Die größte Mehrzahl hat keine Arbeit. Die überführten und auf lange verurtheilten Verbrecher müssen auf öffentlicher Straße arbeiten; die übrigen, ob oder ob nicht verurtheilt (und ihrer sind mehrere Hundert), haben nicht das Mindeste zu thun. In ihrem gerichtlichen Verfahren ist keine Ordnung, denn wir trafen mehrere Personen, die vor dem Verhöre länger als ein Jahr gesessen hatten. Eine Schule giebt's nicht, und außer der Messe am Sonntag und eines credo's jeden Abend, auch nicht die Spur von religiösem Unterricht. Das sind, glaube ich, die Hauptpunkte. Ich hätte noch sagen sollen, daß sie keine Ketten haben, mit Ausnahme der sogenannten infamen Verbrecher, und daß man weder das System der Absonderung noch des Schweigens anwendet.

Jetzt sage mir, was ich der Regierung rathen soll. Platz haben sie genug in ihren Gefängnissen, so daß sie innerhalb der Mauern alle möglichen Verbesserungen anbringen könnten; aber die Regierung ist arm. Ich bin etwas in Verlegenheit, weil ich meine früheren Kenntnisse vom Gefängnißwesen nicht recht beisammen habe. Ich thue mein möglichstes, mir ein Buch zu verschaffen, welches ich einmal gelesen zu haben meine; es kam zu Anfang der Gefängniß-Frage heraus, und der Titel heißt, wenn ich mich recht erinnere: „Buxton über Gefängnißordnung.“ Habe ich das, so werde ich etwas machen

können, besonders aber wünsche ich einen directen Rath von Dir.

Neri, der, wie ich höre, den Titel Kanzler hat, ein sehr intelligenter Mann, begleitete mich in alle Gefängnisse, und hat dringend gebeten, ich möchte mich doch wegen Urkunden, Pläne 2c., die ihnen bei der Verbesserung ihrer Gefängnisse nützen könnten, an unsere Regierung und an Eure Gesellschaft wenden. So sei so gut und verschaffe mir, was du kannst.

Hinrichtungen sind selten, besonders im Verhältniß zu der Menge von Mördern. Ich hörte, es fänden jährlich nur zwei oder drei Statt. Dann muß ich noch hinzufügen, daß den Gefangenen, außer auf besondere Erlaubniß, keine Bücher verstattet werden. In allen Gefängnissen zusammen haben wir, glaube ich, vier oder fünf gesehen."

An Frau Johnston (seine Tochter).

31. Januar.

„Ich muß Dir doch von unserem gestrigen Diner bei Lord Shrewsbury erzählen. Außer mir, und, wie ich glaube, noch einem war keiner da, der nicht wenigstens irgend ein Zeichen von Adel am Rocke hatte. Drei Gesandte, mehrere Englische Adlige und etwa ein halb Dutzend Prinzen — 24 im Ganzen. Kaum war ich in's Zimmer getreten, als auch schon irgend ein Monsignor meine Hand ergriff und that, als ob er sie küssen wollte; es war der Gouverneur von Rom, derselbe, der mir den Einlaß in die Gefängnisse, Hospitäler u. s. w. verschafft hatte. Er und ich hatten eine höchst interessante Unterhaltung, die so lang war wie nur möglich unter solchen

Verhältnissen, denn er verstand nur zwei Worte Englisch und ich nur drei Worte Italienisch. O, diese Plage mit den Sprachen! Darauf kam Prinz Borghese, ein angenehmer junger Mann, der etwas Englisch sprach, und dem ich den Vorschlag machte, sich an die Spitze einer Gesellschaft für Verbesserung der Gefängnißordnung zu stellen. Nachher wurde ich dem Herzog von Bordeaux vorgestellt, mit dem ich mich über Sclavenhandel unterhielt, und der den Wunsch aussprach, mein Buch kennen zu lernen. Der hat mir auch eine Menge schöner Dinge gesagt. Armer Kerl! er hat wirklich ein süßes Gesicht; stelle Dir Frau — vor, mit demselben Ausdrucke, derselben weißen, durchsichtigen Haut, aber mit etwas gröberen Zügen, einer stärkeren Figur und weniger lebhaftem Auge, so hast Du ein getreues Bild dieses Mannes. Der Pfad des Prätendenten ist kein ebner. Mit dem allerfestesten Character mag's ihm gelingen. Mit der größten Ruhe, ohne jegliche Ambition, ohne jeden Unternehmungsgeist mag's gehen. Mit Klugheit, kühnem Wesen, Scharfsinn, Ehrgeiz und Herrschertalent wird er vielleicht sein Ziel erreichen. Aber ist irgend eine Mischung hervorragender Eigenschaften in ihm — hat er den geringsten Anflug von Lust an Abenteuern bei seiner Neigung zum bequemen Leben, oder ist seine Liebe zum Frieden im mindesten mit Ambition vermengt, so ist ihm Märtyrthum gewiß. Man kann den Herzog nicht sehen, ohne ihn gern zu haben, und ohne zu wünschen, daß er sich von allem politischen Getreibe fern halten möge.

Bei Tische saß ich neben Lady Shrewsbury's Schwester, die mir von Jedem Alles erzählte. Unter Anderm, daß die Prinzessin Doria, dieses schöne, edle Wesen, wirklich

an jedem Tage der heiligen Woche ins Hospital geht, um den Kranken die Füße zu waschen. Ja, ja! allerhand treffliche Leute mögen vor Catholiken so viel Abscheu haben, wie ihnen beliebt, und wie auch ich denken, daß jene durch ihre Lehren auf gefährliche Abwege gebracht werden, so werde ich doch nie zugeben, daß diese Menschen jedes tieferen religiösen Gefühles entbehren; auch kann ich nicht leugnen, daß in einer Handlung, wie ich sie eben beschrieb, Demuth und Selbstverleugnung liegt. . . ."

6. Februar.

„Ich hatte heute Morgen auf die Schnepfenjagd gehen wollen, aber der Regen hat mich abgehalten. Ich bin jetzt beinahe zwei Monate lang in Rom und bis vor einer Woche fiel kein Regen; aber wenn es hier einmal dazu kömmt, so regnet es auch gleich ganz ordentlich. Geht man dann über die Straße, so meint man, aus jedem Fenster würden ganze Kübel von Wasser auf Einen herabgegossen. Man hat ausgerechnet, daß die Zahl der Regentage in Rom $\frac{1}{3}$ weniger ist als in London, daß es aber an Masse $\frac{1}{3}$ mehr regnet als dort.

Auf nächsten Mittwoch bin ich zum Prinzen Musignano, Bonaparte's Neffen, und Erben eingeladen, der wahrscheinlich König der Welt geworden wäre, hätten wir die Schlacht bei Waterloo verloren. D. h., ich glaube kein Wort davon. Denn ich bin überzeugt, daß eine gute Vorsehung über England wacht, und daß, während wir beschäftigt sind, die Sclaverei und den Sclavenhandel abzuschaffen und Missionäre und Bibeln auszuschicken, wir weder von Chartisten noch von den Franzosen etwas zu fürchten haben. Freunde haben wir hier eine Menge.

Morgens bin ich viel in den Gefängnissen, Hospitälern u. s. w. umhergewesen, nachher mit den Damen zusammen. Dienstag wurde ich mit den Gefängnissen fertig und machte den Beschluß mit San Micheln. Das ist ein Asyl für Waise, alte Männer und Weiber, von jeden einige Hundert — eine vortreffliche Anstalt. Im Zusammenhange damit steht ein Gefängniß für Weiber, mit 280 darin; einige lebenslänglich, andere auf 20 Jahre und herunter bis zu einem eingesperrt. Dies ist ein gräulicher Ort; es fehlt fast jeder Unterricht. Von den 280 Gefangenen konnten nur 30 lesen. Warum machen sie mich nicht zum Pabste? Die Armee von Priestern sollte bald etwas mit Kleinkinderschulen und dergl. mehr zu thun bekommen. Ich werde dem hiesigen Gouverneur Bericht abstatten; auf sehr liberale Weise hat er mir Alles zu wissen verschafft, was ich nöthig hatte; aber mein Buch über Gefängnisse vermisse ich schmerzlichst.

Nachdem ich also Dienstag San Micheln besehen hatte, ging ich mit mehreren andern nach der Kirche San Augustino. Die Felder neben dem Altare sind mit Messern und Pistolen verziert, die von Räubern und Mördern der heiligen Jungfrau geweiht sind. Spink's Abentheuer wirst Du kennen; wir haben dadurch doch mit mehr Interesse uns die Messer angesehen. Mittwoch gingen wir nach dem Palast Corsini: was sind da für zwei Christusbilder mit der Dornenkrone! Das eine, der ecce homo von Guercina, das andere, in vieler Hinsicht noch rührender, von Carlo Dolce. Auch ein ausgezeichnetes Bild: die Jungfrau mit dem Kinde, von Murillo. Wie gern hätte ich's gestohlen! Gestern die herrliche Sammlung im Palast Borghese, und dann lange Unterhaltung mit einem

Jesuiten. Ich gebe mir viel Mühe, die Art und Weise, wie sie und die Lyoner Gesellschaft ihre Missionen einrichten, recht genau kennen zu lernen. Sie scheinen mit beschränkten Mitteln doch viel zu Stande zu bringen; überhaupt glaube ich, fangen sie es auf die rechte Weise an. Ihr ganzes Trachten geht nach eingebornen Missionären. Das erste, was sie thun, ist, daß sie Schulen errichten, in denen jedoch die Belehrung der Leute in hohem Grade Nebensache ist. Der Hauptzweck besteht darin, daß sie eine Anzahl Kinder weit genug heranbilden, um aus ihnen einige wenige auszuwählen, welche durch Talent, Neigung und bereitwillige Annahme des Christenthums geeignet sind, nach Rom geschickt und dort vollkommen ausgebildet zu werden..... Ich spiele nun Schach mit den Jesuiten. Weil ich ihnen so willig zuhöre, so eifrig im Lernen bin, Alles, was ich gut finde, so gern lobe, denke ich, hoffen sie, mich zu bekehren. Ich auf der andern Seite wünsche ihnen alle Geheimnisse ihres Verfahrens, welches die Missionen der Jesuiten so außerordentlich erfolgreich gemacht haben, herauszulocken; daß ich diese Absicht habe, sage ich ihnen übrigens ganz offen. Nichtsdestoweniger sind sie ungemein mittheilsam.

Ich war schon bei meiner Abreise von England gegen die catholische Religion eingenommen, weil ich das Verkehrte ihrer Lehren einsah; aber jetzt, wo ich ihre Anwendung und die Früchte dieses Systems sehe, und die Verworfenheit des Volkes, welches so gelehrt wird, bin ich, wo möglich, noch ein eifrigerer Protestant. Um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich zugeben, daß Christus zu predigen freilich einen Theil ihres Wirkens ausmacht, aber unser Heiland muß seine göttliche Kraft

mit der Jungfrau Maria theilen, und diese bekömmt nicht nur den mütterlichen, sondern auch den besten Antheil. Und dann fehlt ihrer Religion doch wohl das Geistige; Sittlichkeit scheinen sie dabei gar nicht zu predigen. Gestern fand ich meine Frau, wie sie unsere italienische Magd mit einer Neuigkeit, nämlich den zehn Geboten bekannt machte. Dieses Mädchen hatte eine Erziehung genossen, aber offenbar gerade keine sehr gründliche; denn, wie es in Rom Sitte sei, sagte sie, wäre sie nur eine Woche lang in die Schule gegangen, um die Messe zu lernen."

Unter all diesen Beschäftigungen und Vergnügungen, welche Buxton in Rom fand, wandte sich sein Geist doch immer wieder zu dem Hauptgegenstande seines Interesses, und so schreibt er am 15. Februar an den Bischof von Calcutta:

„Kaum brauche ich zu sagen, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie so rasch auf den Inhalt meines Briefes über die Indischen Sclaven eingegangen sind. Das sieht Ihnen ganz ähnlich, Ihr ganzes Herz einer guten Sache zu schenken, und frei von allerhand beschränkten Bedenklichkeiten gewöhnlicher Leute, das ganze Gewicht Ihres Einflusses in die richtige Wagschale geworfen zu haben. Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Bestrebungen großen Vortheil bringen werden. Ich bedaure, Ihnen nichts Neues hierüber mittheilen zu können. Gegen den Schluß der vorigen Sitzung war so viel Parteigeist, und solche Schwierigkeiten zwischen den Parteien im Parlamente, daß Lushington es nicht für rathsam hielt, die Ostindische Sclavenfrage zur Sprache zu bringen. Daß er in dieser seiner Bescheidenheit mit meinen Neigungen übereinge-

stimmt hätte, kann ich eigentlich nicht sagen; ich bin immer mehr geneigt vorwärts zu arbeiten, und zwar eben so gut innerhalb als außerhalb der Sitzungszeit, mit oder gegen den Strom. Aber auf der andern Seite ist doch Lushington wieder treu und gewissenhaft der Sache hingegeben, weiß besser als ich die Stimmung des Unterhauses zu beurtheilen, und wünscht nichts anders, als das Beste zu thun. Ich schicke ihm eine Abschrift Ihrer Bemerkungen, die gewiß ermuthigend auf ihn wirken werden. Ich denke im April wieder in England zu sein, und dann werden Sie erfahren, was beabsichtigt wird; aber seien Sie dessen versichert, daß die Frage nicht einschlafen soll. Ich höre, daß im Juni ein großer Congreß der Sclavenbefreier in London abgehalten werden wird; und Indien soll einer der Hauptgegenstände der Besprechung sein.

Jetzt zu etwas anderem, dem Sclavenhandel. Wiederum muß ich Ihnen ausdrücken, wie mich Ihr herzliches Entgegenkommen gefreut hat. Die Regierung hat, wie ich Ihnen schon früher sagte, meine Pläne gebilligt und angenommen, und hat ihre Einwilligung zu einer Neger-Expedition gegeben, welche mit den Eingebornen Verträge abschließen soll, und das Land untersuchen wird; möglicherweise wird man auch gleich Land ankaufen, wo wir eine Baumwollenpflanzung zur Probe anlegen werden. Die Expedition segelt im October. Sie wird aus drei großen, aber nicht tief gehenden Dampfern bestehen. Christliche Officiere übernehmen das Commando, einige von ihnen verzichten auf bessere Aussichten, um dem Missionswerke zu dienen. Mein Buch habe ich bedeutend erweitert, und hauptsächlich die Nothwendigkeit christlicher Erziehung und geistiger Förderung der Eingebornen her-

vorgehoben. Ich gehe hier nicht auf die Einzelheiten ein; Sie sollen ein Exemplar erhalten, so bald der Druck vollendet ist, zugleich wird Ihnen ein Prospectus unserer neuen Gesellschaft zugeschickt werden, die unserer früheren Africanischen ähnlich ist.

Es verdrießt mich, Ihnen melden zu müssen, daß wir Fernando Po noch nicht an uns gebracht haben, die Verhandlungen gehen jedoch noch fort, und bis dieselben abgeschlossen sind, will die Regierung die Veröffentlichung meines Buches nicht zulassen. Es ist verdrießlich genug, auf diese Weise im Ungewissen erhalten zu werden, oder vielmehr es würde verdrießlich sein, wenn ich nicht die tröstliche Ueberzeugung hätte, daß eine mächtige, leitende Hand alle Bewegungen regiert.

Ich freue mich, Ihnen sagen zu dürfen, daß zwischen den Freunden der Sache vollkommene Einigkeit herrscht. Ihre beiden Hauptstützen sind Sir Robert Inglis und Lushington. Außerdem theilen noch viele andere aus beiden großen politischen Parteien dieselbe Ansicht. Auch unser Prospectus wird vom Bischof von London, den Ersten der Methodisten, Baptisten, Quäker u. s. w. unterzeichnet werden.

Es schmerzt mich, daß wir in dem Punkte nicht mit einander übereinstimmen, daß nämlich ein großes, gleichförmig organisirtes System die ganze religiöse Erziehung leiten soll. Die Menschen theilen einmal immer ihre Neigungen zwischen ihrer Religion selbst und der Gemeinschaft, welcher sie angehören. Aber was wir nicht als eine große Gemeinschaft erzielen können, müssen wir als mehrere getrennte zu erreichen suchen. Fragen Sie mich, was ich vor Allem am meisten wünsche, so antworte ich,

irgendwo an einem gesund gelegenen Orte der Africanischen Küste eine große Lehranstalt für Schwarze errichtet zu sehen, in welcher Eingeborne nach ächt evangelischen Grundsätzen zu Missionaren und Schullehrern herangebildet würden. Das ist mein Wunsch. Ohne Christenthum werden alle unsere Bemühungen eitle Träume bleiben; und ich freue mich, daß diese Ansicht von unserer Gesellschaft einstimmig als die richtige erkannt wird. Wenn Sie mit unserm Prospectus zufrieden sind, so werde ich Sie bitten, Ihren Namen unter die der übrigen Mitglieder einreihen zu dürfen."

An Edw. N. Buxton.

15. Februar.

„Donnerstag ging ich nach einem geschäftigen Morgen mit Richard's aus, um das forum gründlich zu studiren, und stand auf demselben Flecke, wo Cicero seine Catilinarischen Reden gehalten hat, und wo er Angesichts des Capitols die herrlichen Worte sprach: Tum tu, Jupiter, quem Statorem huius urbis atque imperii vere nominamus hunc et huius socios a tuis aris, ceterisque templis, et tectis urbis ac moenibus, a vita fortunisque civium omnium arcebis, et aeternis suppliciis vivos mortuosque multabis.*) Das war im Senate, der damals im Tempel der concordia saß. Auch sah ich

*) Den wirst Du, Jupiter, den wir mit Recht den Erhalter dieser Stadt, dieses Reiches nennen, diesen hier und seine Gesellen hinwegziehen von Deinen Altären und Tempeln, aus den Häusern und Mauern der Stadt, ihnen das Leben und die Glücksgüter aller Bürger entreißen, und sie lebendig oder todt mit ewigen Strafen peinigen.

den Platz, auf dem das rostrum stand, von dem aus die Redner zum ganzen Volke zu reden pflegten: ebenso den Tempel des Antonius, und den, welchen Augustus dem Jupiter tonans weihte, als Erinnerung an den Tod seines Dieners, der neben ihm vom Blitze erschlagen wurde; endlich die gut erhaltenen, wunderschönen Ruinen des Tempels der Fortuna. Welche Scenen sind hier innerhalb eines Steinwurfs von dem Platze aus, wo ich stand, vorübergegangen! Da floh Romulus vor den Sabinern, und da sammelte er sich wieder und baute den Tempel des Jupiter Stator; da haben die Gracchen ihre bewegten Versammlungen gehalten; da redete Antonius über dem Leichname Cäsar's; und da erließ der Römische Senat für die ganze Welt, so weit man sie kannte, seine Decrete, von denen er sagte, daß sie bestimmt wären: Parcere subjectis et debellare superbos, was in der richtigen Uebersetzung heißt: Zu morden, die da Widerstand leisten, die übrigen aber zu Sclaven zu machen.*) Diesen Reichthum an Gelehrsamkeit (von dem allerdings vieles uns Richard's beigebracht hat) habe ich niedergeschrieben keineswegs um Dich zu erbauen, noch viel weniger um Dich zu ergötzen; aber wenn man mit all seiner Gelehrsamkeit nicht mehr weiß, was man anfangen soll, so ist es sehr bequem, sie in einem Briefe niederzulegen, wo sie für künftigen Gebrauch gut aufgehoben ist, so daß Einem die Mühe erspart wird, sie mit sich umherzutragen."

*) Eigentlich aber heißt die Stelle: Die Unterworfenen zu schonen, die Stolzen zu unterwerfen.

Capitel XXIX.

1840.

Folgende von Richard's, dem schon oft erwähnten Begleiter Buxton's, niedergeschriebene Erinnerungen an diese Monate wollen wir hier wiedergeben:

Unser Aufenthalt in Rom war eine bedeutungsvolle Zeit in Buxton's Leben — sein Buch war vollendet, und seine Vorschläge sollten demnächst die Probe der praktischen Anwendung zu bestehen haben. Er kam, auf's äußerste erschöpft, aus England an, und es war deutlich zu sehen, wie schwer die Sorgen für Africa auf ihm lasteten. Wie oft erinnere ich mich, daß er mitten zwischen den Ruinen von Rom, während er auf meine Schulter gestützt, Alles, was ihn umgab, sichtlich mit dem lebhaftesten Interesse betrachtete, plötzlich schweigsam und zerstreut wurde, und daß ich aus den häufigen Seufzern, die er, gleichsam in Träume versunken, aus tiefster Brust hervorstieß, bald schließen mußte, daß die Ruinen an den Ufern des Tiber seine Gedanken nur immer wieder auf das trostlose Elend der Neger hinleiteten. Schon damals hatte ich das Vorgefühl, daß, was auch immer der Ausgang jener Expedition sein würde, ihr Urheber als eins der Opfer fallen müßte, die die Unternehmung gefordert hat; und meiner Ueberzeugung nach ist es auch so gekommen. Denn um sich ungestraft jener Sache so ganz widmen zu können — dazu bedurfte es einer festeren Natur, als der seinigen. Nichts destoweniger war dieser innere Kampf nicht im Stande, seine Thatkraft zu schwächen, sein Streben nach Nützlichkeit zu lähmen: denn kaum war

er in Rom, so schritt er auch gleich zur Ausführung des Entschlusses, die Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt zu besuchen. Aber dazu wurde er nicht von bloßer Neugierde, sondern von dem Wunsche getrieben, wo Verbesserungen anzubringen seien, wirklich zu sehen, zugleich aber auch seine eigenen Kenntnisse in einem Gebiete zu erweitern, in dem er so lange gearbeitet hatte. Mitten in dieser von ihm als seine gegenwärtige Pflicht erkannten Beschäftigung hatte er manches Mal einen schmerzlichen Kampf mit körperlicher Schwäche und Niedergeschlagenheit seines Gemüthes zu bestehen. Ich hatte das Vorrecht, bei jenen Besuchen sein beständiger Begleiter sein zu dürfen, und es war im höchsten Grade interessant zu beobachten, wie die guten Seiten jener Anstalten ihn innigst befriedigten und erfreuten, und dann wieder, mit welchem Mitgefühle er die Lage der Bewohner jener Kerker betrachtete. Da zeigte es sich deutlich, daß er durchaus nicht blos für eine bestimmte Raçe von Menschen eine eigenwillige Vorliebe hegte, sondern daß sein Gemüth unter allen Umständen gleich empfänglich war für die Leiden und für die Gesunkenheit der Menschen. Während er auf der einen Seite diesen Vorsatz ausführte, gleichsam um für eine Zeit lang seine noch schwereren Sorgen zu vergessen, konnte er sich auf der andern wieder mit wahrem Vergnügen unter klassischen Alterthümern umherbewegen. Seine Erinnerungen aus der alten Zeit neu aufzufrischen, gewährte ihm große Freude, und oft gelang es ihm wahrhaft wunderbar, sie so mit einem Male und gerade am rechten Orte in's Gedächtniß zurückzurufen. Unsern ersten Gang auf das Forum werde ich nicht leicht vergessen können, ebenso

wenig sein Entzücken über die Aussicht vom Thurme des Capitol's herab, und wie er hie und da diejenigen Stellen aus den Römischen Dichtern recitirte, welche sich auf die Orte bezogen, die ihm gezeigt wurden. Juvenal war sein Liebling, und schien unter den alten Dichtern bei Ihrem Vater dieselbe Stelle wie Dryden unter den neuern einzunehmen; die eigenthümliche, kräftige Redeweise dieser beiden schien seinem natürlichen Geschmacke ganz besonders zuzusagen. Seine Vorliebe für Juvenal fiel mir sehr bald nach unserer Bekanntschaft auf; es konnte ihm die größte Freude machen, wenn er oder ein anderer eine Stelle aus dessen Stücken am passenden Orte hersagte; aber besonders kam er jetzt mitten unter den Ueberresten des antiken Römischen Lebens häufig auf diesen scharfen Satiriker zurück. Eine andere, wenn auch weniger hervorragende Eigenthümlichkeit, die ich übrigens schon früher an ihm bemerkt hatte, kam jetzt ganz besonders deutlich zum Vorschein, es war das sein Vergnügen an romantischen Erlebnissen und Abentheuern. Mit fast kindischem Ergötzen konnte er der Erzählung von kühnen Heldenthaten, von gesetzwidrigen Abentheuern und Unternehmungen zuhören, wie sie in den Apenninen noch heute vorkommen; ebensowenig ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, wo er Geschichten sammeln konnte, die sich auf bekannte Orte bezogen.

Wenn ich mir ihn jetzt im Geiste so recht klar vorstelle, kann ich nicht anders, als in Bewunderung und Liebe seiner gedenken, und mit ihm bekannt gewesen zu sein, tiefere Blicke in sein Inneres gethan zu haben, vor Allem aber, daß ich mich seiner Freundschaft rühmen durfte, erachte ich als das größte Glück meines Lebens."

An Samuel Hoare.

3. März.

„Ich mußte des Ausfluges nach dem Gefängnisse zu St. Alban gedenken, den Du und ich vor langen Jahren machten, als ich mit Richard's Montag Morgen im Postwagen nach Civita Vecchia rollte. Das dortige Gefängniß, der Zweck unserer Reise, ist eine alte, starke Festung, dicht am Meere gelegen, und enthält 1364 verzweifelt aussehende Verbrecher, die sämmtlich wegen der schwersten Mord- und Raubthaten eingesperrt sind. Eine solche Rotte von Uebelthätern und einen so grauenhaften Kerker hast Du gewiß nie gesehen. Zuerst kamen wir in ein 31 Fuß langes, 21 Fuß breites niedrig gewölbtes Gemach, Licht war es kaum zu nennen, was herein schien. Einen guten Theil des Raumes füllen die Pfeiler aus, die die Bogen stützten. Der Lärm, welchen wir beim Eintritte hörten, gab uns einen Vorschmack ein von dem, welcher Einem wohl beim Eintritte in die Hölle entgegenschallen mag. Alle waren mit schweren Ketten an dem Boden befestigt. Die Mörder und die schlimmsten Räuber sind für's Leben an diesem Flecke angeschmiedet; alle Ketten gehen von einem Ringe aus, der am Ende des Bodens, auf dem sie neben einander liegen, eingeschlagen ist; in einem engen Gange können sie sich bewegen, soweit ihre Ketten reichen. Von dieser Classe von Verbrechern waren über 700 im Gefängnisse; einige waren berühmt wegen der vielen Mordthaten, die sie begangen; viele hatten, wie wir hörten, sechs oder sieben verübt; es war aber auch eine gräuliche Bande verwegener, wilder, kaltblütiger Mörder. Uebrigens schien mir der Aufseher mit unserm Besuche gerade nicht sehr zufrieden zu

sein. Ein Unterofficier in Uniform mußte sich immer dicht an meiner Seite halten, und ich sah, wie er seine Hand beständig am Säbel hielt, während wir zwischen den Reihen hindurchgingen.

Ein anderes Gemach lag von den übrigen etwas entfernt, und unser Führer machte allerhand Versuche, um uns von diesem fern zu halten. In diesem sah es schlimmer aus, als in allen andern; es war niedriger, feuchter, dunkler, und die Gefangenen hatten wo möglich noch mörderischere Gesichter. Der Bürgermeister sagte uns später, er wisse amtlich, daß in jedem Monate wenigstens ein Mord unter den Gefangenen vorkäme. Mit mehreren sprach ich selbst, und außer einem sagte jeder frei heraus, daß er wegen Mordens oder Erstechens verurtheilt worden wäre. Eine meiner kurzen Unterhaltungen lautete folgendermaßen: „Warum seid Ihr hier?" fragte ich einen plumpen Kerl, der in der Ecke auf den Boden lag. Der aber gab keine Antwort, sondern sein Nachbar, ein Italiener mit scharfen Zügen und dunkelm Gesichte, sagte unaufgefordert: „Weil er Einen erstochen hat, ist er hier," und zeigte dabei mit der Hand, wie es gemacht würde. „Und warum ist er gerade in diesem Theile des Gefängnisses?" „Er ist unverbesserlich." „Und was habt Ihr verbrochen?" „Mord." „Und warum seid Ihr hier?" „Sono incorrigibile." Kurz, dieses Gefängniß enthält den Ausbund alles Scheußlichen, wie man es nur an solchen Orten finden kann. Wie der Bürgermeister sagte, ist es die Senke des Abschaums des Kirchenstaates. Dieser Anblick hat denn den lebhaften Wunsch in mir rege gemacht, daß doch die Gesellschaft für Gefängnißordnung einen tüchtigen Anlauf nehmen und alle

Gefängnisse der Welt besuchen möchte. Ich hätte gehofft, daß die richtigen Ansichten über Gefängnißordnung weiter verbreitet wären; jetzt aber fürchte ich, daß es Orte in der Welt giebt, und zwar viele, wo es für menschliche Wesen gräulich ist zu leben, noch gräulicher aber zu sterben."

4. März.

„In meinem gestrigen Briefe habe ich Dir eine traurige und schaurige Beschreibung von den hiesigen Gefängnissen gegeben, heute sollst Du etwas von der Geschichte ihrer Bewohner hören. In der Citadelle von Civita Vecchia ist Gasperoni mit seiner Bande eingesperrt, und zwar seit 14 Jahren. Es giebt in diesem Lande eine Menge berüchtigter Räuber, aber keinen so wie diesen Gasperoni; ich hatte die Ehre, mit ihm und seiner Bande zwei Stunden lang zusammen zu sein. Er ist ein sehr hübscher Kerl, ungefähr 5 Fuß 11 Zoll hoch, sein Arm so stark und fest, wie ich nur je einen gefühlt habe. Er trug einen alten Sammetrock, der noch Dienste mit ihm gethan hat, und einen großen spitzen Hut. Seine Gesichtszüge sehen nichts weniger als wild aus. Ich werde ihn abmalen lassen, denn seine Erscheinung verdient dieses Compliment; er ist ein wahres Ideal von einem Räuber. Neben ihm lag ein ganz scheußlicher Kerl, der uns in eins fort unterbrach. Derselbe soll sich der Bande blos aus Liebe zu Menschenblut angeschlossen haben, und hatte das Amt des Scharfrichters.

Gasperoni war sehr mittheilsam. Nur machte er seine Thaten immer viel kleiner, als sie wirklich gewesen waren, ob aus Bescheidenheit, wie sie großen Männern eigen ist, oder aus heimlicher Hoffnung, noch frei zu

kommen, weiß ich nicht. Auf meine Frage z. B.: „Wie viele habt Ihr ermordet?“ antwortete er: „Ganz genau kann ich's nicht angeben, aber so ungefähr 60;“ während es ausgemacht ist, daß er mindestens noch einmal so viele umgebracht hat. Der Bürgermeister von Civita Vecchia versicherte, er hätte authentische Berichte über 200 erhalten, und glaubte, selbst diese Zahl wäre noch zu gering. Nach seiner eigenen Erzählung hatte dieser Mensch als ganz junger Bursche Einen im Streite getödtet, und floh deßhalb auf die Berge, wo sich ihm noch mehrere andere junge Leute von ähnlicher Denkungsart anschlossen. Er zählte kaum 20 Jahre, als er schon 10 Mordthaten verübt hatte, und an der Spitze von 15 bis 20 Räubern stand, die sich allmählig zu einer Leibgarde von ungefähr 30 vermehrten; außerdem streiften noch zwei oder drei andere Banden umher, und hatten besondere Anführer, darunter einer seiner Brüder; er aber war das Oberhaupt.

Es steht fest, daß er einen Landstrich von mindestens 100 englische Meilen im Umkreise zwischen Rom und Neapel in äußerstem Schrecken erhielt und in den Zustand größter Unterwürfigkeit versetzt hatte. Alle Besitzer, die er nicht mordete, mußten aus dem Lande fliehen, und sich mit einer Rente begnügen, wie sie die Pächter, welche alle mit Gasperoni unter einer Decke lagen, zu zahlen beliebten; die Steuer, welche er erhob, war jedoch nicht übertrieben. Die Regierung bot zuerst 200 Kronen für seinen Kopf. Diese Summe stieg zuletzt bis auf 3000; ein Preis, der jahrelang auf Gasperoni's Haupt gestanden hat; während gegen 1000 Soldaten fortwährend Jagd auf ihn machten. „Wie habt Ihr es denn angefangen, zu entschlüpfen?“ fragte ich ihn. „Das werden

Sie nie begreifen können," antwortete er, „bis Sie die Felsen und Abgründe dort kennen gelernt haben. Ich und meine Leute kannten jeden Winkel, und die Soldaten sind oft ganz nahe an uns vorüber gezogen, hatten aber keine Ahnung von unserer Nähe." Gasperoni ist mit dem Militär oft handgemein gewesen, hat aber jedesmal die Oberhand behalten; nur bei einem Zusammenstoße erhielt er eine Kugel in den untern Theil des Halses; die Schmarre davon zeigte er uns. Einmal, erzählte er, hätte er mit 10 Mann 30 Soldaten in die Flucht geschlagen; das Scheusal neben ihm übrigens meinte, es wären mindestens 60 gewesen.

Gasperoni's Hauptquartier war in Sonnino, wo auch seine Frau und Kinder wohnten, und dessen ganze Bevölkerung ihm ergeben war. Diese Stadt hatte einen so bösen Namen, daß der Pabst nach Gasperoni's Gefangennehmung alle Mittel aufbot, um sie dem Erdboden gleich zu machen, konnte jedoch die Einwilligung der Eigenthümer nicht erlangen. Interessant war mir, von ihm zu hören, daß er zum Beobachten des Weges hauptsächlich die drei Nester: Cora, Norma und Sermoneta benutzt hätte, die wie Silberspitzen oben auf den Felsen glänzen, und meine Bewunderung erregt hatten, als ich in Appii Forum war. Er erzählte, einen großen Theil seiner Beute hätte er verwenden müssen, um in Rom Spione zu halten, durch die er in Stand gesetzt worden wäre, die Pläne zu seinen Raubzügen zu entwerfen, und die ihm jedesmal angegeben hätten, welche Reisende abzufangen der Mühe werth gewesen sei; wenn ihm nachgestellt werden sollte, wurde er ebenfalls durch jene davon benachrichtigt, und dann rächte er sich an den Ausgesandten

in grauenhafter Weise. Einen von diesen kreuzigte er, und schrieb darunter: „So verfährt Gasperoni mit allen Spionen.“ Einem andern schnitt er Herz und Leber aus, und schickte sie an die Wittwe des Ermordeten.

Wenn sich irgend Jemand in den Städten etwas gegen ihn erlaubte, fand er jedesmal Mittel, ihn zu strafen. War das Vergehen nicht groß, so schrieb er einen Brief, in dem er 1000 oder 2000 Scudi verlangte, zahlbar an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten Orte, und der Schrecken, den er verbreitete, war so groß, daß man seiner Forderung gewöhnlich nachkam. Einige Beamte der befestigten Stadt Terracina glaubten sich in ihren Mauern sicher vor ihm, und wagten es, seinen Unwillen zu erregen. Bald darauf wurden die Knaben der Hauptschule auf einem Spaziergange von ihm und seinen Leuten überfallen und in das Gebirge geschleppt; als er darauf die Eltern fast alle von dem Vorfalle benachrichtigte, gab er ihnen zugleich an, wie viel Lösegeld sie für ihre Kinder zu bezahlen hätten; und nach der Zahlung wurden ihnen die Kinder zurückgestellt. Aber die Kinder derer, die ihn beleidigt hatten, entkamen nicht; ihre Köpfe wurden den Eltern in einem Sacke zugeschickt. Die Wahrheit dieser gräulichen Geschichte ist unbezweifelt. Als Gasperoni von einem meiner Freunde darum befragt wurde, gab er zu, die Kinder weggeschleppt zu haben, sagte aber nichts von den Mordthaten. Jener Herr sagte zu ihm: „Ich habe mehr, als dies gehört; Ihr sollt dreien davon die Köpfe abgeschnitten haben.“ „Das ist falsch,“ sagte Gasperoni, „es sind ihrer nur zwei gewesen.“

Herr Jonas, ein hiesiger Banquier, erzählte, daß er im vergangenen October einen Mann getroffen habe, der

einer von jenen Knaben gewesen sei, und ihm die ganze Geschichte ihrer Entführung und ihres Aufenthaltes in der Höhle auf den Bergen geschildert hätte. Dieser Mann hatte selbst zugesehen, wie Gasperoni sein Messer den beiden Opfern in den Leib stieß. Auch sagte Herr Jonas, er wäre einmal durch das Land gereist, wo Gasperoni sich mit seinen Leuten verborgen zu halten pflegte, daß aber sein Name dort noch einen solchen Schrecken und so schmerzliche Erinnerungen zurückgelassen habe, daß er keine ordentlichen Leute dazu hätte bewegen können, über alle diese Geschichten zu sprechen, und Niemand hätte ihn nach der Räuberhöhle führen mögen. Derjenige, welcher als Knabe in die Berge geschleppt worden, wäre noch der mittheilsamste gewesen. Als er mit Herrn Jonas auf einer kleinen Terrasse an den Mauern von Terracino spazieren ging, blieb er an der Ecke einer Mauer stehen und sagte: „So einer, wie der da, ein Beamter der Stadt, war am hellen Tage bis hieher umherspaziert, da sprang Gasperoni aus jener Hecke hervor, stieß ihn mit seinem Messer nieder, so daß er todt zu Boden fiel.“

Uebrigens mußt Du wissen, daß Gasperoni selbst behauptet, ganz besonders barmherzig gewesen zu sein. Er verwahrte sich dagegen, jemals Einen aus bloßem Durst nach Blut ermordet zu haben, er schien zu glauben, daß es durchaus nichts schaden könnte, Einen zu tödten, und gab zu, viele, die als Spione ihm nachgestellt oder ihm überhaupt Widerstand geleistet hätten, umgebracht zu haben. Das Gerücht hält ihn übrigens keineswegs für so engherzig. Ein Freund von mir stieß auf seiner Reise auf einen Postwagen, der eben geplündert worden war;

die Passagiere, darunter mehrere Priester, waren alle verwundet, aber keiner tödtlich. Die Gefahr, erzählten diese, hätte sich erst durch eine volle Salve der ganzen Bande kundgegeben, und mein Freund fand auch in dem Ueberzuge des Wagens eine ganze Handvoll Schrotkörner jeder Größe.

Merkwürdig genug — Gasperoni ist jetzt sehr fromm; er fastet nicht nur Freitags, sondern nimmt auch den Samstag dazu. Er äußerte zwar Reue über sein vergangenes Leben, was er aber eigentlich bereute, konnte ich nicht recht herausbringen, denn er rechtfertigte ausdrücklich die Fälle, wo er gegen Spione oder Reisende, die ihm Widerstand geleistet hätten, zum Aeußersten getrieben worden wäre. So sonderbar nun auch seine Frömmigkeit jetzt ist, so ist doch noch sonderbarer, daß er immer sehr fromm gewesen sein will. Ich fragte ihn, ob er auch als Bandit gefastet hätte. „Ja," sagte er. „Warum denn?" fragte ich weiter. „Perche sono della religione della Madonna." „Was hieltet Ihr denn für schlimmer, am Freitag Fleisch zu essen, oder einen Menschen umzubringen?" Er antwortete ohne Weiteres: „Für mich war es ein Verbrechen, nicht zu fasten, aber es war keins, diejenigen umzubringen, die mich hintergehen wollten." Bei all seiner Frömmigkeit hat er doch neulich dem Bürgermeister der Stadt gesagt, daß wenn er frei käme, das erste sein würde, allen Priestern die Hälse abzuschneiden: und der Bürgermeister meinte, man könne ihm das auch dreist glauben, und wenn er jetzt herausbrechen könnte, so würde er noch zehnmal schlimmer werden, als früher. Eins scheint übrigens bei ihm für einen gewissen Grad von Gewissenhaftigkeit zu sprechen. Die

Leute des Landes bezeugten nämlich, daß er Freitags nie gemordet habe.

Das einzige Gute, was er je von ihm gehört hätte, sagte der Bürgermeister, wäre Folgendes gewesen: er nahm einen Oesterreichischen Officier mit seiner jung verheiratheten Frau gefangen, und schleppte beide in's Gebirge hinein. Seine Leute zogen die Frau ganz nackend aus und wollten sie tödten; das aber verbot er, und ließ zuletzt sie und ihren Mann ganz unversehrt laufen. Was aber seinen Edelmuth bei dieser Gelegenheit ein klein wenig heruntersetzt, ist, daß wie ich von einer anderen Seite hörte, der Oesterreichische General, der von der Gefangennehmung der beiden gehört hatte, Gasperoni sagen ließ, daß wenn er dem Officier irgend etwas zu Leide thäte, 4000 Mann gegen ihn ausgeschickt werden sollten, die so lange im Dorfe und bei seinen Freunden liegen würden, bis man seiner habhaft geworden wäre.

Gasperoni sagte, er hätte nie einen Engländer nach den Bergen entführt. Als ich ihn fragte, warum nicht, dachte ich, er würde mit irgend einer groben Prahlerei antworten, statt dessen sagte er jedoch: „Weil ich nie so glücklich war, einen zu fangen." Er versicherte, im Ganzen nicht mehr als 15 oder 20 mitgeschleppt zu haben; die Leute aber behaupten, es wären über 200 gewesen. Die einmal festgesetzte Freikaufssumme hat er sich unerbittlich bezahlen lassen. Daß er sich für einen Neapolitanischen Nobeln, der noch lebt, 4000 Scudi hat bezahlen lassen, ist allgemein bekannt. Der Bürgermeister erzählte, daß einer seiner Freunde, der von Gasperoni gefangen worden wäre, so viel Silber als sein Gewicht betrug, hätte bezahlen sollen; und da seine Freunde das

nicht aufbringen konnten, erhielten sie nach 14 Tagen den Kopf des Gefangenen in einem Korbe nett eingepackt. Uebrigens rühmen alle, welche zurückkehrten, seine gute Behandlung und seine muntere Laune; während ihres Aufenthaltes in der Höhle wäre er stets höflich, ja zuvorkommend gegen sie gewesen.

Eine Begebenheit, welche mir erzählt wurde, hat zum Theil noch viele lebende Zeugen aufzuweisen. In einiger Entfernung von seinem Quartier wurde eine Hochzeit gefeiert. Als die Tafel gedeckt ist, tritt ein den Gästen unbekannter Mann bis an die Zähne bewaffnet ein, und setzt sich neben die Braut, eine Art Trompete zwischen seinen Knieen haltend. Die Gäste einigermaßen erschrocken, zeigten wenig Lust zu essen, und der Bräutigam bedeutete dem Eindringlinge, daß es gerade nicht Sitte sei, daß ein Fremder sich auf diesen Platz setze. Er antwortete: „Ich bin kein Fremder, ich bin Gasperoni. Ich bin ein Freund der Braut; eßt und seid guter Dinge, sonst macht Ihr mich zu ihrem Feinde." Der fürchterliche Name Gasperoni scheint aber Appetit und Fröhlichkeit verscheucht zu haben. Endlich stieß er in sein Horn, worauf seine Schaar von zwei Seiten her den Berg herunter gelaufen kam, und sich der Braut bemächtigte; während das geschah, sagte Gasperoni: „Ich habe es Euch ja gesagt, daß ich ihr Freund wäre; jetzt zeige ich's Euch, und nehme sie mit." Das wäre nun soweit ganz gut, wenn die Geschichte damit endete, aber es heißt, die Braut wäre nachher von ihm ermordet worden.

Du wirst wohl gern wissen wollen, wie er gefangen wurde. Er trieb es so arg, daß theils wegen der Stärke des Militärs, welches ihn fortwährend verfolgte, theils

weil der Verkehr auf jener Straße abnahm, seine Beute immer geringer wurde, so daß er zuletzt seine Spione nicht mehr bezahlen konnte. Endlich that die Regierung noch den entscheidenden Schritt, daß sie alle seine Verwandte und Freunde gefangen nahm, ebenso die, welche ihn mit Lebensmitteln und Munition versorgt hatten; mit andern Worten die ganze Bevölkerung von Sonnino. Ohne Geld, halb verhungert, aller Nachrichten entbehrend, überall von Soldaten umzingelt, sollte er gerade ergriffen werden, als er sich von einem Priester beschwatzen ließ, der, wie gesagt wird, mehr that als sein Auftrag war, wenn er ihm vollen Perdon und Lebensunterhalt versprach; genug — er überantwortete sich und seine Genossen; und diesem Umstande habe ich es zu verdanken, ihn nebst 22 Schurken, dem Ueberbleibsel seiner Bande, gesehen zu haben. Ich fragte ihn, wem von ihnen er am meisten getraut hätte, mit andern Worten, wer sein Lieutenant gewesen wäre, worauf er antwortete: „Das ist meine Flinte gewesen; die hat mich nie verlassen.“

Er beklagt sich laut darüber, daß man das Versprechen so gebrochen habe und scheint noch immer von Freilassung zu träumen. Er war der Sohn eines Hirten und kann weder lesen noch schreiben; aber sein kleiner teuflischer Scharfrichter neben ihm soll ziemlich unterrichtet gewesen sein. Zu seinem Zeitvertreibe verfertigt er Mützen; ich habe drei davon gekauft. Seine Erscheinung habe ich eigentlich noch nicht genug gerühmt; sie steht hoch über der seiner Genossen. Er hat eben das Aussehen eines Häuptlings, und wenn auch in seinem Blicke etwas sehr Herrisches liegt, so ist doch sein Gesicht keineswegs abstoßend; seine Züge sind entschieden schön, aber ihr Aus-

druck ist auch sanft und verständig. Während der ganzen Zeit, wo ich mit ihm sprach, sah er mir offen in's Gesicht. Ich sagte ihm, daß ich ihn zu einem besonderen Zwecke, von dem Du später mehr hören sollst, abmalen lassen wollte, wogegen er nichts einzuwenden hatte. Darauf bemerkte ich ihm, daß der Maler wohl erst nach einiger Zeit kommen würde. „Das thut nichts," antwortete er, „er mag kommen, wenn es ihm recht ist, mich findet er immer zu Hause."

Es ist wirklich ganz erstaunlich, welchen Schrecken sein Name einflößte, und daß derselbe sogar jetzt noch nicht ganz überwunden ist, habe ich auf meiner Jagd in Appii Forum gesehen: denn wir fanden alle 3 bis 4 Meilen eine Militärstation, oder doch dazu eingerichtete Hütten, und in einigen waren wirklich noch Soldaten.

Nun, Du wirst wohl der Räubergeschichten ziemlich satt sein, aber mit einer muß ich Dich doch noch belästigen. Voriges Jahr kam hier ein Engländer an, der kaum ein Wort Italienisch sprechen konnte. Natürlich bekam auch er von Mordthaten, Räuber und dergl. allerhand zu hören, und war so gescheut, den Vorsatz zu fassen, nie allein und nie nach der Dämmerung auszugehen. Diese beiden Entschlüsse sollten aber zu Schanden werden. Als er nämlich eines Tages bei einem Freunde in der Nähe von Rom zu Mittag gespeist hatte, mußte er in derselben Nacht noch allein nach Hause gehen; allerdings kam ihm das vor dem Essen schrecklich genug vor; aber einige Gläser Marsala-Wein und dann noch ein Paar Gläser Champagner flößten ihm Muth ein, und um 10 Uhr machte er sich auf den Weg. Wie er nun so in der Dunkelheit tüchtig ausschreitet, stößt er mit der

ganzen Breite seines Körpers plötzlich auf einen Mann. Darüber erschrak er um so mehr, als alle die Geschichten, welche er gehört hatte, ihm frisch in's Gedächtniß traten; aber der Mann ging an ihm vorüber. Als unser Held einige Schritte vorwärts gegangen war, fühlt er nach seiner Uhr, und siehe da: sie fehlt. Jetzt machte der gute Wein sich wieder geltend; er läuft zurück, faßt den Kerl und ruft mit Heftigkeit: „Montre! Montre!" Der Räuber zittert und überantwortet ihm nach einigem Zögern seine Uhr.

Daheim angelangt, erzählt er seine Heldenthat mit ziemlich viel Patho's, und schwört, daß wenn alle übrige Welt so handelte wie er, so müßte alles Räuberwesen spätestens nach 14 Tagen aus Rom verschwunden sein. Nachdem er seine Rede beendigt, sagt seine Schwester: „Das ist doch Alles sehr merkwürdig; denn nachdem Du weg warst, fand ich Deine Uhr im Schlafzimmer, und da hängt sie noch." Und wahrhaftig, so war es auch. Anstatt beraubt zu sein, hatte er offenbar selber den Räuber gespielt."

An Edward N. Buxton.

9. März.

„Kaum habe ich je etwas mit größerer Freude gelesen, als Lord John's Brief über den Sclavenhandel. Der Plan, dem Sclavenhandel durch Cultur des Bodens und durch das Christenthum ein Ende zu machen, ist nicht mehr mein Eigenthum: Die Regierung hat meine Grundsätze anerkannt und die Ausführung in die Hand genommen; wenn das Werk also wegen Mangels an Energie mißlingt, so ist sie dafür verantwortlich. Kurz, ich fühle

mich jetzt viel freier, als vor Empfang des Briefes. Bitte, theile das Alles Lushington mit. Ich wäre zwar der undankbarste Mensch, wenn ich auch nur die leiseste Klage darüber äußerte, daß ich seit einiger Zeit nichts von ihm gehört habe — er hat nämlich wirklich sehr fleißig geschrieben — und doch sehne ich mich noch nach einem Briefe von ihm, den ich in Neapel finden möchte, theils zu meiner Erheiterung auf der Rückreise, theils um zu erfahren, wie die Sachen stehen.

Gestern gingen wir nach dem Palatinus und sahen den Platz, auf dem Romulus und Numa's Häuser, und der Tempel der Vesta, und das alte Senats-Gebäude des Tullus Hostilius gestanden haben, alles zusammen in dem kleinen Thale unter uns; und nahe dabei war das Colosseum, und das Forum, und ein wahrer Wald von Säulen, und ein Schwarm von Tempeln.

Heute bin ich im Palaste des Erben der Cäsare und des Nachfolgers vom heiligen Petrus gewesen. Der Pabst ist ein freundlicher, lebhafter, kleiner Herr. Unsere Gesellschaft bestand aus dem Hannöverschen Gesandten, Baron Kestner, einem Dänischen Grafen, der gerade aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war, einem Englischen Officier, Richards in Kestner's Hofkleidern, Fowell, Charles und mir. Unsere Audienz dauerte über $\frac{3}{4}$ Stunden.

Der Pabst war sehr neugierig zu hören, was ich von den Römischen Gefängnissen hielte. Kestner, der weder Englisch noch Italienisch zu verstehen scheint, machte den Dolmetscher, und sagte für mich viel öfter als mir lieb war „contentissimo." Und da das eigentlich nicht ausdrückte, was ich meinte, mußte Richards zuletzt für mich reden. Ich pries, was ich irgend des Lobes für

würdig halten konnte, wie der Oberinspector der Gefängnisse, Signor Neri, das Knaben-Gefängniß, das Hospital San Micheln, und daß die Regierung mir so freigebig den Eintritt erlaubt und mich mit Allem, was ich zu wissen wünschte, versehen hätte. Hierauf antwortete er sehr gnädig, daß, wenn sich Jemand aus reinem Wohlthätigkeitssinn die Mühe gäbe, seine Anstalten zu besuchen, das Allerwenigste wäre, was er thun könne, ihnen ihre Schritte zu erleichtern, sie mit den Einrichtungen bekannt zu machen und ihren Rathschlägen willig Gehör zu leisten.

Nachdem ich nun Alles, was möglicher Weise zu loben war, gelobt hatte, gab ich ganz leise zu verstehen, daß die Römischen Gefängnisse im Allgemeinen doch des Ausfegens ganz bedeutend bedürftig wären, und daß ich mich für verpflichtet fühlte, ihm aufrichtig zu sagen, daß besonders zwei, nämlich das Gefängniß für Weiber in San Micheln und das große in Civita Vecchia im allerhöchsten Grade schlecht wären, und drückte aus, daß eine durchgreifende Verbesserung derselben von der Politik, Menschlichkeit und Religion geboten würde. Auf all' das horchte er mit großer Aufmerksamkeit und Interesse. Darauf unterhielten wir uns lange über Sclavenhandel und Sclaverei. Er schien sich nicht wenig auf das einzubilden, was er gethan hatte. Ich sagte ihm, welche Freude seine Bulle über den Sclavenhandel in England verursacht habe, und wie dieselbe auch indirect gegen die Sclaverei und die Mißhandlungen der Urbewohner günstig wirken würde. Den Sclavenhandel nannte er ein infames Gewerbe und sagte, Barmherzigkeit sei die Seele der Religion, die überhaupt jede Grausamkeit, ausdrücklich aber die an Menschen verübte, verböte: und unter lautem Lachen

sagte er zuletzt: „Mir gebührt der Dank, wenn's beliebt, aber nicht Portugal.“ Kurz, er äußerte sich vortrefflich. Nachdem ich meine eigenen beiden Lieblinge, die Gefängnisse und den Sclavenhandel abgehandelt hatte, konnte ich nicht umhin, noch ein Wort gegen die wirklich entsetzlich grausame Behandlung einzulegen, wie sie die hiesigen armen Lämmer von ihren Schlächtern zu erfahren haben. Für diese Frage schien er kaum reif zu sein; aber Richards stand fest wie ein Mann, und es gelang endlich, ihm A—'s Schrift darüber aufzudrängen, welche er bestens in Betracht ziehen zu wollen versprach. *)

So endete unsere Zusammenkunft in der freundschaftlichsten Weise. Wir gingen darauf zu Cardinal Lambruschini, dem ersten Staatsminister, bei dem wir ebenso gnädig empfangen wurden und größtentheils dasselbe sagten wie beim Pabste. Morgen gehen wir nach Tivoli.“

19. März.

„In der letzten Zeit habe ich mich mit der Anfertigung meines Berichtes an den Pabst über die Gefäng-

---

*) Einige Monate später erfuhr Buxton, daß seine Vorstellungen gefruchtet hätten, und schrieb an Fräulein Gurney, die ihm diese Nachricht überbracht hatte: „Für Deinen Brief über den Pabst und seine Lämmer muß ich Dir danken; es war mir eine wahre Beruhigung. Ich kann jetzt kein Lamm auf dem Felde umherhüpfen sehen, ohne an seine Wohlthäterin zu denken. Es ist prächtig, eine solche Menge von Geschöpfen von der Tortur befreit zu haben. Pabst Gregor hat doch, glaube ich, manche gute Seiten; es ist vortrefflich, wenn große Leute guten Rath annehmen.“

nisse und seiner Uebersetzung in's Italienische eifrig beschäftigt. Ich werde ihn morgen einigen Herren vorlesen, und hoffe ihn vor meiner Abreise nach Neapel überreichen zu können.

Mein Buch ist also da; ich habe die Anzeige in der Zeitung gelesen. Willst Du wissen, was ich dabei denke und fühle, so lies den 90sten Psalm, 17ten Vers, wie er in unserm Gebetbuche steht.*) Hätten wir nicht guten Grund, Seiner Hülfe versichert zu sein, der alle Dinge nach seinem Willen lenken kann, so müßten wir denken, daß nach so vielen Jahrhunderten tiefster Erniedrigung jede Hoffnung für Africa nichts anders als ein Traumgebilde sei. Aber so wie es steht, dürfen wir guten Muthes sein und denken, daß, wenn auch die Werkzeuge irren und die Mittel fehlschlagen können, der allmächtige Führer droben seinem eigenen Werke den Sieg verleihen wird.

Am vorigen Mittwoch setzte sich unsere Gesellschaft, freilich erst nach einigem Zögern wegen des Wetters, nach Tivoli in Bewegung. Die Entfernung beträgt 20 Meilen, die wir, wie ich glaube, um drei oder vier vermehrten, weil wir um Hadrian's Villa herumgingen. Gegen 11 Uhr klärte sich der Himmel auf und es blieb wunderschön, ohne zu heiß zu sein. Hadrian hat sich für sein Landhaus wahrlich einen herrlichen Platz ausgesucht; und was davon noch steht, ist so gut erhalten, daß man sich wenigstens ganz gut denken kann, wo er geschlafen und gespeist hat, und wie er überhaupt Alles eingerichtet hatte. Allenthalben liegen Stücke seiner Nach-

*) „Fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wollest Du fördern."

ahmungen von griechischen und andern zu seiner Zeit berühmten Bauwerken auf dem Boden umher. Er hat viele Reisen gemacht, und hatte die Gewohnheit, Alles, was er bewunderte, anstatt abzumalen bei sich wieder aufzubauen.

Darauf ging es nach Tivoli; wir bestellten unser Mittagessen und machten den kleineren Ausflug, um die Wasserfälle zu sehen, die sehr schön sein würden, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte. Aber wie man in England manchmal mit großer Mühe künstliche Cascaden natürlich aussehen macht, so hat man hier große Kosten verwandt, um dem Werk der Natur einen künstlich geputzten Anstrich zu geben. Als wir auf dem der Stadt gegenüberliegenden Bergrücken gingen, wo zwischen jener und uns der durch die Wasserfälle gebildete Fluß dahinströmte, sahen wir den Platz, von welchem aus Horaz die Landschaft gezeichnet haben muß. Die rauschende Albunea war Niemand anders, als die Sybille selbst, und ihr Tempel stand auf dem Hofe des Wirthshauses, welches wir verlassen hatten. Der „praeceps Anio“ machte sich so vernehmbar, daß wir fast taub wurden. Wir waren im Tiburtinischen Walde, wo die „uda mobilibus pomaria rivis“ ein Bild des lebendigen Lebens darbot; einige 40 kleinere Wasserfälle warfen ihren Regen über die unter ihnen zerstreut stehenden Fruchtbäume aus. Ich möchte mir mit Horaz keinen schöneren Ruheplatz für meine alten Tage wünschen, das heißt, wenn es hier keine Malaria gäbe und wenn jeder Englisch lernen wollte. Einige von uns blieben die Nacht über in Tivoli und gingen den nächsten Tag nach dem Horazischen Landgute, wo, wie sie behaupteten, seit 10 Jahren keine Dame gewesen war.“

20. März.

„Das Wetter ist rauh und stürmisch. Ich bin doch froh, daß wir nicht in Neapel sind. Nachdem die Herren, von denen ich sprach, heute meinen Bericht über die Gefängnisse gelesen und gebilligt hatten, gingen wir zum Prinzen Borghese, um ihn zu bitten, sich der Sache anzunehmen. Nachher wanderten Richards und ich zur Erholung in zwei Palästen umher. Da der Tag dunkel war, habe ich mich mit den Bildern nicht viel abgegeben. Aber im Garten des Palastes Colonna stand in einer Ecke etwas, was weiter nichts als der Fries des Tempels war (oder eigentlich nur ein Stück davon), den Heliogabalus seiner eigenen göttlichen Person errichtete. Dieses Bischen Verzierung bestand in zwei ungeheuren großen Marmorblöcken, die merkwürdig ausgehauen waren. Was muß der Tempel selbst gewesen sein, wenn man aus diesen geringen Ueberbleibseln einen Schluß ziehen soll? und was ist aus dem übrigen Gebäude geworden? und was sind doch diese Römer für ein großartiges Volk gewesen! Und doch muß ich beim Anblicke dieser riesenhaften Ruinen immer wieder sagen: das also ist der unvergängliche Ruhm! so sieht seine Unsterblichkeit aus! dieses die stolzesten Denkmäler der Großen! und alles, was davon übrig blieb, nicht mehr als das! — Uebrigens ist es Zeit, zu Bett zu gehen, sonst möchte ich und mein Amanuensis über unserer Beschreibung am Ende noch in sanften Schlummer verfallen."

März 1840.

„Freitag fuhren wir mit einer großen Gesellschaft nach Veji, in frühsten Zeiten dem mächtigen Feinde Roms. Wir sahen den Ort, wo die ganze Familie Fabianer,

dreihundert an der Zahl, über die Klinge sprangen. Es liegt in einer herrlichen Landschaft, aber der Boden ist trotz seiner Fruchtbarkeit kaum angebaut. In England sagt man, daß ein Scheffel Waizen sieben trüge; in diesem Landstriche trägt einer zweiunddreißig, und doch war kaum ein Stück bepflügt.

Samstag besuchte mich Kanzler Neri und brachte vier Medaillen vom Cardinal Tosti zum Geschenk als Erinnerung an meinen Besuch des Asyls für alte Leute und Waise und des damit in Verbindung stehenden Gefängnisses. Ich fürchte, nachgerade eitel zu werden, denn ich bin niemals mit solcher Auszeichnung behandelt worden, wie hier in Rom. Nicht allein die Engländer, sondern sogar die Italiener erweisen mir alle erdenkliche Höflichkeit. Ich freue mich zwar über diese Medaillen, finde es aber doch etwas sonderbar, daß ich zum Dank besagtes Gefängniß, welches von allen, die ich in Rom gesehen habe, das schlechteste ist, tüchtig heruntermachen muß. Am Nachmittage ging ich mit Herrn Ellison nach einigen der herrlichsten Punkte der Stadt, besonders nach dem Colosseum. Darauf in den Garten des Armenischen Collegiums; die Mönche dieses Glaubens kommen vom Berge Libanon und sprechen Syrisch. Die Schönheit ihrer Züge fiel mir besonders auf; sie sagten, ihr Land sei außerordentlich fruchtbar und das Clima sehr gesund, aber es herrsche eine gräuliche Unsicherheit: nur wenige stürben an Krankheit, desto mehr durch das Messer. Sonst wüßte ich Dir jetzt kein Stück Römischer Neuigkeiten zu erzählen, vielleicht aber interessirt Dich zu hören, was wir bei dem Besuche eines der Gefängnisse gethan haben. Als wir unter den Schuldnern umhergingen, wünschten

wir irgend etwas zur Erleichterung ihrer Lage zu thun, die wahrhaftig jammervoll genug war; aber was hätte es genützt, einige Schillinge unter sie zu vertheilen, welche doch vertrunken worden wären? Es wurde daher von Jemandem der Vorschlag gemacht, irgend Einen, der es verdiente, auszusuchen und freizukaufen. Wir fanden denn auch bald eine Persönlichkeit, die unserm Zwecke vollkommen entsprach, in der Gestalt eines ganz verständig aussehenden Schneiders, der Frau und zehn Kinder hatte, und gerade in dem Augenblicke, wo ihm eine reiche Erndte bevorstand und wo er gehofft hatte, einen wahren Goldstrom mit seiner Nadel, die für den Carneval arbeiten sollte, hervorzulocken, von einem maliciösen Kerl von Gläubiger wegen einer Schuld von etwa 2½ Pf. St. eingesetzt worden war, mit der sichern Aussicht, Jahr und Tag sitzen zu bleiben. Diesen ließen wir kommen, erzählten ihm unsere Grille und befahlen ihm zu gehen. Nachdem er uns sehr liebenswürdig und graciös die Hand geküßt hatte, machte er sich auf und davon, als der glücklichste Schneider im Römischen Reiche."

25. März.

„Wir haben bitter kalte Tage gehabt und in diesem Augenblicke schneit es seit einer Stunde so arg, wie ich es selten in England gesehen habe. Unsere Jungen und Mädchen machten sich heute Morgen nach Grotte Ferrate auf den Weg, um ungefähr 11 Meilen von hier auf den Bergen einen Römischen Jahrmarkt zu besuchen, wurden aber vom Schnee ganz hübsch wieder heimgejagt. Mit wahrem Stolz sage ich es, daß meine Frau trotz vierzehntägigen kalten und unsteten Wetters vollkommen wohl

ist; dafür müssen wir sehr dankbar sein und sind es auch.

Wahrhaftig, eben machen die Jungen im Hofe einen Riesen von Schneemann und der Stoff dazu fällt munter genug. Wir hatten eigentlich Montag nach Neapel aufbrechen wollen, aber das Gerücht geht ja, daß wir mit den Neapolitanern wegen der Schwefel-Geschichte Krieg anfangen wollen. Ich glaube zwar kein Wort davon, da ich aber keine Lust habe, mich möglicherweise von unserer eignen Flotte beschießen, oder von dem aufrührerischen Pöbel in Neapel plündern zu lassen, werden wir uns wahrscheinlich noch einige Tage von jener Stadt fern halten, bis wir wissen, was an der Sache wahr ist. Das Schlimmste ist, ich fürchte, daß meine Briefe dorthin gegangen sind und mich verlangt nach Nachrichten über meine Kindlein und mein Buch. Auf unserm Wege nach Neapel werden wir die Schlupfwinkel in den Bergen besuchen, wo bis vor ganz Kurzem der Banditen Höhlen und Festen waren. Wie ich höre, werden jene Gegenden, obgleich sie sehr reizend sein sollen, wenig besucht, höchstens von denjenigen, die von den Räubern dahin geschleppt wurden, und die mögen wohl in ihrer Lage auf die malerischen Punkte wenig Acht gehabt haben. Es gehen noch einige andere mit uns, H. und A. wollen auf dem Wege auf uns warten, aber Alles, was jung und thöricht ist von der Gesellschaft, geht mit in die Berge, und ich denke, es soll eine wild romantische Partie werden. Meinen Bericht über die Römischen Gefängnisse und Anstalten schickte ich einem unserer Italienischen Freunde, der jene mit mir besucht hatte, und bat ihn, seinen Namen darunter zu setzen. Aber dem sträubte sich das Haar

vor dem bloßen Gedanken an einen solchen Vorschlag. „Was," sagte er zu dem Herrn, welcher den Bericht überbrachte, „soll ich mich dazu hergeben, der Regierung die nackte Wahrheit zu sagen? ich sollte alle Irrthümer und Uebel ihrer Einrichtungen aufdecken helfen? Im ganzen Kirchenstaate ist kein einziger Unterthan, der selbst auf den vorsichtigsten Umwegen auch nur den funfzigsten Theil von dem sagen dürfte, was Herr Buxton über ihre Fehler vorbringt. Er spricht ja so offen, als ob er mit seinem Bruder spräche! Ich weiß wohl, wie das zugeht; Herr Buxton meint, er wäre in England und hat keine Idee davon, daß es Einem schaden könnte, wenn man ihnen allen in's Gesicht sagte, daß sie gehängt werden müßten. Aber wir leben unter einem andern Himmel. Unsern Autoritäten die nackte Wahrheit zu sagen, ist etwas ganz unerhörtes in Rom, und jeder, der einen so mißlichen Schritt zu thun wagte, würde sich sicherlich damit zu Grunde richten.*) Als die Regierung Herrn Buxton zuließ, hat sie wahrhaftig nicht davon geträumt, daß er einen Fehler finden könnte. Man erwartete, er würde etwas weniges sehen, aber desto mehr Lobeserhebungen darüber machen und damit sollte es abgethan sein. Die Wahrheit zu sagen, wenn ich gewußt hätte, daß daraus eine so scharfe Untersuchung werden sollte, so hätte ich ihn nicht begleiten dürfen."

---

*) Der Director einer dieser Anstalten benachrichtigte Buxton, daß in dem Briefe, welchen er von der Regierung erhalten habe, um ihm die Anstalt zu zeigen, folgende Worte ausdrücklich gestanden hätten: Zeigen Sie ihm Alles, aber mit gehöriger Vorsicht.

Diesem folgte noch Vieles dergleichen, und es ist ziemlich klar, daß die Regierung entsetzlich große Augen machen wird, wenn sie meinen Bericht liest, obgleich dessen Hauptfehler darin besteht, daß er zu schmeichelhaft gehalten ist.

Es giebt hier jetzt ziemlich viele Holzschnepfen; gestern haben wir zwei gegessen und Aubin wird heute wohl noch einige schießen. Ungefähr zwischen dem 15. April und dem 10. Mai kommen hier gewöhnlich ungeheure Züge von Wachteln an, gegen welche das ganze Land zu Felde zieht. Jemand sagte mir, daß vor zwei oder drei Jahren am 2. Mai für 80,000 Stück Steuer bezahlt worden wäre. Das ist doch ganz hübsch für einen Tag! Und ich erinnere mich, von einem Officiere gehört zu haben, der während des Krieges an der Küste gelegen hatte, daß dort die gewöhnliche tägliche Ration eines gemeinen Soldaten in sechs Wachteln bestanden habe. Ich hoffe, auch noch einen Tag gegen die Burschen auf die Jagd gehen zu können. Der Schnee ist geschmolzen, aber der Himmel bedeckt."

Zu dieser Zeit wurde Buxton ernstlich unwohl, aber obgleich seine Brust anfangs stark afficirt war, konnte er doch schon am 1. April an Frau Eduard Buxton und Frau Johnston schreiben:

„Meine theuersten Töchter! Ich denke mir, Ihr werdet gern ein Paar Zeilen von mir und über meinen Geburtstag haben wollen. Ich zweifle kaum daran, daß Eure liebevolle Aengstlichkeit mein Unwohlsein von neulich größer gemacht als es war, und daß Ihr mit Sehnsucht auf die Post wartet. Daß es mir besser geht, ist gewiß. Ebenso bestimmt aber weiß ich auch, daß ich sehr unwohl

gewesen bin und daß ich der liebevollsten Pflege genossen habe. Worin meine Krankheit eigentlich bestanden hat, ist mir nicht ganz klar; ich hatte fast gar kein Fieber, sehr wenig, was man Schmerz nennen könnte, und gefährlich war es, glaube ich, überhaupt nicht; aber von Unruhe, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit und Athembeschwerden habe ich doch viel zu leiden gehabt.

Die Folge davon ist, wie Dryden sagt:

„Es stockt mein Blut in den Adern dünn und kalt,
Und kaum blieb des Mannes Schattengestalt."

Aber als ich meinen Brief begann, hatte ich wirklich nicht die Absicht, Euch solches Geschwätz zu schreiben. Was ich Euch sagen wollte, war, daß ich entschieden glaube, auf der Besserung zu sein, daß mein Geburtstag nichts weniger als unangenehm war, und daß ich diese Krankheit als eine Gnade ansehe, wie ich deren schon so viel genossen habe.

So bald ich fühlte, daß es Ernst wurde, dachte ich an die vortreffliche Bemerkung von Andreas: Bereite Dich gleich auf das Schlimmste vor, thue, als ob Du Deinen Tod voraussähest, bringe Dein Haus in Ordnung. Das habe ich denn in geringem Maaße, aber auch nicht mehr, thun können, und habe für den Fall gesorgt, der, wenn wir ihm auch jetzt entgehen, doch bald eintreten muß. Für eine solche Warnung kann man nicht dankbar genug sein, und es heißt ja auch dort, wo uns von dem unermeßlichen Unterschiede zwischen zeitlichen und ewigen Dingen gepredigt wird, ausdrücklich: „Trachtet nach dem, was droben ist." Damit wird Manchem, was uns lieb geworden, der Stoß gegeben, mancher Plan zunichte gemacht, den wir mit Freuden hegten, und es schallt uns der Befehl ent=

gegen: Hinweg mit solchen Kleinigkeiten, dafür ist nicht Zeit!"

2. April.

„So weit war ich gestern gekommen, als meine Frau hereinkam und mir tyrannisch verbot, kein Wort weiter zu schreiben. Aber heute darf ich sagen, daß es mir entschieden besser geht. Alle meine größten Feinde sind besiegt. Was noch übrig ist, ist große Schwäche, und meine beiden Herren Doctoren sprechen viel von einer entsetzlich angegriffenen Constitution, und scheinen mich im besten Falle noch gerade für fähig genug zu halten, um als Studium vielleicht etwas mehr als die Zeitungen zu lesen, als körperliche Uebung drei Meilen zu reiten, und nach Erfüllung dieser Pflichten die übrige Zeit mit purem Müssiggang hinzubringen. Eine Krankheit bietet mir — und so ist es von jeher gewesen — einen ganz besonderen Reiz dar, nämlich den, von Eurer Mutter Tag und Nacht gepflegt zu werden....... Nirgends findet man eine solche Poesie, wie in der Bibel. Wo anders fänden wir wohl einen so kräftigen und treffenden Ausdruck, wie in den Worten David's, wo es heißt: „Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen als Frauenliebe." Die meisten Frauen sind dieser hingebenden Liebe fähig, jedoch, in aller Ehrfurcht sei's gesagt, oft ist ein Aber dabei, daß sie etwas kurz geschnitten, und manchmal sitzt ein Häkchen dran. Und, wie Walter Scott sagt: sie ist ein Engel in Stunden voll Kummer und Sorgen:

„Doch fehlen die
unstät und spröd', zufrieden fast nie;"

während die meinige bei außerordentlichen Gelegenheiten um nichts besser ist, als in der alltäglichen Ausübung

ihrer Liebe und Treue. Alle sind sehr liebenswürdig gewesen; sie waren herzlich und pflichtgetreu: aber die Mädchen haben es wirklich sehr schwer, da sie mir gewöhnlich die halbe Nacht hindurch vorlesen müssen."

An Edward N. Buxton.

Mola di Gaëta, eine Tagereise von Neapel, 10. April.

„Zuletzt schrieb ich Dir am 1. April, als ich am kränksten war. Wir verließen Rom, sobald ich mich bewegen konnte. Ich hatte nicht wenig von Erschöpfung zu leiden, als ich in Albano die Treppen hinaufstieg; aber seitdem ist es immer besser gegangen, und jetzt bin ich so wohl wie je.

Einige Tage rasteten wir in Albano und reisten darauf sehr langsam bis hieher; aus den Blicken zu schließen, die sich uns hie und da öffneten, ist die Gegend ungemein lieblich, aber Wolken, Regen und Nebel sind fast unsere beständigen Begleiter gewesen. Jetzt liegt ein Garten voller Orangen- und Citronenbäume dicht unter uns, die ganz gelb aussehen von lauter Früchten und das Mittelmeer braust gegen die Mauer an. Dort zur Rechten springt die Stadt Gaëta in's Meer vor, mit der kühnen Bergspitze, wodurch sie mit dem Festlande verbunden ist. Links der Vesuv und die Bucht von Neapel. Seit zwei Stunden sind wir hier und machten einen Spaziergang von zwei Minuten. Wir wissen kaum, welcher Empfang in Neapel unser wartet, denn wir hörten, daß an unsere Flotte in Malta der Befehl abgegangen sei, hierher zu segeln. Du brauchst Dich also nicht zu wundern, wenn Du hörst, daß die Mädchen auf den Zinnen der Stadt von Kanonenkugeln erschossen worden

sind. Wir denken übrigens in jedem Falle in Neapel hineinzugucken und uns sofort aus dem Staube zu machen, wenn wir es für nöthig halten. Ich muß mich jetzt zum Mittagessen fertig machen, denn die andern sind halb ertrunken hereingekommen.

Soeben hören wir, unser Leben wäre keinen Pfennig werth, wenn wir jetzt nach Neapel gingen. Ich darf nicht vergessen, Dir zu sagen, daß meine Gefängnißarbeiten an dem Tage, ehe wir Rom verließen, glücklich vollendet waren. Mein Bericht war an Cardinal Tosti gerichtet, und wir sahen es als ein ziemlich gutes Zeichen an, daß sein Wagen am folgenden Tage vor der Thür des Gefängnisses für Weiber stand; und kurz vor unserer Abreise erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir versprach, meine Rathschläge zu befolgen und mir dafür dankte.

Nur meine Krankheit hat uns verhindert, Sonnino, die Stadt der Räuber zu besuchen. Wenn man hinein trete, sagt man mir, sähe man das Gefängniß mit 14 Käfigten ausgeschmückt, welche ebenso viele Banditen-Köpfe enthielten. Wenn man auf der Straße mit drei Männern spricht, so ist einer wenigstens darunter, der früher einmal nach den Bergen geschleppt worden war, und zwei gehören sicher zum Stamme irgend eines Räuber-Helden. Es ist übrigens nicht leicht, etwas näheres zu erfahren; die Regierung leidet es nicht, daß der Sache erwähnt wird; die Schuldigen, welche unter gewissen Bedingungen Pardon erhalten haben, dürfen deshalb nicht sprechen, und die andern, welche gelegentlich jenen zur Beute fielen, haben zu viele schmerzliche Erinnerungen zurückbehalten, um gern von der Sache zu sprechen. Zwei Engländer,

die dort waren, sagen mir, daß wenn man anständige Personen auf diese düsteren Geschichten zu sprechen bringe, sie gewöhnlich kein Wort antworten, oder wenn sie etwas sagen, so ist es etwa das: Jeder Stein kann hier seine eigene blutige Geschichte erzählen."

Neapel, Montag den 13. April.

„Samstag Abend kamen wir hier an, und unsere Angst vor einem Bombardement (einige von uns zitterten nämlich wirklich) ist überstanden. Unsere Flotte steckte Sonntag nur so eben ihre Nase in die Bucht von Neapel, segelte aber darauf nach Salerno, einem etwa 10 Meilen von hier entfernten Hafen, wo sie, wie ich glaube, den Ausgang der Verhandlungen abwartet. Unser Gesandter, den ich besuchte, gab mir zu verstehen, daß wir ganz ruhig bleiben könnten, bis er uns einen Wink vom Gegentheile gäbe. Nichts kann lieblicher sein, als der heutige Tag; mein Fenster sieht auf die Bucht, welche so glitzert, daß es mir vor den Augen flimmert. Dieser wunderschöne Blick sieht dem von Weymouth auffallend ähnlich..... Statt heute Morgen meinen Brief an Dich zu vollenden, ließ ich mich durch gute Gesellschaft und schönes Wetter verführen, mich umzusehen; zuerst gingen wir denn, nachdem wir einen kurzen Blick auf den Vesuv geworfen hatten, der besonders klar war, nach dem Museum, und besahen alle Merkwürdigkeiten aus Pompeji und Herculanum. Da war ein Silbergeschirr, welches ein geschäftiger Kellner vor 1800 Jahren für das Mittagessen aufgesetzt hatte; das Brodt, welches an jenem Tage hatte zerschnitten werden sollen, die Eier, die Kastanien, welche etwas früher, als es bestimmt

gewesen, angerichtet worden waren. Dann Frau Diomed's Kleid, wenigstens ein Stück davon, der Schmuck, den man auf ihrem Kopfe fand, ihr Fingerring, der Schlüssel, den ihre Hand noch festhielt, der Helm der Schildwache, die treu auf ihrem Posten stand, und die Eisen, an denen noch die Beine dreier Gefangenen befestigt waren, ebenso die Toilettengegenstände einer schönen Dame, unter Anderm auch rouge. Es ist übrigens schwer zu sagen, was nicht da war. Merkwürdig kömmt es Einem doch vor, daß die Welt in jenen Tagen ganz dieselben Bedürfnisse hatte wie wir, und fast Alles besaß, worauf man auch jetzt noch Werth legt.

Hierauf gingen einige von uns nach Puteoli, und besahen den Ort, wo Paulus gelandet sein muß. Von da ging's am Strande des Mittelmeeres her nach der Sibylle, wunderbar schön war das Meer und die offene Aussicht auf einen Theil der Bucht. Ursprünglich ist die Gegend eine Ebene gewesen, aber nach und nach sind eine Menge Berge durch die Kraft der Vulcane emporgestiegen, einige davon vor nicht gar langer Zeit. Durch diese schlängelte sich unser Weg, bis wir zuletzt auf einen kleinen Pfad gelangten, der uns nach links am See Avernus her bis zu dem Fuße eines Berges führte. Was diesen See betrifft, der so oft besungen wurde, und wenn ich mich recht erinnere, auch von Homer, ganz gewiß aber von Virgil — Divinosque lacus, et Averna sonantia sylvis — so ist er ungefähr ebenso schön und romantisch wie der große Teich bei Weybourna. Aber es war doch sehr merkwürdig, die Gegenden der Unterwelt zu besuchen.

Und wo der mächt'ge Strom strömt ewig fort,
Der fröhl'che Felder trennt vom grauf'gen Ort,
Von wo nicht Einer nach Elysium fährt
Noch dorthin von Elysium wiederkehrt.

Ich hatte mir immer vorgestellt, diese merkwürdigen Orte müßten tief unter der Erde liegen, aber ich versichere Dich, heute sah ich den Acheron und den Styx und das Elysium, und was nicht Alles noch? und habe mit eigener Hand einen Stein in das mare mortuum geworfen, und ihn mit eigenen Augen schwimmen sehen.

Darnach stiegen wir,

Den heil'gen Berg hinauf
Wo Phöbus wird verehrt, wo seine theure Maid
Ein Schatten birgt, der Dir den Blick verbeut.
Tief in der Höhle dort Sibylle haust.

Die Damen ließ ich zurück, und ging mit vier Führern in den Berg hinein. Die Höhle soll sich ungefähr eine viertel Meile weit ausdehnen, sie schien mir aber mit etwas poetischer Licenz gemessen zu sein. Zuerst ging es ganz gut, nachher aber wurde es immer steiler und steiler. Die Wände waren von Lava, die vor Alter hart geworden. Endlich kamen wir an Wasser. Ich bestieg den Rücken eines kräftigen Führers, ein anderer trug eine Fackel, bis wir am Empfangzimmer der Sibylle ankamen; es ist das eine enge Zelle mit einer Art steinernen Sofa's und einem Schwefelbade, in dem sich die Sibylle denen, welche sie um Rath fragten, zu zeigen pflegte, unter Andern auch Julius Cäsar. Nachdem wir alle diese Herrlichkeiten gesehen, kehrten wir nach Neapel zurück."

Mittwoch den 15. April. 8 Uhr Abends.

„Bald nach 8 Uhr Morgens brachen wir auf nach Pompeji. Es kömmt Einem doch überaus sonderbar vor, im Jahre 1840 in einer Stadt umherzuwandern, die theilweise noch so vollkommen erhalten ist, wie am 23. August 79. Da waren die Straßen mit ihren alten Namen und den alten Wagengleisen. In via consularis No. 1 wohnte der Aedil Pansa, sein Name steht über der Thür, und inwendig fand sich das Skelet seines Pförtners vor. In No. 2 residirte ein Dichter, der, anders als seine Amtsbrüder sonst sehr wohlhabend gewesen zu sein scheint. Das Haus ist zwar nicht groß, aber doch sehr elegant. Unter seinen Bildern war eins besonders schön und wohl erhalten, es stellte Juno und Cupido fischend dar. Auf dem Tische standen Fische, Brod und Oliven. In der Küche fanden sich die Knochen zweier Köche nebst vielen weniger bedeutenden Artikeln, die zur Küche gehören. Ein anderer Körper lag, den Kopf auf dem linken Arme gestützt, im Zimmer auf dem Bette ausgestreckt. In einem andern Hause stand ein gedeckter Tisch mit 5 Messern, an welchem sechs Skelette saßen, die es sich gerade behaglich gemacht zu haben schienen, als sie überrascht wurden; denn auf dem Tische standen Eier, Schinken, Fisch, Feigen u. s. w. In No. 6 wohnte ein Bäcker; da waren seine Mahlsteine und der Backofen, in dem noch Brod lag. Nicht weit davon entfernt wohnte ein musikalischer Herr, in dessen Hause sich viele Musikinstrumente vorfanden. In einem Zimmer saßen neun Gerippe, von denen drei Flöten in der Hand hielten. Salust's Haus in derselben Straße war elegant möblirt, und man konnte sich eine klare Vorstellung machen, wie es bei ihm herging,

wenn er zu Tische saß. An dem einen Ende des Gebäudes war ein gutes Gemälde zu sehen von Fenstern, Himmel und Landschaft. Frau Diomed hatte sich offenbar in den Keller geflüchtet, ihr Mann war zur Hinterthür hinausgegangen, und stand dort. Die berühmte Statue des Faun fand sich am Eingange zum Garten des Marcus Tullius, um welchen die Ueberbleibsel von 44 Pfeilern standen. Er schien ziemlich gut gelebt zu haben, dieser Marcus Tullius; denn eine große Menge von Weinkrügen standen, das unterste zu oberst gekehrt, dort umher, sie waren also wohl erst kürzlich geleert worden. Ferner waren da einige sehr schöne Mosaikstücke, eins davon stellte den Nil vor, mit Thieren, Vögeln, Nilpferden, Krokodilen, Schlangen und wilden Enten, besonders die letzteren gefielen den Knaben. Dann ein schönes Mosaik von Alexander und Darius. In einem kleinen Zimmer sahen wir die Ueberbleibsel einer ganzen Familie, wenigstens von 24 Männern, Weibern und Kindern, einen silbernen Leuchter, und ziemlich viel Geld. Nebenan in dem Tempel der Fortuna fiel uns die Weiße des Marmors besonders auf; ein Stück sehr dicken Glases war in einer Oeffnung zwischen zwei Räumen eingesetzt. Das Forum war sehr groß und prachtvoll; man konnte sich eine deutliche Vorstellung machen, wozu es bestimmt gewesen. Auf einem Punkte stand das Senatsgebäude, auf einem andern, wenn ich mich recht erinnere, Jupiter's Tempel; die Stellen, wo Reden gehalten, Korn gemessen wurde; wo die Börse gestanden hatte u. s. w.

Vor uns eröffnete sich eine herrliche Aussicht, links und uns gerade gegenüber eine Bergreihe, rechts das Meer mit Castel-a-mare, mehrere weiß glänzende Städte

an der Küste, die Insel Capri und das Vorgebirge der Minerva in der Ferne; das Alles ist doch wunderbar schön, weßhalb man wohl auch sagt, daß Neapel ein heruntergefallenes Stück des Himmels sei.

Wir hatten auf dem Forum zu Mittag essen wollen, aber durch ein Mißverständniß war in einem etwas davon entfernten scheunenartigen Raume gedeckt worden. Ganz abgesehen von dem Essen, was nebenbei gesagt, recht lobenswerth war, ergötzte uns die ganze Scene in hohem Grade. Wir hatten eine Menge italienischer Aufwärter, die freilich alle zusammen nicht einen einzigen Strumpf aufweisen konnten. Ein Musikant erschien, und spielte zuerst auf einem zerbrochenen Instrumente, und sang uns dann eine Anzahl hübscher italienischer Lieder vor. Darauf brachte er zwei Männer und einen Knaben zum Tanzen, was ungefähr wie ein inländischer Hobser aussah; endlich warf er sein Instrument weg, fing selbst an zu springen, und sang sich eins dazu. Jedoch gab uns endlich dieser Minnesänger zu verstehen, daß er zu einer höheren Begeisterung eines Glases Wein bedürfe. Später besahen wir den Isis-Tempel. Die Anbetenden standen unten, die Orakel kamen von oben; auch war die Oeffnung deutlich zu sehen, durch welche der Priester hinter dem Altare Einlaß fand, wenn die Göttin sich etwa in einer schweigsamen Laune befinden sollte. Der Führer versicherte, das Experiment versucht zu haben, und die unten stehenden Leute hätten stets geglaubt, daß die Stimme wirklich von oben käme. Die Priester scheinen es sich dort ganz gut sein gelassen zu haben, denn man fand Geld und Wein, und das Skelett eines Mannes mit einer eisernen Stange in der Hand, vermittelst welcher

er durch die Mauer einzubrechen versucht hatte. Später besuchten wir ein schönes Theater, das in einiger Entfernung liegt, und noch so vollkommen erhalten dasteht, wie es im Augenblicke der Eruption gewesen ist; dann noch ein ungeheures Amphitheater in ähnlichem Zustande, so daß wir die Bühne auf das Deutlichste erkennen konnten, auf der die Kriegsgefangenen und Christen mit den wilden Thieren kämpfen mußten, ebenso die Ordnung, nach welcher die lieben Leute von Pompeji dasaßen, um sich an so herrlichen Schauspielen zu ergötzen. Da es aber mit der Zeit anfing, kalt zu werden, kehrte ich mit meiner Frau im Wagen zurück, und überlasse es den Andern gern, das Fehlende zu ergänzen."

Es herrschte damals in Neapel große Aufregung, denn der König hatte erklärt, daß er mit England lieber Krieg führen wollte, als seine Rechte in der Schwefelfrage aufgeben. Nach Sicilien wurden große Truppenmassen eingeschifft, die Festungswerke reparirt und vergrößert, und überall hörte man von nichts anderem, als von militärischen Rüstungen sprechen. Trotzdem blieb Buxton ruhig dort, und besuchte eines Tages, als die Nachrichten weniger kriegerisch lauteten, mit den Seinigen den Crater des Vesuv. Als sie sich bei der Rückkehr Neapel näherten, bemerkten sie ein Licht an einer Stelle des Hafens, wo sie sonst keins zu sehen gewohnt gewesen waren. In der Stadt fanden sie Alles in der größten Verwirrung; der Bellerophon mit 74 Kanonen, und der Kriegsdampfer Hydra lagen im Hafen, und hatten zum Erstaunen und Aerger der Neapolitaner angesichts der Batterieen derselben Anker geworfen. Die ganze Be-

völkerung Neapel's war auf den Beinen. Infanterie- und Cavallerie-Regimenter marschirten eilends auf ihre Posten; Kanonen und Munitionswagen rollten vorüber, und bald jagte auch der König in einem vierspännigen Wagen nach Posilippo, wo die Engländer landen sollten. Gleichwohl war Buxton überzeugt, daß der König blos scheinbaren Widerstand leistete, um bessere Bedingungen zu erlangen. So schreibt er denn auch in einem Briefe am Abende, wo der Bellerophon angekommen war: „Aengstigt Euch nicht, wir haben keine Furcht, und denken nicht im mindesten daran, daß der Kanonendonner unsern Schlaf in dieser Nacht stören soll. Unsere Pässe sind jedoch bestellt und wir fertig zum Aufbrechen; aber ich habe sicher Recht, wenn ich nach Art des Delphischen Orakels prophezeihe, daß der ganze Putsch in Dampf aufgehen wird."

Dies scheint der letzte Brief aus Italien gewesen zu sein. Gegen Ende April mußte Buxton wegen der Africanischen Angelegenheiten nach England eilen; die übrige Gesellschaft blieb theils in Italien, von wo Frau Buxton erst im Sommer zurückkehren sollte, ein anderer Theil schiffte sich in Ancona nach Griechenland ein.

An Fräulein Gurney in Athen.

Fontainebleau, Sonntag den 10. Mai.

„Wenn jetzt ein Engel herniederkäme, um mir Nachrichten von irgend einem Theile der Erde zu bringen, würde ich ihn fragen: Wie geht es unsern Athenern? sind sie vergnügt, gut aufgehoben, gesund, froh und zufrieden? und sitzen sie jetzt auf dem Mars-Hügel und lesen das 17. Capitel der Apostelgeschichte, wie wir es

heute gethan haben? Welch merkwürdige Scene war dies doch, und wie hätten sich die Stoiker wohl verwundert, hätte ihnen das Orakel gesagt, daß jener barbarische Schwätzer, welcher da vor ihnen stand, nach 2000 Jahren berühmter, als Theseus oder Themistocles sein würde, und daß die Zeit dereinst käme, wo seine Erzählung von ihnen ihrem Spotte, ihrer Neugierde, auf einer kleinen Insel, von der sie noch gar nichts wußten, in jeder Minute einmal abgedruckt werden würde? In Gedanken bin ich wahrlich immer bei Euch, bin mit Euch zu Schiffe gewesen, und habe an jedem Morgen zuerst gefragt: ist der Tag schön für unsere Gesellschaft in Attika? Aber o weh! die Antwort lautete nicht immer erfreulich. Bei uns wenigstens ist das Wetter abwechselnd feucht und trocken, niemals vollkommen schön, manchmal außerordentlich naß; und ich fürchte, dasselbe Schicksal habt Ihr auch gehabt. Morgen finde ich gewiß eine Zeile von Euch in Paris. Morgen in Paris, werdet Ihr sagen, wie mußt Du da gejagt sein! Und doch sind wir sehr langsam gereist, Morgens bei Zeiten auf, Abends vor 8 Uhr im Quartier, haben dabei einen halben Tag verloren, weil wir keine Pferde bekommen konnten, einen halben Tag, weil eine Feder am Wagen zerbrochen war, und einen halben Tag, weil wir die Stadt Lyon besehen wollten — trotzdem sind wir aber jetzt hier. Auf unserer Reise, die bei der Abfahrt so viele Seufzer kostete, haben wir nichts als Vergnügen genossen. G. B. war ein trefflicher Begleiter. Er ist immer munter und fröhlich, erfreut mich durch seine Auswahl der Zimmer und Speisen, thut alle Arbeit, liest mir während der ersten Station aus der Bibel vor, plaudert mit mir, wenn ich mich

unterhalten will, und hält den Mund, oder setzt sich ein Paar Stationen lang auf den Bock, wenn ich meinen Gedanken nachzugehen wünsche, oder liest mir aus Byron vor, wenn ich meiner eigenen Beschäftigung müde bin. Ihr habt doch wohl den Giaour und den Corsair gelesen? reizende griechische Scenen habe ich darin gefunden. Auf unserer Reise nach Marseilles sah ich die Sonne aus dem Meere emporsteigen; sie erhob sich wahrhaft wie ein Bräutigam aus seiner Kammer. Den Abend vorher hatte ich Byron gelesen, und zwar mit mehr Bewunderung, als ich erwartet hatte; als ich aber am Morgen auf dem Verdecke sitzend den 19. Psalm las, während die Sonne gerade aus den Wellen emporstieg, dachte ich doch, David wäre der größere Dichter von beiden. Byron's Verse, welche ich gerade las, als wir an den Bergen zwischen Genua und Marseilles vorüberschifften, fangen so an:

Die Sonne sinkt langsam, da sie den Weg vollbracht
Hinter Morea's Höh'n in voller Pracht;
Nicht wie im kalten Nord' verschleiert hell,
Doch ein lebend'ger, klarer Lichterquell;
Ueber die ruh'ge See der güld'ne Strahl sich zieht,
Die grüne Welle zittert, da sie glüht, u. s. w.

Sie sind reizend, sowohl was die Treue der Schilderung, als was die Verse selbst betrifft, aber Byron hat gewiß nie eine vollkommen ruhige See durchfurcht mit der Geschwindigkeit von neun Knoten in der Stunde; denn hätte er es je gethan, so mußte er ja die sammtnen Wellen beschreiben, wie sie durch den Dampfer aufgewühlt werden, ohne sich zu brechen. Ich sah nie etwas so liebliches. Nun aber zur Beantwortung Eurer Fragen. Ja, ich bin wohl, ganz prächtig wohl, ohne Kopfschmerz, ohne

Husten, ohne Krampf, ohne nichts. Ich bin in trefflicher Laune, und hoffe, daß ich meine Kindeskinder sehen werde und Frieden über Africa. Die Wege waren zu meinem Erstaunen sehr gut, und die ganze Strecke von Marseilles her sehr hüsch. Ich wünsche, daß meine Frau auf demselben Wege zurückkehren möge; ihrem Ungeheuer von Wagen würde das ungemein gut thun. Sie sah die Gegend, als die Blätter welk und gelb waren; aber jetzt sind zuerst die Olivenbäume, dann die Nußbäume, endlich die Wälder in voller Pracht, und so bekömmt man eine ganz andere Vorstellung von Frankreich.... Wie verlange ich darnach, von Euren Abentheuern und Erlebnissen zu hören! Fangt Ihr denn an, Griechisch zu sprechen? Was haltet Ihr von der Acropolis? Benutzen Charles und Richard's eine ihnen so unverhofft gekommene Gelegenheit auf das Beste?"

An Frau Buxton in Genua.

Paris, den 12. Mai.

„Ich muß beständig an Deine Wirthshäuser denken, wo die Fenster gewiß nicht schließen, die Gardinen lose sind, und der scharfe Wind Dich von den Bergen herab anweht. Gott erhalte Dich! Aber wo möglich habe ich doch mit unsern Athenern noch mehr Mitleid. Ich habe eine kleine Karte in meiner Tasche, die ich häufig zur Hand nehme, wenn auch, wie ich gestehen muß, mit wenig Vergnügen. Ich gäbe etwas darum, sie wieder auf sicherem Grund und Boden zu wissen; denn sie sind, fürchte ich, in einem ganz verwahrlosten, kranken, kläglichen Zustande, und mit all ihrem Witz zu Ende. Ich freue mich, daß sie auf dem Marshügel gewesen sind; das

wird ihnen ihr ganzes Leben lang Freude machen. Wollte doch, Ihr wäret alle wieder daheim."

Der letzte Brief von dieser Reise ist aus

Havre de Grace, den 15. Mai.

„Heute Abend geht's ab nach England. Der Wind ist günstig, die See glatt, und wir hoffen morgen in Southampton zu frühstücken. Eure Briefe aus Ancona haben mich höchlichst erfreut; ich weiß wohl, Ihr habt all das Griechisch hineingesetzt, um mich zu necken, aber da waret Ihr doch im Irrthum, denn ich habe Alles herausgebracht. In Paris bin ich mit Vielen, die ich zu sehen wünschte, bekannt geworden, namentlich mit einigen trefflichen Anhängern der Emancipation. Ich besuchte M. de St. Antoine, der mich sehr herzlich empfing. Ich halte ihn für den brauchbarsten von Allen; er ist mit ganzer Seele dem Werke ergeben. Heute, glaube ich, sind es 17 Jahre, daß ich die Sclavenfrage zuerst vorbrachte, und Mittwoch werden es 33, daß ich verheirathet bin — das waren doch die beiden Hauptereignisse meines Lebens."

Capitel XXX.

1840, 1841.

Buxton erreichte das Haus seines Sohnes in erträglicher Gesundheit, und war voller Ungeduld, seine Pläne zur Unterdrückung des Sclavenhandels in Africa zur Ausführung zu bringen. Er widmete sich denselben mit

einem Eifer, wie man ihn nur nach dieser Zeit der Erholung von ihm erwarten konnte. Um das Interesse des Publikums für die Sache um so mehr zu erwecken, hielt man am 1. Juni eine Versammlung in Exeter Hall ab, bei welcher zur allgemeinen Freude der Mitglieder der Africanischen Gesellschaft Prinz Albert den Vorsitz führte. Die höchstgestellten Männer hatten sich schon zahlreich eingefunden, als der Prinz um 11 Uhr erschien und die Versammlung eröffnete. Buxton hielt darauf eine Ansprache, die er mit folgenden Worten schloß: „Ich vergesse all die Triumphe nicht, welche unser Land in Kriegen gefeiert hat; aber es giebt einen Weg, der zum Ruhme führt, edler, herrlicher, reiner, großartiger als die Schlachten bei Waterloo und Trafalgar; — wenn wir der Vernichtung von Menschen Einhalt gebieten, wenn wir Segen ausgießen über ein Land, das dem Untergange geweiht zu sein schien, wenn wir einem Welttheile, mit welchem selbst Britanien verglichen, nur als ein Punkt im Ocean erscheint, Civilisation und das Christenthum milde Lehren bringen; dann können wir uns wahren, unvergänglichen Ruhm erwerben. Mein Wunsch, mein Gebet ist, daß Ihre Majestät diesen Weg betreten wolle, und daß sie, mit allen andern Gütern reich gesegnet

An der Spitze froher Völker stehn,
Glückseligkeit und Frieden zu verbreiten,
Gefang'ne zu erheben aus der Schmach,
Zu sehn, wie Städte, auf ihr Geheiß gebaut,
Und Völker blühen unter ihrem Schutz."

Außer Buxton redeten noch viele der bedeutendsten Männer Englands, und die Versammlung hinterließ bei allen Anwesenden den Eindruck größter Befriedigung.

Kurz darauf wurde Buxton durch Lord John Russel benachrichtigt, daß man vorgeschlagen habe, ihn zum Baronet zu erheben; er nahm diese Ehrenbezeugung mit um so größerem Danke hin, als er fand, daß der Vorschlag keineswegs blos von seinen Freunden angeregt worden war.

Der Sommer verfloß unter Vorbereitungen für die Niger-Expedition, für welche drei eiserne Dampfer, der „Albert," „Wilberforce" und „Soudan" ausgerüstet wurden. Unter den von der Gesellschaft angestellten wissenschaftlich gebildeten Männern wollen wir den Botaniker Dr. Vogel, den Mineralog Roscher und den Zoolog Fraser nennen. Friedrich Schön und Samuel Crowther (ein Neger) wurden von der Missionsgesellschaft der Expedition beigegeben, und waren besonders beauftragt zu untersuchen, ob es möglich sei, am Niger Missionsstationen zu errichten. Im Allgemeinen hatte die Expedition den Zweck, den Niger, die große Ader West-Africa's kennen zu lernen, die Fähigkeiten des Landes genauer zu erforschen, Verträge behufs Abschaffung des Sclavenhandels mit den Häuptlingen der Africanischen Stämme abzuschließen, den Weg zu bahnen für Handelsunternehmungen, und Sicherheitsmaaßregeln zu treffen, die zur Beförderung solcher Unternehmungen erforderlich wären.

Diese Gelegenheit wollten Sir Fowell Buxton und seine Freunde nicht vorübergehen lassen, ohne für die Bearbeitung des Bodens in Africa die nöthigen Mittel vorbereitet zu haben. Eine Ackerbau-Gesellschaft war schon zu diesem Zwecke im Jahre 39 in Vorschlag gebracht worden; die Bildung derselben ließ sich Buxton jetzt auf das eifrigste angelegen sein. „Nächst der Religion," sagt er, „besitzt die Ackerbau-Gesellschaft die Mittel,

von denen wir am meisten hoffen dürfen.“ „Wir werden,“ schreibt er ferner im August 1840, „nicht so leicht wieder eine so günstige Gelegenheit finden, um landwirthschaftliche Versuche anzustellen. Die Wenigen, welche wir aussenden, gehen unter dem Schutze der Schiffe. Sie werden mit Dampf durch das sumpfige, ungesunde Niger-Delta fahren und der Sorgfalt von mindestens sechs bis acht Aerzten und Chirurgen anvertraut sein, hauptsächlich aber wird sie das gesunde, ruhige Urtheil des Capitän Trotter*) bei der Wahl der Orte für Niederlassungen leiten, er wird ihnen zeigen, wo die Umstände, die Stimmung der Eingebornen dieselben begünstigen. Wenn wir nun überhaupt einmal den Anfang machen wollen, warum denn diese Gelegenheit vorübergehen lassen? Unsere Absicht ist, nur einen bescheidenen Anfang zu machen. Gelingt der, so machen wir bedeutendere Versuche, und gewinnen so nach und nach etwas Thatsächliches, womit wir vor das Publikum treten können.“

Zu solchen Zwecken wurden von Buxton und einigen seiner Freunde 4000 Pfd. St. unterschrieben, und beschlossen, daß eine Strecke Landes in einer gesunden Gegend am Zusammenfluß des Niger und Tschadda angekauft werden solle. Hier sollte man eine Muster-Wirthschaft anlegen.

Durch alle diese Bestrebungen zog sich Buxton freilich wieder manche Feindseligkeiten zu, mancher bittere Zeitungsartikel wurde gegen ihn geschrieben, und wenn ihm diese Kränkungen auch vielen Kummer bereiteten, tröstete er sich doch leicht, wenn er bedachte, welche

---

*) Capitän Trotter führte das Kommando der Expedition.

Anfeindungen er in den Jahren 1825 und 1826 hatte erfahren müssen, und daß trotzdem seine damaligen Arbeiten mit so glänzendem Erfolge gekrönt worden seien.

Ueberhaupt widmete er sich dieser ganzen Sache wieder mit all dem Eifer, durch den bisher sein ganzes Streben so ausgezeichnet und auch so erfolgreich gewesen; er war zu jedem noch so bedeutenden Geldopfer, zu jeder Anstrengung bereit, aber es zeigte sich nur zu bald, daß er seinen Kräften zu viel zugemuthet hatte, weßhalb er noch im August zur Herstellung seiner Gesundheit auf das Land gehen mußte. „Mir geht es wie meinem alten Pferde John Bull," schreibt er an Lushington, „das wohl noch gut genug ist, um eine Dame im Parke auf sich spazieren reiten zu lassen, aber wenn es einen tüchtigen Weg machen soll, oder einen gehörigen Lauf quer über Land, dann ist's für einen Monat aus mit ihm."

In seinen Privatverhältnissen hatte er zu dieser Zeit manche höchst empfindliche Verluste zu erleiden, die ihn aber durchaus nicht zu bekümmern schienen. „Was ist all das zusammen genommen," heißt es in einem Briefe an seine Frau, „gegen den erhebenden wonnigen Anblick, wenn Tausend und aber Tausende aus den Banden der Knechtschaft zur Freiheit erstehen, wenn sich ihre Streiche und Wehklagen in Belohnung und Lobgesang verwandeln, wenn das Ding ein Mensch wird, und dieser Mensch aus der Blindheit sich erhebt zum Lichte des Evangeliums."

Um das Interesse des Publikums mehr und mehr für die Africanische Expedition zu gewinnen, wurde ein Blatt gegründet unter dem Namen „The Friend of Africa," außerdem wurden gegen den Herbst hin in vielen der

größeren Handelsstädte Versammlungen abgehalten, wo die Angelegenheit öffentlich zur Sprache kam.

Was Buxton außer diesen Sorgen jetzt ganz besonders bekümmerte, war die Gefahr vor Aufhebung der auf Sclavenzucker stehenden Prohibitiv-Zölle. Der Herzogin von Sutherland, welche ihn um seine Meinung darüber befragt hatte, antwortete er folgendermaßen:

„Ich eile, den Brief, mit dem mich Ew. Gnaden beehrten, zu beantworten. Ich kann keinen Anstand nehmen, meine Meinung dahin auszusprechen, daß ich es für das weiseste und beste halte, auf Sclavenzucker, d. h. auf Zucker aus Cuba und Brasilien auch ferner Prohibitiv-Zölle zu erheben. Diese Frage scheint mir zu denjenigen zu gehören, bei welchen die allgemeinen Regeln nicht gelten dürfen, und wo die Politik höheren moralischen Grundsätzen weichen muß. Wir können die Einfuhr von Cuba- und Brasilien-Zucker bei uns nicht begünstigen, ohne auf die Vermehrung der Production desselben in jenen Ländern mächtig einzuwirken; oder mit andern Worten, ohne dem Sclavenhandel im höchsten Grade Vorschub zu leisten. Die Frage lautet also folgendermaßen: Soll England, bisher Africa's einzige Hoffnung, welches mit Freuden 20 Millionen zur Befreiung seiner eigenen Sclaven hergab, welches, nach der Meinung Vieler, durch diese That mehr Ruhm, als durch die Schlachten bei Waterloo oder Trafalgar geerndtet hat; soll dieses England, dem keine Mühe, kein Opfer zu groß war, um jenes hohe Ziel zu erreichen, jetzt umkehren, und durch einen einzigen Act mehr zur Förderung des Sclavenhandels beitragen, als es je zur Unterdrückung desselben gethan hat, und soll es seine Hand dazu reichen,

daß über Africa mehr Elend und Gräuelthaten, mehr Schmach und Verzweiflung kommen, als es selbst je ertragen hat. Ich kann mir nicht denken, daß wir dem Principe nach auch nur für einen Augenblick zu einem solchen Schritte berechtigt sein sollten, und ist dem so, so kann derselbe auf die Länge der Zeit kein Glück bringen. Ohne Zweifel würde zwar das Land einen augenblicklichen Vortheil dadurch gewinnen, aber um welchen Preis? Eine Inconsequenz aus so niedrigen Beweggründen mußte uns ja in den Augen der civilisirten Welt tief herabsetzen. Die hochstehenden Grundsätze, zu denen wir uns bekennen, die Ansprüche, welche wir an andere Nationen stellen, um der Gottesfurcht, um der Barmherzigkeit gegen den vierten Theil der ganzen Menschheit willen auf den ungerechten Gewinnst des Sclavenhandels zu verzichten, unser Großthun mit hoher Menschenfreundlichkeit — all das würde sich in Spott gegen uns verwandeln, wenn die Welt sähe, daß wir um des Gewinnstes willen, und um den Preis eines Lebensmittels etwas zu erniedrigen, mit klarem Verstande beschlossen hätten, einen Schritt zu thun, der nothwendig denjenigen Handel begünstigen müßte, welchen wir bisher zu verabscheuen vorgaben. Wir würden aber mehr verlieren, als guten Ruf, wir würden uns der Gunst Dessen verlustig machen, der die Geschichte der Völker regiert. Je aufgeklärter wir über den Sclavenhandel denken, je tiefer wir die Sündhaftigkeit eines solchen Verfahrens erkennen, je unzertrennlicher diese Ueberzeugung ist von unserer ganzen Denkungsart, um so schwärzer würde unser Verbrechen sein, um so mehr würden wir die göttliche Rache auf unser Haupt herabbeschwören, wenn wir wissentlich unsere Hand zur Förderung jenes

Handels böten. Präsident Jeffersohn, obgleich selbst Sclavenbesitzer, sagte, als er von der Sclaverei sprach: Ich zittere für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist. Wenn Großbritannien in dem Grade bestechlich ist, daß es den Menschenhandel unmittelbar zu befördern sich nicht scheut, sollten wir da nicht fürchten, daß das Verbrechen, welches noch dazu in diesem Falle mit so vollendeter Heuchelei ausgeführt würde, dem Volke eine schwere Züchtigung zuziehen müßte? Das ist der Haupttheil dessen, was ich darüber denke; aber es giebt noch andere Punkte, die nicht aus dem Auge verloren werden dürfen. Es giebt Gründe genug, welche zur Annahme berechtigen, daß der hohe Preis des Zuckers nur ein augenblickliches Uebel ist. Wir dürfen, glaube ich, mit Recht erwarten, daß ein großer Theil der Schwierigkeiten, mit denen man bisher auf Westindien zu kämpfen gehabt hat, überwunden werden wird, und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß jene Inseln nicht immer Mißerndten erleben werden. Und dann — auch die Menge des von Ost-Indien eingeführten Zuckers wird täglich größer, und muß ohne Zweifel einen niedrigeren Preis herbeiführen. Würde es nicht, vom Standpunkte der Politik aus betrachtet, besser sein, die Zucker-Kultur in West- und Ost-Indien zu befördern, als Cuba und Brasilien einen solchen Vortheil zukommen zu lassen? Ich habe aber noch einen anderen Punkt hervorzuheben. Die Regierung kann nicht vorgeben, als sei sie durch die Nothwendigkeit, durch die laute Stimme des Landes dazu gezwungen, die Prohibitiv-Zölle aufzuheben. Es sind ja noch keine Zeichen irgend bedeutenderer Befürchtungen deßhalb von Seiten des Volkes hervorgetreten. Der

Lärm, den man darüber gemacht hat, ist so groß nicht, und ging auch mehr von den Kaufleuten aus, die den Brasilianischen Zucker gern verkaufen möchten, als von denjenigen, die ihn kaufen wollen. Wenn das Letztere dem Publikum klar gemacht, und wenn ihm dabei deutlich vorgestellt wird, daß fremder Zucker lediglich durch das Mittel des Sclavenhandels erhalten werden kann, so würde das Volk ein solches Verbrechen nicht von der Regierung fordern, nicht zu ihrem eigenen Vortheil verlangen, daß die Schrecken noch vermehrt werden sollten, die, wie man weiß, mit dem Sclavenhandel verbunden sind. Als wir die Abschaffung der Sclaverei in Vorschlag brachten, sagte man höhnisch: Jetzt ist das Volk noch Euer Freund; wenn Ihr ihm aber sagt, Dein Wille soll geschehen, die Sclaverei soll aufhören, d. h. wenn Du dafür bezahlst, so wird man bald nichts mehr von Zusammenkünften der Sclavenbefreier und von Petitionen um Abschaffung der Sclaverei hören. Die Sclaverei wurde abgeschafft, und das kostete dem englischen Volke eine ungeheure Geldstrafe, trotzdem sei es zu seiner Ehre gesagt, wurde während der Entwickelung der ganzen Angelegenheit auch nicht eine Petition dagegen eingereicht; auch nicht das leiseste Murren ist seitdem gehört worden, von dem man hätte sagen dürfen, daß es vom Volke ausgegangen wäre. Ich muß diesen langen Brief jetzt schließen. Sie haben mich aufgefordert, über einen Gegenstand zu schreiben, dem ich mit dem allergrößten Interesse zugethan bin; denn es ist ja handgreiflich, daß im Augenblicke, wo wir der Einfuhr von Sclavenzucker unsere Zustimmung geben, jede Hoffnung für das unglückliche Africa verschwindet. Alle Opfer, die wir an Geld,

an Leben unserer Seeleute gebracht haben, sind dann mehr als nutzlos, und alle schönen Hoffnungen, den Tag der Freiheit kommen zu sehen für hundert Millionen unserer Mitmenschen, und Frieden, Bildung, Christenthum unter ihnen auszubreiten, wird ein eitler, trügerischer Traum."

Der Wahlspruch der Buxton'schen Familie lautete: „Was Deine Hand zu thun hat, thue mit aller Kraft." Er selbst setzte statt des etwas langen Spruches die letzten Worte „Thue es mit aller Kraft" in sein Baronetswappen. „Ich glaube aber nicht," schreibt er an einen Freund, „daß mein Motto und ich jetzt gut zusammen passen. Denn ich habe weder Kraft, noch Energie, noch Muth, noch irgend etwas der Art, und diese Mattigkeit macht sich selbst bei meinen Lieblingsbeschäftigungen geltend, bei der Jagd und bei meinen Arbeiten für die Neger. Kurz, ich fühle mich in jeder Weise durch und durch verändert."

Als die Abfahrt der Schiffe herannahte, wünschte er dringend, daß ein allgemeiner Bettag für den Erfolg der Expedition und für das Wohl derer, die sich so vielen Gefahren auszusetzen gingen, festgesetzt werde. Als dieser Beschluß gefaßt war, schrieb er an Sir John Jeremie, den man zum Gouverneur der Westafricanischen Küste bestimmt hatte: „Der Bettag soll Sonntag den 8. November abgehalten werden. Und wahrlich wird auch der neue Gouverneur von West-Africa mit seiner Familie nicht dabei vergessen werden. Ueber diesen Beschluß freue ich mich von ganzer Seele. Denn wenn wir bedenken, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren, mit welchen Vorurtheilen zu Hause und mit welcher rohen Unwissenheit

der Africaner diese braven, vortrefflichen Männer zu kämpfen haben werden, die für die Sache der Barmherzigkeit und Rechtschaffenheit ihr Leben wagen wollen, und wenn wir vor Allem die großen Folgen in's Auge fassen, welche, wie wir hoffen, unsere gemeinschaftlichen Anstrengungen mit Gottes Hülfe herbeiführen werden, wenn wir, sage ich, all das bedenken, so müssen wir doch gewiß um göttlichen Beistand und um eine Führung flehen, die besser ist und größer, als menschliches Wissen. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, Gottes Segen ruhe auf Ihnen und den Ihrigen um Christi willen."

Zu wiederholten Malen besichtigte er die für die Expedition ausgerüsteten Schiffe, welche damals noch in der Themse lagen. Auch gehörte er zu der Gesellschaft, in deren Begleitung Prinz Albert dieselben am 23. März besuchte.

„Ich muß Dir doch von dem Besuche des Prinzen auf den Schiffen erzählen," schreibt er an Fräulein Gurney. „Eine Stunde, ehe er kommen sollte, ging ich hin, und fand Alles in schönster Ordnung, die Officiere in voller Galla. Trotter sah vortrefflich aus in seiner Uniform, und es machte mir Freude, ihn bei dieser Gelegenheit als Kommandeur seiner Leute beobachten zu können. Zur bestimmten Zeit fuhren zwei vierspännige Wagen am Quai vor. Prinz Albert, Herr Anson, Major Keppel und ein halb Dutzend andere saßen drin. Ich stand auf dem Verdeck an der Treppe, auf der der Prinz gleich darauf emporgestiegen kam. Er grüßte mich mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, und sprach seine Freude aus, mich an Bord meiner Flotte zu sehen, wie er sagte. Darauf besichtigte er Alles auf das genaueste, das Ganze

schien ihm große Freude zu machen, und man konnte sehen, daß er Kenntnisse in der Mechanik hat. Was ihm ganz besonders gefiel, war ein Instrument, welches ein nur in Wasser entzündliches Licht enthalten sollte, dasselbe hing am Steuerruder zum Herunterlassen bereit, und war dazu bestimmt, wenn Jemand bei Nacht über Bord fallen sollte, zu dessen Rettung in's Meer geworfen zu werden. Ich sagte zu Keppel, ohne daß es der Prinz hören sollte (was er jedoch that): Ich wünschte, Seine Königliche Hoheit ließe Einen seines Gefolges, Sie z. B., über Bord werfen, damit dessen Leben mit diesem Apparat gerettet werden könnte. Das griff der Prinz auf, und schien halb und halb geneigt zu sein, Keppel ein Bad zukommen zu lassen, damit wir die Freude des Rettens hätten. Nachdem Alles auf dem „Albert" besichtigt worden war, kam das Boot heran, der Prinz und sechs seiner Begleiter stiegen ein; ich wurde auch dazu eingeladen, hätte die Ehre aber fast zu bereuen gehabt. Der Wind ging stark, und die Fluth kam gerade mit voller Kraft herangeschossen. Da die Matrosen mit der Schifffahrt auf der Themse nicht vertraut waren, riß die Fluth uns mit sich fort, und warf uns mit ziemlicher Gewalt gegen eine Jacht, welche dort vor Anker lag. Wir verwickelten uns in die Ankertaue, und eine Stimme rief von den Schiffen herunter: „Legen Sie sich nieder, sonst werden Sie geschleift!" Da warf sich denn Seine Königliche Hoheit flach auf den Boden des Bootes, und wir thaten ohne Umstände desgleichen. Das Tau schnurrte über meinem Rücken hinweg. Als wir wieder los waren, sprang der Prinz auf, und sagte unter lautem Lachen: Einmal bin ich schon in diesem Jahre getaucht worden,

als ich durch das Eis brach, und ich dachte, diesmal würde es mir viel schlimmer ergehen. Die Sache hatte aber auf den Schiffen keine geringe Besorgniß erregt, und die Boote sollten schon heruntergelassen werden.

Nachdem auch die beiden andern Schiffe besucht worden waren, verabschiedete sich der Prinz von Trotter und den Uebrigen, und drückte dabei über Alles, was er gesehen hatte, seine große Zufriedenheit aus."

Am 14. April segelten die beiden Schiffe „Albert" und „Wilberforce" ab, der „Soudan" war ihnen schon vorausgegangen. Daß dieses Ereigniß Buxton's Interesse auf das Höchste in Anspruch nahm, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Seine innigsten Gebete folgten der Expedition, und obgleich er sehr wohl wußte, welchen Gefahren die Schiffe ausgesetzt sein würden, so vertraute er doch auch diesmal wieder fest auf die Allgegenwart der göttlichen Vorsehung. Die Hauptquelle seiner Befürchtungen lag in dem tödtlichen Klima; aber gegen diese Gefahren waren ja alle nur erdenklichen Vorsichtsmaaßregeln getroffen worden. Die Schiffe sollten so rasch als möglich die Mündungen des Flusses passiren, weil man dort am meisten von den bösen Dünsten zu fürchten hatte. Auch war ein Apparat angebracht worden, durch den unter Benutzung der Dampfkraft ein beständiger mit Chlordämpfen geschwängerter Luftzug in alle Räume des Schiffes hineingetrieben werden konnte; die Mannschaft bestand zum großen Theile aus Africanern, und die Aerzte waren ausgezeichnet tüchtige Männer. Mit all diesen Vorsichtsmaaßregeln, und unter dem Kommando eines so vorzüglichen Mannes, dessen hervorragende Eigenschaften ihn ganz besonders fähig machten, ein so

schwieriges Amt zu übernehmen, dürfte man zuversichtlich hoffen, daß alle Gefahren, welche, wie man wußte, von einem solchen Unternehmen unzertrennlich waren, mit Glück überstanden werden würden.

Am Abende vor der Abfahrt schrieb Buxton an Capitän Trotter:

„Lieber Freund! Ich muß Ihnen noch einmal Lebewohl sagen. Gewiß brauche ich nicht zu wiederholen, daß ich Ihren Weg mit dem allergrößten Interesse verfolgen werde, daß mein Herz die heißesten Gebete für Ihr Heil und Wohlergehen nach oben richten wird. Was ich für Sie und Alle, die mit Ihnen sind, fühle, das finden Sie im 121. Psalm geschrieben. Ich bitte, allen Ihren Officieren meine besten Wünsche auszusprechen.... Mit den herzlichsten Grüßen an Ihre Frau drücke ich noch einmal den tief gefühlten Wunsch aus, daß des Herrn Segen mit Ihnen sein möge dort, wo Sie Frieden ausbreiten wollen und Werke der Barmherzigkeit thun.

P. S. 14. April. Von ganzer Seele hoffe ich, daß Sie bei dem günstigen Winde, der heute weht, freudig absegeln mögen. Die Worte, die oft auf meinen Lippen sind, und stets in meinem Herzen leben, heißen:

Auf sanften Wellen treibe leises Weh'n
Die Schiffe hin, die Heil zu bringen geh'n.

Capitel XXXI.

1841.

Für Buxton war jetzt eine verhältnißmäßig sorgenfreie Zeit eingetreten, die er, um seine sehr geschwächte

Gesundheit wiederherzustellen, theils zu einer Badereise, theils zu einem Aufenthalte im nördlichen Schottland benutzte, wo sein Sohn eine Jagd gepachtet hatte. Auf der Reise hierhin schreibt er von Matlock aus an seine Tochter: „Was mich hier besonders tief bewegt, und viele alte Erinnerungen und schlummernde Empfindungen in mir erweckt hat, ist, daß ich an jenen Sonntag denken muß, den ich mit der Familie Gurney vor 39 Jahren hier verlebte, als wir damals noch vor meiner Verlobung nach den Seen reisten. Hätten wir zu jener Zeit den Vorhang etwas lüften können, um zu sehen, wie es beim nächsten Besuche in Matlock mit uns stehen würde, wo wir jetzt unsern Jüngsten bei uns haben, der eben die Universität besuchen soll, und wo wir mit Briefen von zweien unserer verheiratheten Kinder versehen sind, welche in den lieblichsten Worten von ihren Söhnen und Töchtern sprechen; ja, hätten wir damals wissen können, daß ich in der Zwischenzeit beinahe 20 Jahre lang im Parlamente gesessen haben würde, und daß mein Arbeiten für die Befreiung der Sclaven und für die Unterdrückung des Sclavenhandels vom gnädigen Gott gesegnet worden wäre — hätten wir überhaupt so deutlich vor uns gesehen, was wir nach fast 40 Jahren sein würden, wie wunderbar und herrlich wäre dieser Blick in die Zukunft gewesen! und wenn ich jetzt zurückblicke diese lange Reihe von Jahren hindurch, finde ich keine anderen Worte, als: Gutes und Barmherzigkeit sind mir gefolgt mein Leben lang." Und am 6. September, kurz vor seiner Abreise nach London, schreibt er: „Man sieht es an Allem, daß unser hiesiger Aufenthalt sein natürliches Ende erreicht hat. Zuerst haben wir nämlich alles Wild todt geschossen,

und können halbe Tage lang laufen, ehe wir mehr als ein Paar Stück aufjagen. Und was unsern Thee, den Wein, die eingemachten Früchte und unsere Lectüre betrifft, so ist von einigen gar nichts, von andern so gut wie nichts mehr übrig. Wir sind hier sehr vergnügt gewesen. Niemand kann einträchtiger und friedlicher zusammen leben, als wir es gethan haben. Wahrer Luxus hat bei uns geherrscht, und doch machten wir es wieder in gewisser Hinsicht wie die Wilden, denn was wir am nächsten Tage essen sollten, spielte oft am vorigen im Bache noch, oder streifte im Walde umher."

Einige Zeit, nachdem er wieder in Northrepps eingezogen war, kamen die ersten Nachrichten von der Niger-Expedition an, und lauteten ungemein günstig. Da die Geschichte dieser Unternehmung mit unserer Erzählung in so nahem Zusammenhange steht, wollen wir ihre Schicksale kurz hier wiedergeben, wie wir sie von W. Allen, dem Kommandeur des „Wilberforce," dem Arzte Dr. Mac. William und von den Geistlichen Schön und Crowther erzählt finden.

Am 20. August 1841 liefen die Schiffe im Niger ein und verfolgten den unter dem Namen Nun bekannten Arm des Flusses. Alle waren vom besten Muthe beseelt, die wunderschöne Landschaft entzückte die Gemüther, die angenehme Luft, welche ihnen durchaus gesund vorkam, versetzte sie in fröhliche Stimmung, und kaum vermochten sie sich vorzustellen, daß es je anders werden könnte. Höher hinauf hinter Sunday Island wurden die Ufer etwas höher, herrliche Palmen und andere Bäume standen so dicht, daß man 100 Meilen weit, die urbar gemachten Stellen abgerechnet, nur wenige Schritte weit in den

Wald hinein sehen konnte. Je weiter hinauf, um so häufiger wurden die ausgehauenen Stellen, wo unter Andern Cocosnußbäume, Mais, und hie und da auch Zuckerrohr angepflanzt war. Zuerst kamen einzelne Hütten, dann mehrere zusammen, dann ganze Dörfer, und diese wurden immer größer und volkreicher; die Eingebornen zeigten sich immer weniger furchtsam, und kamen allmählig auch in ihren Kanoes an die Schiffe herangefahren. Anfangs waren sie sehr scheu gewesen, jedoch hatte man gleich nur freundschaftliche Gesinnungen an ihnen bemerkt. Die ersten 50 Meilen weit sah man nur geringe Spuren von Handel, später aber begegnete man häufiger großen Kanoes, welche Palmöl nach den Städten Brass und Bonny brachten.

Am 26. August erreichten die Schiffe Aboh; und Obi, der Häuptling des Ibo-Stammes, kam am folgenden Morgen in Begleitung einiger seiner Familienglieder und mehreren Hauptleuten an Bord. Es wurde ihm der ganze Zweck der Expedition, jeder Punkt des Vertrages, den man mit ihm abschließen wollte, durch einen sehr verständigen Dollmetscher von Sierra Leone erklärt; sein kluges Benehmen, sein Urtheil, der offenbar redliche Sinn, mit dem er ihnen entgegentrat, machte allgemein guten Eindruck. Was er gegen einzelne Punkte einzuwenden hatte, bestand hauptsächlich darin, daß er sagte, wenn er den Sclavenhandel abschaffe, müsse sein Volk andere Subsistenzmittel haben, weßhalb er wünsche, daß möglichst viele Schiffe kommen möchten, um mit ihm Handel zu treiben. Seinen Anzug ausgenommen, der in einer englischen scharlachrothen Uniform mit scharlachrothen Hosen bestand, machte seine Erscheinung mehr den Ein-

druck eines großen Kaufmannes, als den des Fürsten eines ausgedehnten Landstriches. Sein Benehmen war freundschaftlich und ungezwungen, seine Haltung würdevoll; von den Begleitern wurde ihm die größte Ehrfurcht bezeugt. Sein Aeußeres war einnehmend, seine Stirn breit, und seine Züge deuteten auf scharfen Verstand.

Die Ibos, erzählt Schön, sind auf ihre Weise ein religiöses Volk; das Wort Tschuku (Gott) hört man oft. Ihre Begriffe von einem höhern Wesen sind in vieler Hinsicht richtig, und auffallend war die Art, wie sie davon sprachen: Gott hat Alles gemacht, die Weißen und Schwarzen, lautete der Spruch, welcher häufig auf ihren Lippen war. Beim Tode eines Menschen, den sie für gut halten, sagen sie: Er wird Gott sehen; im entgegengesetzten Falle: Er wird in's Feuer kommen. Als ich ihnen durch Simon Jonas einige Verse aus der englischen Bibel vorlesen und übersetzen ließ, erstaunte Obi; denn daß ein Weißer lesen und schreiben könne, verstand sich bei ihm wohl von selbst, aber daß ein Schwarzer — ein Ibo — früher ein Sclave, jene wunderbaren Dinge auch kenne, hatte er sich kaum vorgestellt. Er ergriff Simon's Hand, drückte sie auf das herzlichste, und sagte: Du mußt bei mir bleiben, Du mußt mich und mein Volk unterrichten. Jonas wurde denn auch auf einige Wochen in Aboh zurückgelassen, während welcher Zeit er nicht weniger als 2000 Kinder zu unterrichten hatte.

Die Hütten in Aboh waren großentheils einige Fuß über den Boden erhaben, und standen entweder auf einer Erhöhung von Thon, oder ruhten auf starken hölzernen, zwischen 4 und 8 Fuß hohen Pfeilern. Im letzteren Falle gelangte man mittelst einer Leiter zum Hauptein-

gange. Alle sahen reinlich aus, und schienen mit Matten nett ausgelegt zu sein. Die Zahl der Hütten in Aboh wurde auf 800 bis 1000 angegeben. Obi selbst hatte nur 2 Kanoes im Gebrauch, sollte jedoch im Ganzen 15 besitzen, die sämmtlich mit einer kleinen Kanone im Vordertheile bewaffnet seien, zwischen 20 und 50 Ruder hätten, und gegen 20 Streiter tragen könnten. Bei außerordentlichen Gelegenheiten ständen ihm gegen 300 Kanoes zur Verfügung, die mit Flinten und Drehbassen bewaffnet wären.

Capitän W. Allen's Angabe zufolge stehen die Stämme bis nach Rabba (500 Meilen von der Mündung) hinauf nur unter drei mächtigen und unabhängigen Herrschern: nämlich Obi, dem Könige von Ibo, Atta, dem Könige von Eggarah und dem Könige der Fulatah's in Rabba.

Nachdem der Vertrag über Abschaffung des Sclavenhandels, über Förderung des gesetzlichen Handels und über die Erlaubniß zur Niederlassung von Missionaren unter seinem Volke, mit Obi abgeschlossen worden war, überreichte man ihm als Zeichen der Freundschaft einige Geschenke, und segelte weiter nach Iddah, der Hauptstadt von Eggarah.

Bald änderte sich jetzt der Charakter der Gegend; die Ufer, welche bisher flach gewesen waren, wurden höher, und noch bedeutendere Höhen sahen hinter den Waldungen hervor, und alle Gesichter strahlten vor Freude über den Anblick dieser langersehnten Punkte. Reichere Anpflanzungen zeugten hier von größerer Bevölkerung. Das Iddah gegenüber liegende Ufer war in ziemlicher Ausdehnung niedrig und sumpfig, aber dahinter erhoben

sich bedeutendere Hügel mit großen Waldungen. Von dort schlängelten sich vielfache Flüsse herab und ergossen sich etwas oberhalb Iddah in den Niger. Einige der Officiere gingen in's Land hinein, welches sie zu ihrer Freude recht gut angebaut fanden. Die Eingebornen schienen fleißig und in der Kultur des Bodens weiter vorgeschritten zu sein, als ihre am untern Theile des Flusses wohnenden Nachbarn.

Die Bevölkerung Iddah's wurde auf 7000 Seelen angegeben. Obgleich ihr König Attah an Bildung und Verstand Obi weit nachzustehen schien, gelang es doch auch mit ihm einen Vertrag abzuschließen, der ebenfalls von den Hauptleuten der Stadt in aller Form unterzeichnet wurde.

Bis jetzt war die Expedition durchaus glücklich gewesen. Man hatte das Delta hinter sich und fuhr nun in das eigentliche Niger-Thal hinein. Unter so günstigen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn man sich auch für die Zukunft sicher glaubte. Aber es war anders bestimmt. Schon am 4. September brach das Fieber zuerst auf dem „Albert," dann aber auch auf den beiden andern Schiffen im allerschlimmsten Grade aus. Dessenungeachtet ließ man sich nicht abschrecken, nach dem Zusammenflusse des Niger und Tschadda weiter zu steuern, wenn man auch wegen allzugroßer Erschöpfung der Maschinisten am Sonntage ausruhen mußte. Das Land war vortrefflich angebaut, besonders Mais und Baumwolle wurden nebst vielen andern Producten gezogen. Die Stadt Abda Kudda fand man von den Fulatahs zerstört; aber der Boden war hier ganz besonders fruchtbar; Ricinus, Baumwolle und Indigo wurden in großen Mengen

gewonnen. Unter andern traf Schön einen Priester, der ein schweres, seidenes Gewand trug, welches von den Eingebornen verfertigt, und überaus fein gewebt war. Am Zusammenflusse der beiden Ströme sollte dem mit König Attah abgeschlossenen Vertrage gemäß eine Musterwirthschaft errichtet werden, wozu in der Nähe des Berges Patteh ein Stück Landes ausgewählt wurde; denn wenn auch hier der Boden nicht von der vorzüglichsten Beschaffenheit war, so wuchs doch Baumwolle in ziemlicher Menge, und man durfte es für sehr wahrscheinlich halten, daß auch Kaffee auf den Höhen gezogen werden könnte. Die Eingebornen hatten von den kriegerischen und am meisten Sclavenhandel treibenden Fulatahs viel zu leiden, bedurften also um so mehr des Schutzes, den ihnen eine britische Niederlassung gewähren konnte. In deren Nähe würden sich die Stämme gern angebaut haben, um den Angriffen ihrer Feinde desto größeren Widerstand zu leisten. Ja, es wurde dieser Punkt allgemein als der geeignetste angesehen, auf dem allmählig eine Stadt gegründet werden könnte, welche vielleicht für 50 Millionen Menschen ein Mittelpunkt geworden wäre. Sobald der Platz ausgesucht war, kamen auch die Einwohner, um ihre Producte, wie fertige selbst gewebte Baumwollenzeuge, Taback, getrocknetes Fleisch, Fische u. dgl. mehr zum Verkaufe anzubieten, und zeigten keine geringen Anlagen zum Handeltreiben, welches offenbar, wie bei den meisten Africanern, so auch ihr Lieblingsgeschäft zu sein schien. So weit hatte man also den Zweck erreicht; aber leider nahmen die Erkrankungen dermaßen zu, daß der „Soudan" mit den vom Fieber Befallenen eiligst nach der See abgeschickt werden mußte. Demselben kam am Ausflusse des

Nun das Schiff „Delphin" entgegen, und brachte die auf's Aeußerste ermattete Mannschaft nach Ascension, wo neun starben.

Diese traurigen Nachrichten erreichten Burton im December; er schreibt darüber an seinen Sohn: „Dein Brief hat mich sehr erfreut; denn er erinnerte mich daran, daß es in solchen Stürmen nur einen Anker giebt, der aber überall einen festen Halt gewährt. Freilich, furchtbar ist der Schlag, und nirgends Trost zu finden, als in dem Gedanken, daß es des barmherzigen Gottes Werk und Wille war; und ist dieser auch noch so geheimnißvoll für uns, so könnten wir ja dennoch, wären wir im Stande das Ganze zu übersehen, nie daran zweifeln, daß es nur seine Barmherzigkeit, seine unbegrenzte Vaterliebe war, die uns dieses Schicksal auferlegte ......" Und in einem andern, zwei Tage später geschriebenen Briefe heißt es: „Selbst jetzt möchte ich nicht wünschen, daß Alles, was wir gethan haben, ungeschehen wäre. Denn das glaube ich mit Zuversicht, daß der Weg dennoch gebahnt ist, auf dem die Mission in das Herz Africa's dringen kann, und daß wir in mancher Hinsicht die Schwierigkeiten wider Erwarten gering gefunden haben. Und ist denn der Preis, um welchen wir dieses erkauft haben, wirklich so ganz entsetzlich hoch? müssen wir denn schon allen Eifer, allen Muth verlieren, weil neun Menschenleben verloren gegangen sind? Wenn wir nun mit den Franzosen, Amerikanern oder Chinesen Krieg führten, würden wir denn jetzt aufhören Krieg zu führen? Würde sich wohl das Gefühl des Volkes damit zufrieden erklären, wenn es hieße: Wir haben ja neun Mann verloren, wir müssen also aufhören, es wäre toll, weiter zn kämpfen!

O, aber ein Krieg mit Frankreich ist ein ganz ander Ding, da stehen große National-Interessen auf dem Spiel. Sind darin denn keine Interessen verwickelt, wenn wir den Sclavenhandel aufheben, das Licht des Evangeliums über die Finsterniß Africa's ausbreiten wollen, und alle Erzeugnisse, deren die Welt bedarf, um den vierten Theil zu vermehren bestrebt sind? Das ist nicht nur Sache des National-Interesses, sondern das Interesse der ganzen menschlichen Natur ist bei dieser Expedition betheiligt; und von einer Kleinigkeit wollen wir uns nicht in die Flucht schlagen lassen. Vielleicht sollen wir ja auch durch diese Unglücksfälle nur geprüft werden, ob unser Glaube stark genug ist, ob wir Seinem Versprechen, daß Er uns nahe sein will zur Zeit der Prüfungen, so fest vertrauen, wie wir müssen. Mag es doch sein, daß trotz dem jetzt der neue Tag schon über Africa dämmert! ja ich möchte sogar glauben, daß dem wirklich so ist, und daß wir selbst in dieser Unternehmung nicht unterliegen, wenn wir nämlich beharren."

Aber die nächsten Nachrichten bestätigten diese Hoffnung nicht. Denn die Krankheit dauerte fort und zwang Capitän Trotter, den „Wilberforce" am 21. September ebenfalls nach der See abgehen zu lassen, während er und der dritte Capitän, Bird Allen, ihren Weg auf dem „Albert" fortsetzten, um wo möglich Rabba, die Hauptstadt der Fulatah's zu erreichen. Nachdem man den Zusammenfluß passirt hatte, fand man das Land mehr bevölkert, die Menge der Dörfer nahm mehr und mehr zu. In Gori, einem Marktflecken, waren nicht weniger als 1500 bis 2000 Menschen versammelt, um hauptsächlich Salz aus Rabba, selbstgewebte Stoffe, Eisengeräthe wie

Hacken und Schaufeln, Mais, Seide, Schnüre, die verschiedenartigsten Sämereien, Strohhüte mit ungeheuern Rändern, hölzerne Teller und Schnitzwerk aller Art zu verhandeln. Die Baumwolle, welche in Ballen zum Verkaufe ausgestellt war, hatte kaum einen niedrigern Preis als in England, was wohl in der geringen Menge begründet liegen mochte, die dort gezogen wurde, und nach der Angabe unserer Reisenden 10,000 mal größer sein könnte. Auch Blaufärbestoff kam dort vor; ebenso fand man verschiedene Handwerker, wie Schmiede, und Leute, welche Guinea=Korn auf ihren Steinen mahlten, fleißig an ihrer Arbeit. Der Bezirk Gori steht unter der Herrschaft des Attah von Eggarah, weßhalb der mit diesem abgeschlossenen Vertrag auch von den hiesigen Einwohnern anerkannt wurde. Capitän Trotter befreite mehrere Sclaven, die er in einem Kanoe fand, nach einer in alter Form geführten gerichtlichen Untersuchung. Die Eigenthümer bewiesen ihre Unkenntniß vom neuen Gesetze und durften daher ihr Kanoe behalten. Die armen Sclaven fielen auf die Kniee, um Capitän Trotter ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Sowohl der Eigenthümer als auch Attah's Sohn, der bei der Untersuchung seinen Vater vertrat, erkannten die Gerechtigkeit von Trotter's Verfahren an; und als der „Albert" einige Wochen später den Fluß wieder hinabfuhr, fand man, daß Attah das Gesetz gegen den Sclavenhandel auch in Budda, dem äußersten Punkte seines Reiches, proclamirt hatte. Die Einwohner dieser Stadt, welche eingestanden, daß dieselbe ein Hauptstapelplatz für den Sclavenhandel gewesen sei, behaupteten, daß sie ihn jetzt ganz und gar abgeschafft hätten, und freuten sich, daß man am Zusammenflusse

eine englische Niederlassung errichtet habe, wo sie lernen könnten, wie die Weißen Häuser bauten und das Land bestellten, sie wollten sich auch dort ansiedeln, um vor den Fulatah's beschützt zu sein. Derselbe Wunsch ward in einem einige Meilen weiter gelegenen und zur Landschaft Nufi gehörigen Dorfe Kinami ausgesprochen; dieser Bezirk steht unter der Botherrschaft der Fulatah's, und wird von diesen im Zustande tiefster Unterdrückung gehalten; die Einwohner von Kinami, etwa 1000 an der Zahl, beschäftigen sich mit Weben, und treiben etwas Handel mit Egga in Zeugen, Elfenbein und Wachs. Als die Expedition Egga, die größte Stadt in Nufi erreichte, fand man, daß die Freilassung der Sclaven in Gori einige Aufregung hervorgerufen hatte, dieselbe legte sich jedoch sofort, als man dem Vorsteher des Ortes den Inhalt des Vertrages erklärt hatte; der Vorsteher sprach zwar den Wunsch aus, daß auch bei ihnen der Sclavenhandel aufhören möge, weigerte sich aber, einen Vertrag abzuschließen ohne die Erlaubniß des Königs von Rabba dazu eingeholt zu haben; denn die Fulatah's würden wohl nicht so gern den Sclavenhandel abschaffen. Als Schön sich mit einem Sclavenhändler in ein sehr ernsthaftes Gespräch über sein Gewerbe einließ, meinte dieser: das sei Alles sehr wahr, was er da gehört hätte, und für seinen Theil würde er auch sehr gern den Handel aufgeben, wenn nur der König von Rabba ein Gesetz dagegen erließe, und wenn das ganze Volk damit einverstanden wäre. Wenn es gelänge, bemerkt Schön, die Fulatah's dazu zu bewegen, so wäre das freilich sehr erwünscht, denn das hieße dem Sclavenhandel die Axt an die Wurzel gesetzt.

In Egga, einer Stadt von etwa 7—8000 Seelen, und der größten, welche unsere Reisenden bis jetzt noch an den Ufern des Niger angetroffen hatten, waren die Menschen meist groß und gut gewachsen; die Form ihrer Schädel, ihre Züge, die hellere Gesichtsfarbe deuteten auf eine Mischung der Negerraçe mit der Kaukasischen hin. Weben schien die Hauptbeschäftigung zu sein; gegen 200 Webstühle waren an verschiedenen Stellen der Stadt in Thätigkeit. Weiße, farbige, gestreifte Zeuge wurden verfertigt; der Färbestoff war auch eigenes Erzeugniß, Indigo in großen Mengen vorhanden. Die Baumwolle wird auf dem linken Nigerufer gezogen, und zwar in ziemlich bedeutender Ausdehnung; das Pflanzen geschieht nach dem ersten Regenfall, und fünf Monate darnach ist die Baumwolle zum Verarbeiten fertig.

In Egga war man 320 Meilen von der See entfernt. In zwei von den drei Königreichen war der Zweck der Reise erreicht worden, und gewiß hätte es auch nur einer geringen Anstrengung von Seiten Trotter's bedurft, um den Nufi-Stamm weniger abhängig zu machen, und auch bei diesem den Sclavenhandel wenigstens zu vermindern. Um so schmerzlicher empfanden es die Reisenden, gerade jetzt durch die an Bord des „Albert" stets zunehmende Krankheit genöthigt zu sein, so rasch als möglich den Fluß hinabzusteuern. Diese Fahrt war unter den obwaltenden Umständen nichts leichtes; Capitän Bird Allen war krank, ihm folgte auch Trotter, und zuletzt sahen sich die Maschinisten ebenfalls außer Stande, ihren Dienst zu versehen, so daß nichts übrig blieb, als daß Dr. Stanger, der Geologe, welcher sich glücklicherweise mit der Handhabung der Dampfmaschine bekannt gemacht

hatte, diesen Dienst versehen mußte, während Dr. Mac William noch außer seinen Dienstleistungen an den Krankenbetten die Führung des Schiffes übernahm. Aber selbst in dieser traurigen Lage wurde keine Unzufriedenheit unter der Mannschaft laut, und Alle fanden Trost in dem Gedanken, daß sie sich der Unternehmung zur Förderung einer wahrhaft guten Sache angeschlossen hatten. Die Musterwirthschaft fanden die Rückkehrenden in erfreulichem Fortschreiten begriffen, aber leider mußte man die drei Europäer, welche man dort gelassen hatte, und welche ebenfalls erkrankt waren, an Bord des „Albert" mitnehmen, so daß die Wirthschaft blos in den Händen von Negern blieb, als deren Oberhaupt ein Amerikanischer Neger zurückgelassen wurde; zu ihrem Schutze behielten die neu Angesiedelten einen Schooner, den man mit Negern bemannt hatte. Die Eingebornen hatten sich in hohem Grade freundschaftlich gezeigt, Lebensmittel herbeigeschafft, und hatten sich willig als Arbeiter anstellen lassen. In Aboh wurden die Reisenden mit der größten Zuvorkommenheit behandelt; Obi brachte selbst Früchte, Hühner, Ziegen und andere Lebensmittel an Bord, und war tief betrübt, die beiden Capitäne krank darnieder liegen zu sehen. Zum großen Glücke für die auf das äußerste ermattete Mannschaft kam dem „Albert" 100 Meilen vor der See der Dampfer „Ethiopien" entgegen, welchen man ihm zur Aushülfe abgesandt hatte. In Fernando Po angelangt, hoffte man, daß sich jetzt rasche Genesung einstellen würde; jedoch waren viele, unter ihnen Capitän Bird Allen, schon allzusehr geschwächt, und von den 301 Mann, aus denen die Expedition bestand, als sie den Niger hinauffuhr, starben 41 am

Africanischen Fieber; dabei muß bemerkt werden, daß von den 108 Schwarzen, welche zu der Bemannung der drei Schiffe gehörten, kein einziger der Krankheit erlegen ist. Das war das traurige Ende der Niger-Expedition; aber offenbar bestand die Ursache des Mißlingens einzig und allein in der Unüberwindlichkeit des Klima's, wogegen alle jene mit so großer Sorgfalt getroffenen Vorsichtsmaaßregeln, ebenso wie der Muth und die Ausdauer der Befehlshaber und Mannschaft nichts auszurichten vermochten. Und doch darf man nicht sagen, daß die Expedition durchaus vergeblich unternommen worden wäre. Denn über die Zustände der West-Africanischen Völkerstämme hat sie doch nicht geringen Aufschluß geliefert; es zeigte sich ja erst jetzt, daß dieselben viel weniger wild und mehr geneigt sein, den Engländern zu der Förderung des großen Werkes die Hand zu bieten, als man gedacht hatte, außerdem ist auch die Erzeugsfähigkeit des Landes genauer bekannt geworden, und man weiß, daß diejenigen Gegenstände dort in Menge und mit Leichtigkeit zu haben sind, mit welchen regelmäßiger Handel geführt werden könnte. Freilich — zur Verbreitung des Christenthums hat von der Expedition nichts unternommen werden können, und es ist um so tiefer zu beklagen, daß auch diesem Bestreben das Klima unüberwindlich entgegentrat, als die Stämme eine über alles Erwarten erfreuliche Empfänglichkeit für die Annahme der christlichen Lehren zu haben schienen; ja es hatten schon diejenigen, welche in der Nachbarschaft der Musterwirthschaft angesiedelt waren, den dringenden Wunsch ausgesprochen, in der Religion unterrichtet zu werden, und die Commissionare, welche die Expedition begleiteten, hielten sich nach Allem,

was sie gesehen, für berechtigt, der Regierung ihre Ueberzeugung offen dahin zu erklären, daß Missionare und christliche Lehrer mit aller Sicherheit für ihre Person, und zum großen Vortheil der Eingebornen dorthin abgesandt werden könnten.

Capitel XXXII.

1842, 1843.

Begreiflich mußten die Nachrichten von dem Mißlingen der Niger-Expedition Buxton auf das Tiefste betrüben, und seine Gesundheit, leider nur schon allzusehr geschwächt, litt unter all den traurigen Gedanken, die sich ihm jetzt aufdrängten, dermaßen, daß er kaum noch die geringste geistige Anstrengung ertragen konnte, besonders wenn dieselbe zugleich sein Gemüth aufzuregen im Stande war. Er zählte jetzt erst 55 Jahre, und doch war schon der Abend seiner rastlosen Thätigkeit herangekommen, und wie wenig Freude hatte ihm sein letztes Werk bereitet, dem er sich mit aller Kraft gewidmet hatte! Oft, wenn er an die Schrecken des Sclavenhandels dachte, an die geplünderten, verwüsteten Dorfschaften, an die Qualen, welche die Unglücklichen auf den zahllosen Schiffen zu erleiden hätten, welche sie nach ihrem trostlosen Bestimmungsorte brächten, dann konnte er laute Seufzer ausstoßen, die deutlich genug zeigten, wie tief sein Inneres ergriffen sei. Und wenn er auch die Betrübniß seines Herzens nicht aussprach, so war sie doch auf seinen bleichen Zügen, in seinem zerstreuten Wesen,

in seinen heißen Gebeten, daß Gott sich über Africa erbarmen möge, ausgedrückt.

Was ihm auf der andern Seite wieder die letzten drei Jahre seines Lebens versüßte, war theils sein häusliches Glück und ländliche Vergnügungen mancherlei Art, theils die erfreulichen Nachrichten über den Fortschritt der neu Emancipirten in Westindien; dann ermuthigte ihn auch wohl hie und da ein oder das andere, was zu Gunsten Africa's geschah; was aber sein Gemüth vor Allem erhob, war der Trost, den ihm sein tiefer, unerschütterlicher Glaube an das Heil der Religion gewährte. Seine Stimmung war während dieser ganzen Zeit voll Demuth und Milde, sein Herz strömte über von Liebe gegen seine Umgebung, und von Danksagungen und Gebeten gegen Gott. Und daß das Mißlingen der Niger-Expedition, so hart ihn der Schlag auch traf, ihn selbst in der ersten Zeit keineswegs ganz niederbeugte, ersehen wir aus folgendem Briefe an Trew: „Wie tief mich die traurigen Nachrichten ergriffen haben, brauche ich Ihnen nicht erst auszusprechen. Meine innerste Seele ist betrübt. Aber was kann ich darüber sagen? Es hat Gott gefallen, uns großen Kummer zu schicken; es ist das ein Unglück, welches uns persönlich sowohl, als auch die Menschen im Allgemeinen im allerhöchsten Grade betroffen hat. Der liebe Bird Allen, seine lange Krankheit, sein schweres, schmerzliches Leiden, und alle die übrigen! Welche Gnade, daß uns Trotter erhalten ist! Aber wir müssen uns in Ergebenheit fassen, und dürfen uns nicht verhehlen, daß unsere Anstrengungen für diesmal vergeblich waren. Die Regierung scheint die Frage statt unser entscheiden zu wollen, indem sie die Schiffe zurück beordert, und was

wir zu thun haben, ist klar genug — wir müssen warten, bis Capitän Trotter zurückkehrt, bis wir Alles, was geschehen ist, deutlich vor uns sehen, und bis wir Zeit gehabt haben, es zu überdenken. Es mag sich ja dann vielleicht zeigen, daß aus den Ueberbleibseln der Unternehmung eine andere erstehen kann, die von Negern ausgeführt wird; oder daß das Werk durch einzelne Missionare vollbracht werden muß. Es bleibt, glaube ich, auch jetzt noch unsere Bestimmung, in Glauben und Demuth fernerer Erleuchtung zu harren und ruhig abzuwarten, was unser Herr für sein eigenes Werk beschlossen hat."

„Ich halte an meiner Ueberzeugung fest," heißt es in einem andern Briefe, „daß, wenn unsere Bestrebungen auch fehl geschlagen sind, wenn unsere Pläne sich auch als nutzlos erwiesen haben, der Tag dennoch nicht fern ist, wo das rechte Mittel gefunden und Africa frei wird. Gott gebe, daß dieser glückselige Tag bald erscheine!" Und an Fräulein Gurney schreibt er: „Unser Haupt-Orakel donnert täglich einen Leitartikel gegen mich und macht seine Angriffe in Poesie und Prosa; das Alles kümmert mich aber auch nicht im Allermindesten. . . . . Wir dürfen Africa in keinem Falle eher verlassen, als bis sich alle unsere Anstrengungen als vergeblich erwiesen haben." Er gab die Hoffnung nicht auf, daß trotz des Scheiterns des ersten Versuches, fernere angestellt werden möchten. „Zugegeben auch," sagt er daher, „daß mein Buch durch die Ereignisse zu Schanden gemacht worden ist, daß sich die letztere Hälfte als baarer Unsinn erwiesen hat, so bleibt der erste Theil doch unangefochten. Denn Niemand kann in Abrede stellen, daß alljährlich eine ungeheure Zahl von Menschen dem Sclavenhandel zum Opfer fällt. Sollen

wir denn diesem Uebel, der seines Gleichen nicht hat, nachgeben, weil ein Plan fehl geschlagen ist? sollen wir uns stellen, als wären wir mit jenen Abscheulichkeiten versöhnt, weil wir einmal in der Wahl der Mittel dagegen geirrt haben? haben wir denn mit diesem einen Anlaufe den Anforderungen der Humanität und des Evangeliums Christi Genüge geleistet? Auch ist, was wir gethan haben, keineswegs ganz nutzlos gewesen; denn eins wissen wir jetzt, was uns früher unbekannt war, nämlich, wie man dem Uebel beikommen kann und daß das Mittel in den Eingebornen selbst liegt, daß schwarze Missionare das Evangelium predigen müssen. Africa muß durch seine eigenen Söhne frei werden!"

Vor Allem wünschte Buxton, daß die Muster-Wirthschaft am Niger bestehen bleiben möchte, worüber auch Schön, von dem er im Frühjahr 1842 auf Northrepps besucht wurde, mit ihm einverstanden war. Im Juni ward eine Versammlung der Gesellschaft für die Civilisation Africa's abgehalten, welcher beizuwohnen Buxton sich jedoch nicht wohl genug fühlte. Das Resultat derselben war befriedigender als man hätte erwarten können. Denn man mußte zwar eingestehen, daß man sich in den gehegten Hoffnungen auf's Höchste getäuscht sähe, auf der andern Seite sprach man aber allgemein die Ueberzeugung aus, daß trotz dieses ersten Mißlingens die Zeit kommen müßte, wo das große Werk vollendet werden könnte. Lord John Russell hatte dies mit ganz besonderm Nachdruck ausgesprochen, und Buxton schreibt ihm darüber: „Sie müssen entschuldigen, daß ich Ihnen die Mühe mache, eine Zeile von mir zu lesen, aber ich bin für Ihren zeitgemäßen, kräftigen Beistand und Ihr offenes Auftreten

vor der Oeffentlichkeit, wodurch auch Sie Sich einen Theil der Schmähungen, die man gegen uns ausgestoßen hat, willig aufgeladen haben, so dankbar, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dies mit aller Herzlichkeit auszusprechen. Ich bin überzeugt, daß die Wirkung der neulich abgehaltenen Versammlung nicht verloren gehen wird. Sie hat uns schon bessern Muth eingeflößt, und wird, wie ich zuversichtlich glaube, auch das Land zu der Ueberzeugung führen, daß die Anstrengungen, welche wir gemacht haben, um Africa zu civilisiren und neu zu beleben, nicht so eitel und phantastisch waren, wie man sie dargestellt hat."

Auch folgender Brief vom Bischofe von Calcutta verfehlte nicht, sehr wohlthuend auf Buxton zu wirken: „Sein Sie nicht niedergeschlagen, theuerster Freund," lautet derselbe, „und geben Sich dem Kummer nicht allzu sehr hin; es wird Alles zum Besten dienen. Der Hauptschlag ist geschehen und das Ungeheuer muß fallen wie Dagon vor der Bundeslade; Ihr redliches, treues, sorgsames Herz wird auch noch Tröstlicheres erfahren. Und wenn wir bedenken, wie wenig wir Erdenwürmer die Rathschlüsse des ewigen Gottes begreifen können, dürfen wir uns ja nicht wundern, wenn Trübsal und Traurigkeit selbst unserm besten Streben folgen. Wenn all' unsere Hoffnungen fehlschlagen, so hat die Vorsehung andere Mittel und Wege, um die tief gedrückten Völker Africa's zu erheben. So wollen wir denn fröhlich vorwärts schreiten und uns dessen freuen, was uns beschieden ist; es kömmt auch zur rechten Zeit ein neuer Segen unerwartet. Gürten Sie Ihre Lenden wie ein Mann und hoffen Sie auf das Ende mit Zuversicht. Was wir für Gott thun, in Dingen, die die Menschlichkeit von uns fordert, geht nie ver-

loren, weder an der Sache noch an uns. Bald, bald legt sich der Sturm, bald ist das Leben dahin, bald öffnet sich unserm gebrechlichen, von Wettern zerschlagenen Schifflein der himmlische Hafen, und dann ziehen wir ein in das gesegnete Land."

Ein Lieutenant Webb war kühn genug, im Juli auf dem Dampfer Wilberforce eine Reise nach der Muster-Wirthschaft zu unternehmen. Er fand die Ansiedler in erwünschtem Wohlsein; man hatte eine große Strecke Landes urbar gemacht, und schon auf 20—30 Morgen wuchs Baumwolle, die eine reichliche Erndte zu liefern versprach. Die Eingebornen hatten sich willig zur Arbeit gestellt; oft waren gegen 100 Männer, Weiber und Kinder dort beschäftigt. Die Arbeitszeit betrug täglich neun Stunden. Man hatte sieben Häuser und vier Hütten errichtet, am Platze selbst und in den umliegenden Dörfern wurden regelmäßige Märkte abgehalten. Die Sicherheit, welche der Ort vor den beständig einfallenden Sclavenjägern bot, hatte bewirkt, daß sich eine Menge der verfolgten Stämme in der Nachbarschaft angesiedelt hatten und das Land sorgsamer und in größerer Ausdehnung bebauten als sonst. Die Eingebornen waren friedliebend, freundschaftlich und betriebsam. So gut nun auch der Zustand der Muster-Wirthschaft war, sah sich Lieutenant Webb zu seinem nicht geringen Kummer dennoch genöthigt, dieselbe aufzuheben und die Ansiedler mit sich fortzuführen. Carr nämlich, einer der drei, welche bei der ersten Errichtung der Niederlassung als Oberaufseher dort gelassen worden, aber bei der Rückkehr des „Albert" wegen Erkrankung nach Fernando Po hatten transportirt werden müssen, war, gerade auf dem Wege, sich wieder nach der

Muster-Wirthschaft zu begeben, ermordet worden, und der Neger Moore, sein Stellvertreter, hatte sich so wenig Autorität erworben, daß die größte Unordnung entstanden war. Anfangs glaubte Lieutenant Webb diesem Uebelstande dadurch zu begegnen, daß er den Chirurgen seines Schiffes als Oberaufseher zurückließe. Die Ausführung dieses Planes wurde aber wegen plötzlich eintretender Krankheitsfälle auf dem Dampfer unmöglich, und so mußte die Niederlassung, welche so viel versprochen hatte, zur allgemeinen Betrübniß aufgelöst werden, welches auch unter den umherwohnenden Stämmen das tiefste Bedauern, ja Mißfallen darüber erregte, daß der Weiße gekommen sei, ihnen seine Sitten und Gebräuche zu lehren und nun auf einmal wieder abzöge. Auch Buxton's Gleichmuth wurde wenigstens für einen Augenblick durch diese bittere Enttäuschung erschüttert, und er schreibt daher: „Es könnte Einen toll machen, wenn man bedenkt, daß die Muster-Wirthschaft so schöne Fortschritte gemacht hatte, so erfreuliche Aussichten bot, daß unser Versuch sich bewähren würde, und daß nun die Leute von dort hinweggerissen worden sind, weil Lieutenant Webb ihnen keinen Aufseher abgeben konnte. Aber all unser Kummer schweigt, wenn wir bedenken, daß Einer an der Spitze unserer Sache steht, der nicht irren kann!

Im October hatte Sir Fowell Buxton die Freude, zu hören, daß sich ein Capitän Bosanquet erboten habe, ohne Anspruch auf Belohnung, eine zweite Expedition den Niger hinauf zu unternehmen und zur Deckung der Kosten eine Beisteuer von 500 Pf. St. geben wolle. Buxton drückte ihm brieflich seinen Dank für diese Bereitwilligkeit aus, worauf ihm jener antwortete: „Mein ganzes Herz

lebt für das Wohl unserer schwarzen Brüder, und alle Fähigkeiten, alle Kraft, die ich, wenn auch in noch so geringem Maaße, besitze, sollen der Expedition, wenn sie zu Stande kömmt, gewidmet sein." Ein Comité der Gesellschaft trat zusammen, um über den Vorschlag zu berathen, fand sich jedoch genöthigt, denselben ablehnend zu beantworten.

Im Januar 1843 mußte Buxton nach London gehen, wo ihm die schmerzliche Aufgabe wurde, an der Auflösung der Gesellschaft für die Civilisation Africa's Theil zu nehmen. „Es ist mir, als ginge ich zum Begräbnisse eines alten lieben Freundes," schrieb er. Nachdem die Aufhebung der Wirksamkeit der Gesellschaft förmlich zum Beschluß gebracht war, redete er die Versammlung mit warmen Worten an. Er dankte dem Comité für alle ihm geleistete Hülfe, und wenn er auch mit Nachdruck seine Ueberzeugung dahin aussprach, daß die Expedition in keinem der Hauptpunkte als gänzlich mißlungen betrachtet werden dürfe, mußte er doch die Nothwendigkeit des eben gethanen Schrittes eingestehen. Indem er auf die Angriffe von Seiten der Zeitungen anspielte, sagte er, so schmerzlich ihn auch alle Unglücksfälle berührt hätten, die der Expedition zugestoßen seien, klage er sich doch nicht an, in seinen Vorschlägen unklug und allzu sanguinisch gewesen zu sein. Jeder, welcher eine genauere Einsicht in die Sache hatte, war von dem entschiedenen Bewußtsein durchdrungen, daß alle menschlich möglichen Mittel ergriffen worden wären, um den gewünschten Erfolg, welcher ihnen versagt worden, herbeizuführen. Dasselbe finden wir in folgendem Briefe an Buxton ausgesprochen: „Es thut mir sehr leid," wird ihm von einem hochstehen-

den Manne geschrieben, „daß Sie mir keinen erfreulicheren Bericht über Sich geben können. Alles, was Ihr Gemüth bewegt, wie diese Geschichte mit der Niger-Expedition, thut Ihrer Gesundheit sicherlich mehr Schaden als irgend ein körperliches Uebel. Aber bedenken Sie doch, daß das Resultat gar keinen moralischen Beweis liefert — eventus stultorum magister. Die Größe der Aufgabe, die Sie erfüllen sollten, kennen Sie. Sie zweifeln nicht daran, daß Sie Ihre Nachforschungen mit Fleiß und Ausdauer durchgeführt haben, ebenso wenig, daß Geschicklichkeit, Muth und kräftiges Handeln in hinreichendem Maaße vorhanden waren, um den Erfolg wahrscheinlicher zu machen. Bedenken Sie, daß dies ein Fall war, wo man Alles gethan hatte, was vorher gethan werden konnte, wo keine nur erdenkliche Vorsorge vernachlässigt worden war — wo aber doch noch Vieles übrig blieb, was sich außer dem Bereiche befand, wo menschliche Denkkraft zu bestimmten, sicheren Schlüssen kommen konnte. Deßhalb erlauben Sie mir, Sie, mein lieber Buxton, allen Ernstes zu bitten, daß Sie die Sache nicht in unverständiger Weise auf Ihr Gemüth wirken lassen wollen, damit Sie nicht gar an Ihrer Gesundheit und an Ihrem Glücke Schaden leiden.

Vor mehreren Jahren hatte Buxton an der Küste von Norfolk, einige Meilen von Cromer, ein kleines Landgut, Tirmingham, gekauft, auf dem er jetzt allerhand Verbesserungspläne eifrigst ausführte. Einen Theil desselben behielt er zur eigenen Bewirthschaftung, und gab sich die größte Mühe, das Land auf einen möglichst hohen Cultur=

zustand zu bringen. Die Anpflanzungen, die er hier und auf einem zweiten Grundstücke machte, welches er später auf der andern Seite von Cromer bei Runton angekauft hatte, gehörten zu den Hauptfreuden seiner letzten Lebensjahre, und mit innigem Vergnügen konnte er seine Freunde dort umherführen, um ihnen die wunderschöne Aussicht auf das Meer hinaus und die Fortschritte seiner jungen Pflanzungen zu zeigen. Die einzelnen Plätze wurden, wie früher seine Pferde, nach den Orten benannt, welche ihn gerade am meisten interessirten; so z. B. hießen zwei seiner neu angelegten Gehölze Niger und Fernando Po. Was ihn aber besonders dabei freute, war, daß diese Anlagen den armen Leuten der Umgegend zu Gute kamen, daß er ihnen Arbeit und guten Lohn geben konnte. „Das," sagte er, „ist das erste und schönste beim Planzen, mag nachher daraus kommen was da will."

Einer seiner Freunde äußerte bei der Besichtigung dieser Arbeiten: „Ihre Pflanzungen werden dereinst der Stolz des Landes sein, wenn England stehen bleibt." „Wenn England stehen bleibt!" antwortete Buxton. „Ich kann nicht glauben, daß ein Land jemals fällt, was die Sclaverei abgeschafft hat, wie es England that."

Wir lassen hier einige Bemerkungen folgen, welche sein Secretär Nixon aus Buxton's letzten Lebensjahren, in denen er diese Stelle bei ihm versah, niedergeschrieben hat. „Was mir unter seinen Eigenschaften besonders auffiel," sagt Nixon, „war seine Ausdauer, sein Wohlwollen, sein Unbekümmertsein um äußern Schein, sein durch und durch praktischer Sinn, und, vielleicht vor Allem, seine Demuth.

Was die Ausdauer anbelangt, so bedachte er nicht, ob irgend etwas, was er unternahm, wahrscheinlich ge-

lingen würde, sondern ob Erfolg überhaupt möglich sei; und war dem so, dann ging er mit aller Kraft an die Arbeit, und ruhte nicht eher, als bis der Zweck erreicht war.

Seine Demuth ließ ihm Niemanden, dessen Stellung auch noch so niedrig war, eines gewissen Respectes unwürdig erscheinen. . . . .

Im Juni 1840, einige Tage nachdem ich sein Secretär geworden war, trug er mir auf, einen Auszug aus seinem Buche zu machen, und ging nach der Stadt. Als er zurückkam, las ich ihm meine Arbeit vor, während wir im Garten spazieren gingen. Er hörte sehr aufmerksam zu, und als ich fertig war, schlug er mir auf die Schulter und sagte: Sehr gut gemacht, Herr Nixon; macht Ihnen alle Ehre, ist aber nichts für mich. Als schöne, blumenreiche Rede wäre es vortrefflich, und ganz gut für ein junges Parlamentsmitglied; ich muß aber etwas Praktischeres haben, kurz und sehr kräftig; so wollen wir denn hineingehen und den Anfang machen.

So oft ich mich der Zeit erinnere, welche ich bei Sir Fowell Buxton verlebte, muß ich seiner bewunderungswerthen Gabe, sich zu concentriren, gedenken; denn diese machte ihn fähig, jedes Atom seiner Kräfte dem zu widmen, was er gerade betrieb. Wenn ihn irgend etwas von Bedeutung beschäftigte, fühlte er sich unwiderstehlich davon hingezogen, und es durfte auch bis zu dessen Vollendung nichts unversucht bleiben, was nur immer der menschliche Geist angeben konnte, keine Anstrengung, deren der Körper nur gewachsen war, unterlassen werden. Er wurde von dem Gegenstande viel zu sehr in Anspruch genommen, um Ermüdung zu fühlen, und hat mich oft in aller Gutmüthigkeit ausgelacht, wenn ich über Müdigkeit

klagte und auszuruhen wünschte. Müde, Nixon! Sie wissen ja gar nicht, was müde sein heißt. Haben Sie erst neunzehn Jahre lang im Parlamente gesessen, dann können Sie Sich eine Vorstellung davon machen. Auf jeden Fall muß dieses hier erst fertig gemacht werden. Es ist mir einerlei, wie viele Weiße ich zu Sclaven mache, um die Schwarzen frei zu bekommen.

Als er damals allein aus Italien zurückgekehrt war, zu welcher Zeit ich auch sein Secretär wurde, sah er sich alsbald dermaßen mit Arbeiten für die Niger-Expedition überhäuft, und die ganze Angelegenheit war so weit verzweigt, daß gewiß nur der kräftigste Geist einem so ununterbrochenen, schweren Drucke von Sorgen und Mühen zu widerstehen vermocht hätte. Nach vollbrachtem Tageswerke konnte er oft nicht schlafen, und nicht selten kam es vor, daß ich Nacht auf Nacht gerufen wurde, um ihm vorzulesen, damit er vielleicht dadurch zur Ruhe käme. Wenn ich dann, in der Meinung, daß er im Einschlafen begriffen sei, immer leiser und leiser las, hat er mir manches Mal plötzlich Einhalt geboten und gesagt: Herr Nixon, nehmen Sie mein Notizbuch zur Hand und schreiben Sie so und so, und dann ging's fort, bis er für eine ganze Woche Arbeit genug aufnotirt hatte. Darauf folgte wieder eine eintönige Seite des Buches, aus dem ich gerade vorlesen mußte, und dann sprang er mit einem Male auf und sagte: Das nutzt Alles nichts, kommen Sie in's Zimmer; so! nun nehmen Sie einen Bogen Papier zur Hand; und dann dictirte er drei oder vier Billette oder einen Brief, oder einen Theil einer weitläufigeren Arbeit, mit der er gerade beschäftigt sein mochte, und ging wieder zu Bett.

Seine Beharrlichkeit bei kleineren, ebenso wie bei größeren Unternehmungen zeigte sich unter andern in der seinen Anpflanzungen gewidmeten Sorgfalt; dieselben wurden nämlich auf dem schlechtesten Boden angelegt und waren jenen rauhen Nordwestwinden ausgesetzt, welche keine Hoffnung zuzulassen schienen, daß der Hügel sich je mit Wald überziehen könnte. Er sparte aber keine Mühe, um seinen Plan auszuführen: suchte sich aus Büchern und Briefen, aus dem Verkehre mit erfahrenen Leuten und aus eigener Anschauung in Baumschulen und in jungen Waldungen — genug auf jede mögliche Art zu belehren, und der Erfolg, den er so eifrig angestrebt hatte, ward ihm reichlich zu Theil. Es sind ja auch 1845 die blühenden Anpflanzungen bei Tirmingham und Runton in einer gekrönten Preisschrift über den Gegenstand als ermunternde Beispiele angeführt worden.

Sir Fowell Buxton's Lebensregel war, in Allem möglichst vollkommen zu sein, und Jedes, was er einmal begonnen habe, gründlich durchzuführen; übrigens muß ich bemerken, daß ihm jene Anlagen hauptsächlich deßhalb so viel Freude machten, weil er die Armen dabei beschäftigen konnte.

Auffallend war sein Vergnügen an Pferden. Eine Anecdote, die er mir selbst von einem seiner Lieblingspferde erzählte, will ich hier wiedergeben. Mein armer, alter Abraham, sagte er, war das schönste Pferd, was ich je in meinem Leben besessen habe. Zur Zeit, wo Georg IV. beim Volke in großer Mißgunst stand, ritt ich eines Tages durch St. James Park, gerade als der König, von einem ungeheuren Haufen umgeben, vorbeikam. Da wurde entsetzlich geschrieen, gebrüllt und gepfiffen, und ich

mitten in das Gewühl hineingekeilt, mitten in einen Lärm, vor welchem das beste Thier hätte scheu werden können. Aber mein edles Roß spitzte die Ohren, spreizte die Nasenlöcher, bog den Nacken und stand unbeweglich da. Den Tag darauf kam ein Marquis und wollte mein Pferd kaufen. Ich sagte, es wäre mir nicht feil, es sei mein Liebling, und gerade so wie ich es wünschte. Der Marquis ließ sich aber nicht abschrecken, that ein Gebot nach dem andern und sagte zuletzt, es wäre nicht für ihn, daß er es kaufen wollte, sondern für einen Freund, der ihn ermächtigt habe, bis auf 500 Pf. St. zu bieten. Als ich dieses auch abschlug, nahm er seine Zuflucht zum letzten Mittel, indem er sagte: Eigentlich hat mich der König hergeschickt, um das Pferd zu kaufen, und ich hoffe, Sie werden es Seiner Majestät nicht abschlagen. Das machte mich denn freilich einigermaaßen stutzig, aber ich entschloß mich rasch, machte eine Menge Entschuldigungen, sagte, wie tief ich bedaure, und blieb in der allerhöflichsten Weise bei meiner Antwort. Damit war denn die Geschichte zu Ende. Was ich aber eigentlich gemeint hatte, jedoch nicht gerade für passend fand zu sagen, war das: Melden Sie Sr. Majestät, wie sehr es mich gefreut hätte, zu hören, daß er ein Freund von guten Pferden sei; aber das bin ich auch, und da ich eins habe, möchte ich es behalten.

Seine Freigiebigkeit kannte keine Grenzen. Ich erinnere mich, daß es ihm bei unserm Aufenthalte in Bath das größte Vergnügen machte, in die Läden zu gehen, um für seine Familie, seine Großkinder oder Freunde etwas einzukaufen. Ebenso war auch seine Art, Geschenke zu machen, die angenehmste von der Welt. Wenn er die

Waaren musterte, konnte er mitunter sagen: Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich auswählen soll; was würden Sie für das Beste halten, Nixon. Hatte ich denn ein Stück ausgesucht, mit der Bemerkung, daß dieses mir am besten gefiele, so sagte er: So, wirklich? dann legen Sie es auf die Seite für Herrn Nixon.

Ebenso freigiebig, wie er bekanntlich in öffentlichen Angelegenheiten verfuhr, war er auch im Privatleben; aber solche Handlungen der Wohlthätigkeit blieben außer mir und denen, welchen sie galten, unbekannt. Es schien ihm ganz unmöglich zu sein, Hülfe zu verweigern, wo sie nöthig war, wenn er auch wußte, daß der Empfänger sie keineswegs verdient habe. Manchmal kam es vor, daß er derselben Person schon oft geholfen hatte; weßhalb er mir denn die Ordre gab, in ziemlich scharfen Ausdrücken zu schreiben, daß er ihre Gesuche um Unterstützung nicht mehr berücksichtigen könne. Aber im Laufe des Tages fragte er mich wieder, ob ich das Billet abgeschickt hätte, und las darauf den Bittbrief noch einmal durch, lehnte sich in seinem Armsessel zurück, schob die Brille auf die Stirn und sagte, mir scharf in's Gesicht blickend: Was meinen Sie, Nixon? der arme alte Schelm scheint wirklich in einer traurigen Lage zu sein, soll ich ihm noch eine Kleinigkeit schicken? und wenn ich mich denn weigerte, eine bestimmte Antwort zu geben, fuhr er fort: So schicken Sie ihm noch ein Goldstück, sagen ihm aber dabei, daß es nun das siebente Mal wäre, wo er versprochen hätte, nicht wiederzukommen, und daß ich ihm diesmal noch die Kleinigkeit geben wolle, unter der Bedingung, daß ich seine Handschrift nicht wieder zu sehen bekäme. Ich möchte dem armen, alten Kerl nicht wehe thun, aber

sagen Sie ihm doch so höflich wie möglich, daß ich ihn eher am Galgen hängen sehen will, als ihm auch nur noch einen Pfennig geben. Darnach stand er auf, um aus dem Zimmer zu gehen, drehte sich aber an der Thür noch einmal um und meinte, ich möchte es aber doch nicht zu schlimm machen und ihm den Brief zeigen, bevor er abgeschickt würde. So war dieser Mann — er konnte es nicht ertragen, Jemandem auch nur einen Augenblick wehe zu thun.

Kaum habe ich je eine solche Liebe zu Kindern gesehen, wie bei ihm. Denn selbst, wenn er mit den schwierigsten Dingen beschäftigt war, konnte er sich kaum dazu entschließen, sie hinauszuweisen, wenn sie in sein Studierzimmer kamen, ohne ihnen Zuckerwerk oder Kuchen, die er gewöhnlich für sie aufgehoben hatte, zu schenken; und wenn er ein Kind, weit von sich entfernt, im Kinderzimmer weinen hörte, that ihm das so leid, daß er mitten aus der wichtigsten Arbeit aufspringen mußte und nicht eher ruhte, als bis er das Kind beruhigt hatte.

Es kam manchmal vor, daß sich ein Disput zwischen uns erhob, und zwar gewöhnlich wegen irgend einer Meinungsverschiedenheit. Unglücklicher Weise konnte ich mich denn oft nicht mäßigen und sagte meine Meinung frei heraus. So unangenehm ihm das auch war, sagte er doch meistens nichts bis zum nächsten Tage. Dann aber, wenn ich die Sache vielleicht schon für vergessen hielt und in der Zwischenzeit manche Freundlichkeit von ihm erfahren hatte, konnte er auf einmal sagen: Was für ein sonderbarer Mensch waren Sie doch gestern, Nixon, so leidenschaftlich zu werden! Wenn ich etwas gesagt hätte, wäre es wahrscheinlich so weit gekommen, daß wir

auseinander gegangen wären. Machen Sie es Sich zur Regel, nie zu sprechen, wenn Sie aufgeregt sind, sondern warten Sie bis zum nächsten Tage.

Hatte er selbst diese Regel zufällig überschritten, so that ihm das herzlich leid, und er ruhte nicht eher, als bis er seinen Verstoß auf die eine oder andre Weise wieder gut gemacht hatte. Manche halten es durchaus nicht für nöthig, vielleicht sogar für erniedrigend, sich bei denen zu entschuldigen, die unter ihnen stehen; aber das war bei ihm nicht der Fall. Im Allgemeinen machen es die Leute so, daß sie stillschweigend ihren Irrthum durch gesteigerte Freundlichkeit zu verbessern suchen, wenn sie nicht gar auf ihre Autorität so stolz sind, daß sie die Macht an die Stelle des Rechts setzen; das aber war nicht seine Art und Weise. Eines Falles erinnere ich mich sehr deutlich. Er wollte (1844 glaube ich war es) in Runton auf die Jagd gehen, und gerade ehe er abfahren sollte, hatte ich ihm irgend etwas, wovon ich wußte, daß es nothwendiger Weise geschehen müßte, dringend vorgestellt, vielleicht aber mit zu viel Heftigkeit und ohne den hinreichenden Respect; und als jetzt der Wagen angesagt wurde, ging er mit den Worten aus dem Zimmer: Hören Sie, Nixon, ich wünschte, Sie gingen nicht mit auf die Jagd; es wäre mir viel lieber, wenn Sie hier blieben. Ich war jedoch überzeugt, daß das eigentlich nicht sein Ernst sei, und stieg, nachdem ich mich einen Augenblick bedacht hatte, zu Pferde und ritt ihm nach. Es dauerte auch nicht lange, so sah ich schon von Weitem den Kutscher still halten, und, nachdem er mit Sir Fowell gesprochen hatte, mir winken. Als ich den Wagen erreichte, streckte Buxton mir die Hand entgegen und sagte:

Kommen Sie, Nixon, ich weiß, daß ich Unrecht hatte, denken Sie nicht mehr daran, was ich eben gesagt habe!

Diese wenigen Erinnerungen sollen keine Anecdoten von Sir Fowell Burton vorstellen, sondern eben blos kurze Charakterzüge von ihm sein, und ich bedaure nur, nicht mehr vorführen zu können. Zum Schlusse will ich noch aussprechen, welche innige Freude es mir gewährt hat, auf diese Weise einen Rückblick auf die glückliche Zeit zu werfen, die ich bei ihm habe verleben dürfen; und daß meine Ehrfurcht und Hochachtung, die ich ihm in so hohem Maaße zollen muß, jedesmal, wenn ich mir sein Wesen wieder vergegenwärtige, wo möglich noch gesteigert werden."

Capitel XXXIII.

1843, 1844.

Im Frühjahr 1843 besuchte Buxton die Heilquellen zu Bath, von wo jedoch keineswegs die günstigsten Nachrichten über seinen Gesundheitszustand einliefen; dann aber kommen auch wieder Momente, wo er seine Leiden zeitweise wenigstens über andere erfreulichere Dinge vergessen konnte. So schreibt er an seine Tochter: „Mein Mund wurde voll Lachens, um mit David zu reden, als ich in der gestrigen Zeitung las, daß Lord Aberdeen auf eine Frage Brougham's, in Betreff des Sclavenhandels, im Parlamente geantwortet hat, er wäre überzeugt, daß die Zeit nicht fern sei, wo derselbe ganz abgeschafft werden würde. Bitte, übersieh das nicht, und laß P. die

Freude haben, die Debatte zu hören, und sich zu überzeugen, daß, wenn es auch unserm guten Herrn nicht gefallen hat, unsern Plan auszuführen, Er doch aller Wahrscheinlichkeit nach die Vollendung des Werkes vorbereitet; und das ist ja das einzig Wichtige, das Einzige, um das ich mich bekümmere. Wenn Er die Hand nur rührt, schwinden alle Hindernisse, werden alle Schwierigkeiten überwunden. Das hat mein Herz in die fröhlichste Stimmung versetzt." Und ferner: „Als ich in London war, ging ich nach dem Colonial-Büreau, wo Stephan in so erfreulichen Ausdrücken von den Negern und ihrem Betragen seit der Emancipation sprach, daß ich frohlockend nach Hause ging."

Daß es Buxton oft schwer wurde, bei so manchen Gelegenheiten fehlen zu müssen, wo Dinge verhandelt und berathen wurden, welche in das Gebiet schlugen, dem er sich so ganz gewidmet hatte, ist leicht begreiflich; aber auch hierin tröstete ihn sein kindlich religiöser Glaube, und so sagt er einmal: „Einerlei, wer das Werkzeug ist; wenn nur überhaupt glückliche Arbeiter vorhanden sind, die für Gott, für Christus und für die Menschen, hauptsächlich aber für die Heiden wirken."

Der Sommer wurde in größter Ruhe auf Northrepps verlebt. Da ihm seine höchst geschwächte Gesundheit jede Anstrengung verbot, ergötzte er sich an den Fortschritten seiner Anpflanzungen; Abends ging er oft und gern auf den Rasen hinaus, um den Spielen der Dorfbewohner zuzusehen. Während die Kräfte seines Geistes hinschwanden, schien seine warme Liebe zu denen, die ihm theuer waren, stets noch größer zu werden. Es ist fast unmög-

lich zu beschreiben, mit welcher Inbrunst er alle guten und vollkommenen Gaben auf seine Lieben nah und fern herabflehte; vor Allem aber richtete er seine heißen Gebete nach oben, daß der himmlische Vater seine Hand ausstrecken möge, um Africa zu erlösen.

Im Herbste erholte er sich so weit, daß er einige Gäste bei sich sehen konnte. Unter diesen war der Neger-Geistliche Samuel Crowther, welcher zu Buxton's nicht geringer Freude, während der Zeit, die er bei ihm verlebte, eine höchst ausgezeichnete Predigt in der Kirche von Northrepps hielt. Er unterließ zwar bei dieser Gelegenheit nicht, das Mißlingen der Niger-Expedition zu berühren, hob dabei aber auf das Entschiedenste hervor, daß sie trotzdem viel Gutes gestiftet habe, daß die Verbindung zwischen Sierra Leone und den andern Theilen Africa's und die Thätigkeit der Mission jetzt bedeutend erleichtert sei; manche, die mit Thränen gesäet hätten, würden dennoch mit Freuden erndten, und welche Freude dann für sie größer sein könne, als zu hören, daß ihre Kinder in der Wahrheit wandeln?

Aehnlich wird Buxton über die dritte Reise des Geistlichen Freeman nach West-Africa geschrieben: „Sie leben, um zu sehen," heißt es dort, „daß die Niger-Expedition keineswegs vollkommen fehlgeschlagen ist. Sie hat zwar gerade nicht diejenigen wohlthätigen Wirkungen hervorgebracht, die man von ihr erwartet hatte; aber der allmächtige Gott vollendet auf seine Weise das Gute, dem Ihr ganzes Herz ergeben war. Die Expedition hat in Africa einen neuen Umschwung hervorgebracht, sie hat die Auswanderung aus Sierra Leone verursacht und diese

wieder den Weg nach Jariba und Dahomey geöffnet; so daß wir jetzt sogar Central-Africa erreichen können.*)

Gegen Ende November trat eine Verschlimmerung in Buxton's Befinden ein; bei großer allgemeiner Schwäche zeigte sich eine bedeutende Abnahme des Gedächtnisses, manchmal sogar ein Durcheinanderwerfen von Ideen, welches die Seinigen nur mit dem tiefsten Schmerze wahrnehmen konnten. Dieser Zustand, der an dem Vorhandensein eines tieferen Hirnleidens kaum zweifeln ließ, dauerte mehrere Wochen; nach Verlauf derselben aber erholte sich Buxton in erstaunlicher Weise, seine Körperkraft kehrte einigermaaßen zurück, und wenn er auch unfähig blieb, größere geistige oder körperliche Anstrengungen zu ertragen, so wurde sein Geist doch wieder vollkommen klar.

Während der Krankheit sagte er einmal, als ihm das Schwinden des Gedächtnisses besonders fühlbar wurde: Oh, ich will gern vergessen, wenn nur der Herr meine Sünden vergißt. Als ihm mehrere Bibelstellen vorgesagt wurden, welche sich auf das Versprechen beziehen, daß wir Vergebung erlangen sollen, antwortete er sehr ernsthaft: Ja! wenn es nicht vermessen ist, zu sagen, so glaube ich, daß ich durch Gottes unaussprechlich große Gnade bei ihm Aufnahme finden werde, und daß ich Frieden habe bei Gott durch Jesum Christum.

---

*) Von Jahr zu Jahr hat es sich deutlicher gezeigt, daß die Niger-Expedition für die Mission von der größten Bedeutung gewesen ist; dieselbe hat schon, besonders in Abbeohutta, sowohl auf das physische als auch auf das moralische Verhalten mancher Volksstämme einen sehr günstigen Einfluß gehabt.

Als ihm die Nachricht von der Krankheit der Mrs. Fry gebracht wurde, rief er sichtlich tief bewegt aus: O Herr! ich flehe Dich, Du mögest diese, unsere theuerste Schwester erhalten, damit sie zurückkehre zu ihrem großen Werke, damit ihr Ohr sich auch ferner dem Schrei der Elenden auf der Erde zuneige. Darauf wandten sich seine Worte zur Bekenntniß und Demüthigung seiner selbst vor Gott: O Herr, rief er aus, ich flehe Dich, Du mögest Deinem unwürdigen Knechte die unzähligen Sünden und Uebertretungen vergeben, die er wider Dich begangen hat. Und dann fügte er hinzu: Wenn es nicht vermessen ist, so zu sprechen, durch Christum finde ich Gnade und Frieden. Später betete er mit Inbrunst um volle Ergebung in Gottes Willen.

Jetzt traten Gedächtnißschwäche und Abnahme der Körperkräfte immer mehr hervor; er fuhr oft mit der Hand nach dem Kopfe, als ob er dort Schmerz empfinde, dabei stieß er oft tiefe, laute Seufzer aus und sein Gang wurde unsicher. Aber wenn sein Geist sich auch gleichsam verschleierte, so warf doch seine Liebe zu Gott und den Menschen helle Strahlen durch das Dunkel hervor. Als Jemand Mitleid mit seinen Leiden äußerte, antwortete er: O! das thut die gnädige Hand unsers barmherzigen Vaters, dem wollen wir uns geduldig ergeben. Seinem Sohne bemerkte er, daß ihm die Krankheit zu steigen schiene, und daß er das Gefühl habe, als wären ihm seine rechte Hand und Arm wie eingeschlafen; Sein Sohn suchte diesen Argwohn zu widerlegen und äußerte unter Anderm: Ich bin überzeugt, daß Du nicht ängstlich zu sein nöthig hast. O, nein, antwortete er in feierlichem Tone, mag es zum Leben oder zum Sterben gehen, ich

fürchte mich nicht. Ich hoffe, es ist nicht vermessen, zu sagen: daß ich ein festes Vertrauen habe. Am 24. December, Nachts, war er sehr unruhig. Er konnte sich nicht auf den Namen des Mittels besinnen, dessen er bedurfte. Als man es gefunden hatte, sagte er mit Rührung: Dank sei dem großen, gütigen Gotte, daß er mir Geduld schickt. Als ihm Bedauern darüber ausgedrückt wurde, daß er der gewohnten Beschäftigungen entbehren müsse, lautete seine Antwort: Ich kann nicht sagen, daß mir das schmerzlich wäre. Ich glaube, es lebt in mir kein Gefühl, weder ein leibliches noch ein geistiges, welches sich gegen irgend eine Heimsuchung Gottes auflehnen möchte. Und ferner: Darum keinen Streit, kein Murren! Seine eigenen Prüfungen machten ihn für die, welche andern auferlegt waren, besonders empfänglich, und als er einmal um den Grund zu seinen tiefen Seufzern befragt wurde, erwiderte er: Wegen all der Leiden, die auf der Welt sind. Dankgebete waren dann wieder beständig auf seinen Lippen. Einmal rief er mit Inbrunst aus: O, Herr, mit meiner ganzen Seele danke ich Dir, daß Du mir statt Glück und Wohlergehen, statt der besten Dinge auf dieser Welt, diese Krankheit geschickt hast. Später betete er, daß die himmlischen Dinge, wie er sie habe schauen dürfen, vor seinen Blicken nie wieder in Dunkel gehüllt würden, sondern daß er sich stets nach ihnen sehnen möge, auf daß er mit Herz und Seele und ganzer Kraft dem Herrn ergeben sei, der ihm so viel Gnade erwiesen habe.

Als man seiner Wohlthätigkeit erwähnte, sagte er: Das ist ja Alles Gottes Güte! o daß ich nur dereinst den niedrigsten Platz im Himmel einnähme!

Nachdem er das Vaterunser gelesen hatte, sagte er, es schaudere ihm vor dem Gedanken, daß die Vergebung, um die wir selbst bäten, in irgend einem Verhältnisse zu derjenigen stehen sollte, die wir an Andern ausübten; nicht als ob er etwas zu vergeben habe, aber er fühle zu tief, daß er der Vergebung bedürftig sei, um irgend eine Einschränkung derselben ertragen zu können.

Gegen Anfang Januar 1844 wurde sein Zustand besser, und sein Körper erholte sich für eine Zeit lang aus der furchtbaren Entkräftung, in die er verfallen war.

Bald nach seiner Herstellung ward er durch zwei Briefe in hohem Grade erfreut, davon einer auf Prinz Albert's Befehl von Herrn Anson geschrieben war; beide zeigten ihm an, daß die Regierung beschlossen habe, das Geschwader an der Küste von Africa zu vergrößern, um dadurch desto entschiedener gegen den Sclavenhandel aufzutreten. Zu derselben Zeit hörte er auch, daß die Einfuhr von Sclaven-Zucker nicht zugelassen werden sollte. „Dafür," schreibt er, „müssen wir unaussprechlich dankbar sein." Und in dem Briefe, worin er Sir Robert Peel für die Ergreifung jener Maaßregeln dankt, heißt es: „Da, wie ich glaube, schon mehrere Personen ihre Ansichten über die Zucker-Zölle der Regierung gegenüber geäußert haben, und viele sich bestreben, ihre Meinung im Publikum bekannt zu machen, hoffe ich nicht unbescheiden zu erscheinen, wenn ich Sie mit meinen Ansichten darüber belästige.

Ich bin der festesten Ueberzeugung, daß wenn wir die Einfuhr von Sclaven-Zucker aus Cuba und Brasilien gestatteten, und die darauf stehenden Zölle irgendwie bedeutend verminderten, wir in hohem Grade einem Werke

zuwider handeln würden, dem sich unser Land zu seiner großen Ehre so lange und mit so schweren Opfern gewidmet hat. Es könnte nicht fehlen, daß wir hierdurch der Zuckerproduction in Cuba und Brasilien sehr großen Vorschub leisteten. Dadurch würde nothwendiger Weise dort eine ungeheure Vermehrung der Arbeiterzahl eintreten müssen, und es ist zu spät, um über die schrecklichen Grausamkeiten und Verbrechen im Zweifel zu sein, welche begangen werden müssen, um einen solchen Zuwachs an Arbeit zu erlangen.

Aber es sind nicht blos die Gesetze der Humanität, die hier mit Füßen getreten würden, sondern ein Makel würde auch an unserm Volke haften, der nicht wieder auszuwaschen wäre. Es ist unser Stolz gewesen, den Freunden der Freiheit Muth und Kraft einzuflößen; und wenn wir jetzt den Vorstellungen derer folgen, die an der Sclaverei und am Sclavenhandel ein Interesse haben, würden wir ja als die Urheber und Beschützer jener schändlichen Ungerechtigkeiten dastehen. In diesem Falle würden wir also den einen Theil der Flotte an den Küsten Africa's kreuzen lassen, um gegen den Sclavenhandel zu wirken, und ein anderer Theil unserer Schiffe würde unter Britischer Flagge für britisches Geld von Cuba und Brasilien aussegeln, um den englischen Markt mit Zucker zu versehen, der nur durch vermehrten Sclavenhandel, welchen wir auf diese Weise befördern müßten, gewonnen werden kann.

Nehmen Sie die Versicherung hin, daß ich die tiefste Dankbarkeit gegen Sie und Ihre Collegen hege, weil Sie die Einfuhr des Sclaven-Zuckers verhindert haben; und ich weiß sehr wohl zu bemessen, daß nur ein energi-

scher Entschluß von Seiten Ihrer Majestät Minister den Vorstellungen der Einen, den Drohungen Anderer und den scheinbar gerechten Klagen Derer Widerstand zu leisten vermocht hat, die die Noth unseres eigenen Volkes zum Grunde ihrer eigennützigen Forderungen genommen haben.

Sie noch mit der Darstellung aller der Verbrechen zu belästigen, aus denen jener schändliche Handel zusammengesetzt ist, habe ich nicht nöthig; noch auch brauche ich Sie daran zu erinnern, daß derselbe, wenn wir alles Unheil betrachten, welches er nach sich zieht, all die unzähligen, großen Uebel, die daraus hervorgehen, mehr, als irgend eine andere schwere Ungerechtigkeit verdient, von der Rache des Gesetzes verfolgt zu werden. Ebenso wenig kann ich diesen Brief schließen, ohne auszusprechen, wie aufrichtig ich mich der energischen Politik der Regierung gefreut habe, die durch eine so bedeutende Vermehrung der an der Africanischen Küste kreuzenden Schiffe dem ungerechten Treiben der Sclavenhändler ein Ende zu machen beschlossen hat."

Auf diesen Brief antwortete Sir Robert Peel: „Lieber Herr! Es war mir erfreulich, von Ihnen, dem unermüdlichen, uneigennützigen Fürkämpfer für die Gebote der Humanität, für das Wohl der Völker Africa's solche Versicherungen erhalten zu haben, wie sie Ihr Brief von gestern ausspricht. Bei der Stimmung und den Ansichten, welche gegenwärtig unter den Obrigkeiten von Cuba und Brasilien herrschend sind, kann bei mir kein Zweifel daran sein, daß wenn wir unsern Markt durch eine bedeutende Herabsetzung der Zölle der Einfuhr von Zucker aus Brasilien und Cuba öffneten, wir dadurch die durch Sclavenhände erzielte Production von Zucker begünstigen

würden. Denn weder menschliches noch sittliches Gefühl, weder das öffentliche Gesetz noch die Verpflichtungen, welche die Völker unter sich eingegangen sind, würden derselben Einhalt thun. Die Zustände auf Cuba sind seit der Entfernung des General Valdez aus der Regierung durchaus nicht befriedigend. Wir stehen jetzt in einer für die Sclaverei und den Sclavenhandel höchst entscheidenden Zeit; und wollte England jetzt in seinem ehrenvollen Eifer, mit welchem es diese Sache verfolgt hat, nachlassen, dieser Sache, deren einziger wirklich eifriger Unterstützer es ist, so würde dieses Beispiel in weiten Kreisen einen sehr übeln Einfluß ausüben. Wenn die Benutzung unserer Macht wirklich zur Unterdrückung des Sclavenhandels beiträgt, so kann ich mir vor Gottes Augen kein gerechtfertigteres Einschreiten der Macht denken, als wenn sie Bestrafung und Untergang eines so schändlichen Handels zum Zwecke hat. Erreicht die Macht, obgleich ihr Einschreiten gerechtfertigt ist, nicht dieses Ziel, so würde ein solches Verfahren begreiflicher Weise unpolitisch sein; aber die Erfahrung weniger Monate, während welcher die britischen Schiffe von der Africanischen Küste entfernt wären, würde, fürchte ich, zeigen, wie unwirksam alle anderen Mittel zur Unterdrückung des Sclavenhandels sein würden."

Als Buxton das Frühjahr wieder in Bath verlebte, erhielt er folgenden Brief des Bischofes von Calcutta: „Ich muß Ihnen, theuerster Freund, von Zeit zu Zeit schreiben; denn ich denke mir, daß die Ereignisse in Africa noch immer drückend auf Ihrem Gemüthe lasten, und daß Ihr Gesundheitszustand leider nichts weniger als befriedigend ist. Solches ist Gottes Wille, der über

Gesundheit und Siechthum gebietet, wie ihm gefällt, und Erfolg verleiht, oder selbst unsere gerechtesten Bestrebungen mißlingen läßt. Dadurch nimmt unser Herz zu an Gnade, an Geduld, Demuth und Reue, an Vertrauen auf Christus und an Hoffnung auf den ewigen Frieden, welches sind die hauptsächlichsten Gaben der Gnade. Und wenn auch die Niger-Expedition eine Zeit lang mißlungen zu sein scheint, wie großartig ist dafür der Erfolg, mit dem die Veränderungen auf Westindien gekrönt sind, und der Beweis, daß Westindiens hohe Kräfte nur zur Entfaltung zu gelangen brauchten, um zu zeigen, wie viel mehr sie zu leisten vermögen, als Peitsche und Kette langsam aus ihnen herauszwingen konnten. In Indien geht es zwar vorwärts, jedoch ist das Feld so groß, daß das, was erzielt wurde, kaum zu sehen ist. In den drei Diöcesen sind zusammen 250 Geistliche und Missionare, meistens Männer nach dem Herzen Gottes, die nach ihren Kräften und darüber für das geistige und zeitige Wohl unserer wachsenden Bevölkerung wirken. Wenn Gott uns einen weisen, ruhig denkenden, erleuchteten, liebevollen, festen, frommen General-Gouverneur sendet, so könnte in kürzester Zeit unermeßlich viel Gutes geschehen. Auch unseren Waffen verleiht der große Schiedsrichter Glück und erweitert unsere Macht...... Nun, Gott ist droben; Christus der Mittler; das Evangelium wird weiter und weiter verbreitet; der heilige Geist ist der Fürsprecher innerlich; die Bibel, wie sie ist ohne Noten, Commentar und Kirchenväter, fährt fort, Glauben und Leben zu regeln, und die mannigfaltigen Zweige der allgemeinen Kirche dienen dem Worte und den Sakramenten, während der Himmel der gesegnete Hafen ist, für den wir bestimmt

sind. Leben Sie wohl, meine theuersten Sir Fowell und Lady Burton und Mrs. Fry. Gott erhalte uns Alle zum ewigen Himmelreich."

An den Bischof von Calcutta. „Ihr tröstlicher, herrlicher Brief hat uns eben erreicht, und ist uns allen eine wahre Freude gewesen. Es ist wundervoll, daß Sie, der für ganz Asien sorgen muß, auch noch an das arme Africa denken. Ihr Mitgefühl nehme ich mit wahrer Dankbarkeit hin, und hoffe, daß es Ihnen und denjenigen Dingen, denen Sie sich am meisten widmen, reichlich vergolten werden wird. Ueber Africa bin ich nicht mehr so niedergeschlagen, wie Sie vielleicht glauben. Die bittere Enttäuschung über den Ausgang der Niger-Expedition, und die tiefe Trauer über den Verlust werthvoller Menschenleben, sind gewissermaßen gemildert, und ich habe mich in dem Gedanken beruhigt, daß die Expedition nur ein Versuch war zu Gunsten einer großen Lebensfrage: dieser Versuch nun ist nicht deßhalb mißlungen, weil wir uns in den Thatsachen geirrt, oder die Grundsätze falsch aufgefaßt hätten, nach denen wir handelten; sondern der Versuch ist aus einem Grunde fehlgeschlagen, auf den wir stets, wie wir auch offen bekannten, nur mit Schrecken hinblickten. Gewiß war das Mißlingen jenes großen Unternehmens eine tiefe Demüthigung, ein schwerer Schlag für uns. Aber jetzt finde ich immer mehr Grund zu glauben, daß das Kennenlernen jener Thatsachen und jener großen Wahrheit, daß die Vertilgung des Sclavenhandels durch Africa selbst erzielt werden muß — durch die Bibel und den Pflug — Früchte getragen hat und tragen wird. Der Saame ist gesäet in vielen Herzen, vor Allem aber in solchen, die unter einer schwarzen

Hülle schlagen. Sobald ein Neger gründlich bekehrt und unterrichtet ist, fängt er schon an um Africa zu klagen. In Sierra Leone, dessen Tage der Finsterniß Wilberforce und Macaulay so tiefen Kummer bereiteten, sind die Früchte schon daran zu erkennen, daß christliche, unterrichtete, und verhältnißmäßig wohlhabende Neger nach den verschiedensten Theilen des Landes zurückkehren, aus denen sie als Sclaven weggeschleppt wurden. Alle Vereine sind mehr oder weniger zu Gunsten Africa's thätig, und die Kirche hat kürzlich zwei schwarze Geistliche eingeweiht. Unser schätzenswerther Freund Trew ist als Erzdiakon nach den Bahama's gegangen; derjenige Theil seiner Aufgabe, dem er sich mit der größten Vorliebe widmen wird, dürfte, glaube ich, in der Ausbildung geistlicher Arbeiter für Africa bestehen. Sie sehen also, daß das Werk lebt, wenn auch wir vergehen.

Es ist wahr, ich bin sehr krank gewesen, und muß auch jetzt das Leben eines Invaliden führen; aber ich bin umgeben von Wohlthaten, und für Muße und Ruhe, wie ich zuversichtlich hoffe, wahrhaft dankbar. Auch in meiner Familie bin ich begünstigt, mein theuerstes und unschätzbarstes Weib erfreut sich einer bessern Gesundheit, als vor einigen Jahren, meine beiden ältern Kinder sind von lieblichen Kleinen umgeben, meine jüngere Tochter unsere Freude zu Hause, und meine beiden jüngern Söhne eben im Begriffe, in's praktische Leben einzutreten. Eine schwere Trauer lastet auf unserer Familie — die langdauernde, schmerzhafte Krankheit unserer geliebten Schwester, der Mrs. Fry. Seit mehreren Monaten kann sie weder gehen noch stehen, und leidet körperlich schwer; aber Glaube und Hoffnung sind stark bei ihr, und ihr Ver-

trauen auf den Heiland ist unbegrenzt ...... Für Alles, was Sie mir sagen, danke ich Ihnen von Herzen, mein theurer Freund, und kann Ihren Wunsch nur aus der Tiefe meiner Seele wiederholen, daß Gott uns Alle zum ewigen Himmelreich bewahren möge.

Was diese indischen Kriege angeht, so habe ich viel mehr von einem Quäker in mir, als Sie. Ich weiß, jeder einzelne derselben kann als Vertheidigungsmaaßregel aufgefaßt werden, aber deren Grund und Wurzel ist doch Angriff und Eroberung. Ich kann nicht begreifen, wie unsere Missionare jemals eine größere Macht, als unsere Kanonen werden können. Sechstausend Heiden bei Gwalior geschlachtet, liefern doch einen entsetzlichen Contrast gegen die, welche wir bekehrt haben. Jedoch dürfen wir den Muth nicht verlieren. Ich sehne mich darnach, daß die ganze christliche Welt ihre Kräfte gegen den Krieg verbindet. Mir scheint, daß man noch lange nicht genug nach Frieden strebt, der doch zu den Wurzeln alles Guten gehört.

Aus meinem Stillschweigen könnte man schließen, daß ich an die Abschaffung der Sclaverei in Ostindien gar nicht dächte; aber das ist weit davon entfernt, wahr zu sein. Dessen, was geschehen ist, freuen wir uns wahrhaft. Wir wissen ja, daß das Werk der Sclavenbefreiung, mag es im Einzelnen noch so beschränkt und klein ausgeführt werden, stets von großen Wohlthaten begleitet ist. Aber wir wünschen Alles bis in's Einzelne kennen zu lernen, und hoffen, daß Sie uns ohne Verzug schreiben, und darüber in Kenntniß setzen werden."

Mrs. Fry war damals auch in Bath, über einen Besuch bei ihr schreibt Buxton in sein Tagebuch: „Gestern

Abend ging ich zu E. Fry und fand sie in Thränen und tief niedergebeugt. Ich erinnerte sie an Gottes Versprechen, an Christi Verdienst, wodurch sie und ihres Gleichen „eines unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbes, das behalten wird im Himmel" versichert sind. Darauf ward sie bald aufgeheitert, ihr Antlitz strahlte vor Fröhlichkeit; und als ich wegging, und schon aus dem Zimmer war, ließ sie mich zurückrufen und flüsterte mir in's Ohr: Wie herrlich ist die Liebe, wie süß die Eintracht, die immer zwischen uns und unter uns gewaltet hat. Ich glaube, daß wie wir uns geliebt haben zur Zeit, uns auch Liebe verbindet in aller Ewigkeit. Wie köstlich ist der Gedanke, daß ewige Liebe uns vereinigen soll."

In Sierra Leone hatten die Africaner eine Zweiggesellschaft der Gesellschaft für die Civilisation von Africa gebildet, und derselben eine bedeutende Summe Geldes zugeschickt. An ihr Comité richtete Buxton folgenden Brief: „Ich kann nicht unterlassen, Ihnen auszusprechen, welche Freude die Nachrichten von Ihrem Fortschreiten unter denen in England hervorgerufen hat, die sich schon so lange für das Wohl der unterdrückten Bewohner des noch nicht civilisirten Africa's innig interessiren. Wir müssen es stets und überall dankbar anerkennen, wenn sich solche Bestrebungen zur Befreiung der Sclaven äußern, ganz besonders aber dann, wenn sie von Menschen ausgehen, die selbst das Opfer der schrecklichsten Grausamkeiten gewesen sind, welche die Welt je gekannt hat. Dazu kommt bei Ihnen noch das Verdienst, daß Sie Ihren Landsleuten durch Ihr Beispiel zeigen, was sie selbst zur Erhebung ihrer eigenen Völker und zu ihrer

eigenen Befreiung von jenen grauenhaften Leiden, denen sie so lange unterworfen gewesen sind, zu thun vermögen.

Sein Sie versichert, daß die Gesinnungen, von welchen diese Ihre Gabe zeugt, und daß Ihr aufrichtiger Wunsch, den Sie auf diese Weise dargethan haben, die Freiheit über die Welt verbreiten zu helfen, und unter den Millionen von Menschen Ihres Landes, die noch in Finsterniß leben, geistige Bildung, vor Allem aber die Ausbreitung des Evangeliums Christi gefördert zu sehen, nicht verfehlen wird, bei denen, welche 20 Jahre lang für Ihr wahres, ewig dauerndes Wohl gestrebt und gebetet haben, das tiefste Dankbarkeitsgefühl zu erwecken."

Capitel XXXIV.

1844, 1845.

Trotz seiner in hohem Grade geschwächten Gesundheit verlebte Buxton den folgenden Sommer zu Northrepps in ziemlich ungestörter Heiterkeit. Seine Stimmung war weniger gedrückt, und zwar weil er sich, wie er sagte, in seinem Innern der himmlischen Erbschaft mehr versichert halte. „Dies," fügte er hinzu, „ist mir gewährt durch die Königliche Liebe und Gnade meines Herrn, der für mich gestorben ist."

An schönen Sommermorgen stand er oft um vier oder fünf Uhr auf, um in seinem Zimmer stundenlang laut zu beten. Wenn man ihn darauf aufmerksam machte, daß er dadurch seiner Gesundheit schaden könnte, pflegte er zu antworten: „Ich habe nicht Zeit genug zum Beten,

dazu hätte ich noch längere Zeit nöthig." „Wie konnte ich mich kürzer fassen?" antwortete er einmal, „ich konnte nicht aufhören." Als man ihn ein andermal des Nachts, nachdem er schon zu Bett gegangen war, laut reden hörte, und ihn fragte, was er gesagt habe, antwortete er: „Ich betete laut, ich habe inbrünstig für mich gebetet, daß mein Herz Glauben und die Gnade Gottes empfangen möge, daß ich Christum klar und deutlich sähe, ihm vollkommen gehorchen könne, daß mich der Arm des Herrn bei jeder Prüfung unterstütze, und daß ich endlich eingelassen würde in sein Reich der Herrlichkeit." Als ihm seine Frau nach einer schlimmen Nacht ihre Betrübniß darüber ausdrückte, daß er so lange wach gelegen habe, sagte er: „O, sei nicht traurig, ich habe so himmlische Gedanken gehabt."

Obgleich er im Herbste sich noch von Zeit zu Zeit in freier Luft bewegen konnte, und manchmal auf seinem kleinen Pferde ausritt um zu jagen, oder um seine Pflanzungen zu besuchen, zeugte dennoch sein Aeußeres von zunehmender Schwäche und von steigender Krankheit. Trotzdem und trotz der Unfähigkeit, geistige Anstrengungen zu ertragen, raffte er noch einmal alle seine Kräfte zusammen, um einem Plane der Regierung entgegenzuarbeiten, demzufolge, wie er hörte, die in Sierra Leone wohnenden befreiten Africaner insgesammt nach Westindien auszuwandern genöthigt werden sollten. Alles was einer solchen Maaßregel ähnlich war, mußte er um so mehr fürchten, als er die feste Ueberzeugung hegte, daß diese Art und Weise, Bildung und Civilisation auszubreiten, wie man es in Sierra Leone zu thun angefangen hatte, mit Gottes Hülfe von außerordentlichem Einflusse auf die

ganze Entwickelung Africa's werden konnte. Deßhalb setzte er eine lange, dringende Auseinandersetzung an Lord Stanley auf, um ihn durch alle nur erdenklichen Gründe zu bewegen, von seinem Plane abzustehen. Den Brief zu schreiben, verursachte ihm die allergrößte Anstrengung. Da er aber glaubte, derselbe könne wohl auf die Regierung einigen Eindruck machen, und sie bewegen, die Ausführung einer Maaßregel zu unterlassen, die ihm so ungerecht erschien, war er in hohem Grade besorgt, den Brief zu vollenden. Aber oft fing er an zu dictiren, und sank dann plötzlich, mitten in einem Satze inne haltend, erschöpft zurück; jedoch erhob er sich immer wieder, und fuhr fort in dieser Weise zu arbeiten, bis das Ganze fertig war. Die Schrift ist zu lang, um hier wiedergegeben werden zu können; aber kaum ist eine Spur von der äußersten Schwäche darin zu entdecken, mit der er bei der Ausarbeitung derselben kämpfen mußte. Das war der Schluß seiner Arbeiten, die er für das Wohl der Neger so lange und mit so unermüdlichem Eifer durchgeführt hatte.

Gegen Ende October kam der ausgezeichnete und an Erfolgen so glückliche Africanische Missionar Freeman, welcher kürzlich von einer gefahrvollen Reise nach den Königreichen Dahomey und Yariba zurückgekehrt war, zum Besuche nach Northrepps. Buxton hatte Freeman's Tagebuch von dessen früheren Reisen nach Coomassie mit dem lebhaftesten Interesse gelesen; um so schmerzlicher mußte es für seine Umgebung jetzt sein, daß die Erzählung des trefflichen Missionars keineswegs den gehofften erfreulichen Eindruck auf ihn machte. Er war durchaus nicht im Stande, in die Einzelheiten einzugehen,

wie er es früher mit so großer Freude gethan haben würde. Freeman's lebendige Erzählung von seinen Erlebnissen auf der Reise, vermochte Buxton's Theilnahme kaum zu erregen, und das ganze Wesen des Kranken zeigte der Familie nur zu deutlich, daß das Ende ihres theuren Vaters nicht mehr fern sein könnte, und aus seinem ernsten, feierlichen Benehmen schien man schließen zu müssen, daß er dasselbe fühle. Er wurde jetzt zu schwach, um viel sprechen zu können; dann und wann aber brachen die tiefen Empfindungen seines Herzens hervor, und so sprach sich z. B. seine überschwängliche Liebe zum Geber aller Gaben in seinen Tischgebeten aus. Einige solcher Sprüche sind niedergeschrieben worden, und lauten wie folgt:

„Wir danken Dir, o Herr, für Alles, was wir von Dir empfangen, und bitten Dich, uns mit tiefer Dankbarkeit zu erfüllen gegen den Geber aller guten Gabe."

„O Herr, mache uns wahrhaft dankbar für alle Gnade, die Du über uns ausschüttest ohne Maaß; und gieb uns zugleich mit den leiblichen Gaben auch die viel größeren für die Seele, die da kommen durch Jesum Christum."

„Der Herr segne uns, daß wir seine Gnade, seine Liebe, seine barmherzige Güte erkennen, und erfülle uns mit dem herzlichen Verlangen, ihm zu dienen, ihm zu gefallen um Christi willen."

„Der Herr mache uns sehr dankbar, und gebe, daß wir all seiner Gnade gedenken, und erfülle uns mit Dankbarkeit."

Als ihm eines Morgens das elfte Capitel Matthäi vorgelesen worden war, während er in seinem Lehnstuhle

am Feuer sitzend aufmerksam zugehört hatte, sagte er: „Da ist eine Stelle, die Du nicht betont hast, die ich aber nicht lesen kann, ohne eine sorgfältige Prüfung meines eigenen Innern anzustellen.“ Er las darauf die Verse, welche anfangen: „Wehe Dir, Chorazin“ u. s. w. und sprach dann von all den vielen und großen Vorrechten, die ihm zu Theil geworden, und schloß, indem er in feierlichem Tone sagte: „Wie groß wird unsere Verdammniß sein, wenn diese nicht noch vermehrt werden!“

Sonntag, den 17. November, ging er zur Kirche, wo er nach seiner Gewohnheit die Gesänge angab, welche gesungen werden sollten. Beim letzten Verse eines derselben, welcher lautet:

O daß wir mit der Heil'gen Schaar
Ihm einst zu Füßen fall'n,
Daß unsre Lieder immerdar
Dem Herrn entgegenschall'n

war sein Ton so feierlich, sein nach oben gewandter Blick so ausdrucksvoll, daß der Geistliche, dem dieses aufgefallen war, später seiner Familie sagte, er glaube nicht, daß er Sir Fowell's Stimme wieder in der Kirche hören würde; und diese Prophezeihung ist wahr geworden.

Anfangs December verlobte sich sein zweiter Sohn mit Samuel Gurney's fünfter Tochter. Mit großer Mühe schrieb Burton bei dieser Gelegenheit folgenden Brief, den letzten von seiner Hand:

„Meine theure Elisabeth! Ich verliere keine Zeit, den Brief zu beantworten, den ich eben von meinem Sohne Fowell erhalten habe. Darin steht eine Frage von Dir, ob ich nämlich diese Heirath mit Deiner Tochter R. von Herzen wünsche und gut heiße. Meine Ant-

wort ist klar und bestimmt. Ich wünsche und billige diese Verbindung, und freue mich ihrer von Grund meines Herzens. Ich danke dem großen, gnädigen Gott von ganzer Seele, daß er diese für uns so erfreuliche Wahl genehmigt hat. Mögen sie lange und glücklich leben. Möge Friede und Glückseligkeit auf ihnen ruhen, und mögen sie sein die geliebten ihres guten, gnädigen Meisters.

Mit dem Ausdrucke aufrichtigster Liebe und Freundschaft zu Dir, Deinem Manne und allen Zweigen dieses alten Stammes

bleibe ich, meine theure Schwester,

Dein getreuester T. Fowell Burton.

Nachdem er am 5. December auf seinem Sessel sitzend lange und laut gebetet hatte, daß er festen Glauben an Christum den Heiland haben möge, daß sich sein Herz erfülle mit Dankbarkeit, Liebe und Demuth gegen Gott, daß ihm seine Sünden vergeben sein möchten, und daß er endlich aufgenommen würde zum ewigen Leben, sagte er: „Ich fühle, daß sich meine Sinne verdunkeln, und meine Kräfte schwinden;" fügte aber hinzu: „Mein Glaube ist stark."

Am 15. December befiel ihn ein heftiger Brustkrampf, welcher nach Verlauf von etwa zwei Wochen so schlimm wurde, daß seine Familie, die sich jetzt insgesammt um ihn her versammelt hatte, das Schlimmste besorgte.

Obgleich seine Kräfte auf das äußerste gesunken waren, hörte man ihn beständig heiße Dankgebete darbringen; und dann betete er wieder mit vollem Ernste, daß der heilige Geist über ihn käme, und daß alle Wolken von seinen Blicken genommen würden, daß er zu Christus

kommen möge unter Demüthigung, Leiden und Gebrechen, und daß er bei ihm Kraft und Trost finde.

Sonntag, den 21. Januar, sprach er mit lauter Stimme und kräftigen Gebärden folgende Worte: „O Gott, o Gott, ist es möglich, daß ich aus gutem Grunde glauben darf, daß Einer, wie ich, unter die Zahl der Gerechten aufgenommen werde? Kann sich Deine Gnade auch auf mich erstrecken? Aus tiefstem Herzen bringe ich Dir meine Danksagungen dar hierfür und für alle Deine Gnade."

Als er gegen Ende Januar fühlte, daß seine Kräfte einigermaßen zurückkehrten, sagte er: „Wie schön ist das Gefühl von Ruhe, wenn die Genesung nach der Krankheit kömmt, und alle weltlichen Geschäfte uns nicht mehr kümmern." Und als ihm Jemand die Bemerkung machte, es scheine das gleichsam ein Vorschmack zu sein von der himmlischen Ruhe, die den Kindern Gottes vorbehalten wäre, betete er für alle Mitglieder der Familie, daß sie möchten theilhaftig werden dieser heiligen Ruhe durch Christum unsern Herrn. Die in diese Gebete eingeflochtenen mannigfachen Ausdrücke von Liebe zu denen, die ihm am theuersten waren, machten einen ganz eigenen Eindruck. Fortwährend nahm er das lebhafteste Interesse an Allem, was seine ärmeren Nachbarn betraf; es war, als ob sein Herz durch die eigenen Leiden für die Leiden anderer empfänglicher als je geworden wäre; sogar verursachte ihm jeder Kummer, jede Trübsal seiner Mitmenschen solchen Schmerz, daß man deren Erwähnung vermeiden mußte. Aengstlich war er darauf bedacht, daß die Dorfbewohner mit Nahrungsmitteln und sonst unterstützt würden, und nichts konnte ihn mehr aufheitern, als

wenn er von seinem Bette aus den Zug von Weibern und Kindern sah, die aus seiner Küche mit dampfenden Töpfen und vollen Schüsseln versehen heimkehrten.

Für jeden, der ihn besuchte, war der herzlichste Willkomm bereit, und seine liebevollen Worte endeten stets in ernsten Gebeten, daß alle seine Freunde dem Herrn geweiht sein möchten für's Leben und immerdar.

Vermuthlich lag der Grund zu Zweifeln, die ihn mitunter befielen, in seiner körperlichen Schwäche; aber diese schmerzlichen Gefühle dauerten nur kurze Zeit, und ihnen folgte stets der Ausdruck seines festen, frohen Glaubens; dann konnte er so recht aus vollem Herzen ausrufen: „Jetzt sind alle Wolken fort. O, welche unaussprechliche Gnade!"

Am 6. Februar hatte er wieder an heftigen Athembeschwerden zu leiden, die er jedoch in vollkommener Geduld und Demuth ertrug. In diesen Tagen erfreuten ihn folgende Zeilen der Mrs. Fry, welche selbst sehr leidend war: „Ich muß versuchen," schreibt sie, „meine Liebe und Theilnahme auszudrücken, die ich für Dich fühle. In wie manchen Stücken sind wir im Herzen eins gewesen, wie Vieles haben wir in unserm Wirken miteinander getheilt! Wenn auch unser Beruf verschieden war, und das Feld Deiner Thätigkeit ausgedehnter als das meinige, haben wir doch gegenseitig Theil gehabt an der herrlichen Einigkeit im Geiste des Herrn. Mögen wir uns hienieden an einander freuen in dem Herrn, gleichviel ob zum Wirken oder Leiden bestimmt! und wenn das Ende kömmt, mögen wir dann durch unseres Heilandes Liebe und Verdienst unsern König sehen in seiner Herrlichkeit, und uns seiner Gegenwart freuen immerdar!

Meine Liebe zu Euch, Euren Kindern und Kindeskindern ist groß und tief gefühlt; ich wünsche und bete, daß Gnade, Barmherzigkeit und Friede auf Euch ruhen möge in Zeit und Ewigkeit!"

Auf Buxton's Wunsch kam der Geistliche am 9. Februar, um ihm und der ganzen Familie das Abendmahl zu reichen. In der Nacht darauf sprach er, scheinbar im Schlafe, von der Bekehrung der Heiden, und sagte, ihn verlange für sie zu wirken. „Ich bin bereit, jede Arbeit zu übernehmen," lauteten seine Worte. Nachdem er eine Zeit lang erschöpft dagelegen hatte, sagte er: „Christus ist sehr barmherzig, sehr barmherzig mit mir. Ich setze mein Vertrauen auf ihn."

J. J. Gurney, von dem er eine Woche vor seinem Tode besucht wurde, sagt: „Seine Krankheit war, wenn nicht vollkommen, so doch fast ganz schmerzlos." Nichts konnte stiller und lieblicher sein, als sein Krankenzimmer, zu welchem jeder, der ihm nahe stand, leicht Zutritt erhielt. Man braucht nicht zu fürchten, ihn zu stören, denn er schlief entweder, oder war, wenn er wachte, in einer stillen, heitern, fröhlichen Stimmung, und dann konnte er uns zuweilen charakteristische Geschichten von sich erzählen in seiner bekannten, witzigen Manier; dabei äußerte sich stets sein unveränderliches Wohlwollen, und sein liebevolles Wesen gegen Alle um ihn her, während jede verdrießliche Laune oder Reizbarkeit fehlte. Nie hatte wohl ein Christ seinen Glauben sichtlicher auf den Heiland gebaut und auf ihm Wurzel schlagen lassen, als er, nie war eines Christen Hoffnung deutlicher seiner Seele sicherer, fester Anker, als bei ihm. Als ich ihm sagte, ich hätte gesehen, daß er einen festen Halt an

Christus habe, antwortete er klar und bestimmt: „Ja! den habe ich — bis in's ewige Leben hinein.“ Nachdem er lange theilnahmlos dagelegen hatte, belebte er sich auf einmal wieder in erstaunlicher Weise, und am 14. Februar, gerade ehe wir ihn verließen, war seine Stimmung heiter und froh wie „ein Morgen ohne Wolken.“ *) So weit mein Gedächtniß reicht, werde ich nie seinen liebevollen Blick voller Wärme und Innigkeit, voller Liebe, Freude und Frieden vergessen, als er beim Abschiede meine Hand ergriff, sie lange fest hielt und sagte: „Augen haben die Dinge nicht gesehen, noch Ohren gehört, noch je ein menschliches Herz empfunden, die Gott für Dich bereitet hat; ja für Dich, mein theuerster Bruder.“ Die fünf Tage, welche zwischen unserm Abschiede und seinem Hinscheiden lagen, scheinen still verlaufen zu sein; langdauernder, tiefer Schlaf und kurze wache Augenblicke, in denen sich sein Frohsinn und sein heiteres Wesen in ungewöhnlicher Weise aussprach, wechselten miteinander ab. Fowell und seine Braut kamen während dieser Tage und erfuhren eine freudige, liebevolle Aufnahme von ihrem verehrten Vater. Ebenso kehrte C. von der Universität zurück, und wurde mit dem wärmsten väterlichen Willkomm begrüßt.

Am 19. Februar waren seine Kräfte bis auf das Aeußerste erschöpft, aber Ruhe herrschte über Körper und Geist. Gegen Nachmittag steigerten sich die Krankheitssymptome, und je weiter am Abend, desto deutlicher war es zu sehen, daß er am Eingange des Thales der Todtenschatten stünde. Er versank in ruhigen Schlummer, seine Familie hatte sich um sein Bett geschaart, aber

---

*) 2. Samuelis Cap. 23, 4.

um nicht mehr von ihrem geehrten Oberhaupte erkannt zu werden, sondern nur um seinen Geist friedlich scheiden zu sehen. So lag er da in vollkommener Ruhe, und war um ¼ vor 10 seinem Herrn entschlafen. „Ruhiger, feierlicher und sanfter kann wohl der Tod nie kommen," sagt J. J. Gurney, „als in diesem Falle. Die Kammer, in die die Ueberreste unseres dahingeschiedenen Bruders lagen, um so bald zu verwesen, bot eins der schönsten Bilder dar, die je mein Auge sah. Einen solchen Ausdruck von geistiger Kraft und Lauterkeit, von Liebe zu Gott und den Menschen, glaube ich nie vorher auf einem menschlichen Angesichte gesehen zu haben. Er wurde am halbverfallenen Altare der kleinen Kirche zu Overstrand begraben. Die Wände sind mit Epheu bedeckt; die Kirche selbst mit der offenen Aussicht auf das Meer hinaus, und die ganze Landschaft ringsumher — das Alles ist im höchsten Grade malerisch.

Das Begräbniß ging an einem milden sonnigen Wintermorgen in größter Einfachheit von Statten, ein großer Zug von Verwandten, Freunden und Nachbarn folgte. Schon lange vor der bestimmten Stunde sah man die Dorfbewohner durch die Felder und zwischen Hecken von allen Seiten her herannahen. Alle waren tief bewegt; sie hatten ihren Beschützer und Freund verloren, und kamen jetzt, um ihm den letzten Liebesdienst zu thun, die letzte Ehre zu bezeugen. Die Versammlung war viel zu groß, als daß Alle hätten in der Kirche Platz finden können, aber auf dem Kirchhofe draußen herrschte feierliche Stille, während der Sarg in's Grab gesenkt wurde. Die ganze Scene war rührend und bedeutungsvoll, die Worte David's schienen sich darin

auszusprechen: „Wisset Ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer in Israel gefallen ist?“ Freilich wohl gefallen, doch nur um wieder aufzustehen, und auf's Neue den Beweis voller Trost zu liefern, daß für den, der in Demuth glaubt an Jesum, der Tod seinen Stachel, die Hölle ihren Sieg verloren hat.“

Einige Wochen nach Sir Fowell Buxton's Tode vereinigten sich mehrere seiner größten Verehrer, um für die Errichtung eines Monumentes freiwillige Beiträge zu sammeln. An der Ausführung dieses Planes betheiligten sich nicht nur die höchst gestellten Männer Englands, Männer der verschiedensten religiösen und politischen Richtungen, sondern es sandten auch — und das war gewiß noch erfreulicher — die Neger von Westindien, Sierra Leone, dem Kap und vom Kaffernlande ihre Beiträge freudig ein. Das auf diese Weise errichtete Denkmal ist eine Statue Buxton's in Lebensgröße, und steht neben dem Standbilde Wilberforce's in der Westminster-Abtei. Außerdem haben die befreiten Africaner zu Sierra Leone auf ihre Kosten eine Büste Buxton's anfertigen lassen, und in der St. Georgs Kirche zu Sierra Leone aufgestellt.

Den Schluß dieses Buches lassen wir folgende Bemerkungen bilden, welche der Geistliche Cunningham, einer der geschätztesten Freunde Buxton's, über ihn niedergeschrieben hat.

„Mein lieber Charles!

Zu meiner Freude höre ich, daß Sie die Lebensbeschreibung Ihres lieben und verehrten Vaters herausgeben wollen. Sie erfüllen damit den Wunsch seiner zahlreichen Freunde sowohl, die die Einzelheiten seines Lebens gewiß mit dem größten Interesse verfolgen werden, als auch den des großen Publikums, welches gewissermaßen ein Recht hat, diesen Beitrag zur Geschichte der Sclavenbefreiung und jener anderen heilsamen Bewegungen zu fordern, bei denen er eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Als ich von diesem Ihrem Vorhaben hörte, glaubte ich, Sie würden mir verzeihen, wenn ich als einer seiner ältesten Freunde, der ihn sicherlich nicht am wenigsten geliebt und geachtet hat, Ihnen den Eindruck, den ich von ihm zurückbehalten habe, unbefangen niederschriebe. Ich würde mich dessen jedoch nicht unterfangen haben, hätte ich nicht gehört, daß Sie alle Bemerkungen gern hinnehmen würden, die auf der Beobachtung seines Charakters aus einer früheren Zeit her beruhen, als der, in welcher Sie das Vorrecht hatten, zu seinem Glücke beizutragen.

Ueber seine geistigen, religiösen, sittlichen und socialen Eigenschaften werde ich mit Freuden einige Worte sagen:

Zuerst also nehme ich keinen Anstand auszusprechen, daß ich ihn stets als einen Mann von dem allerschärfsten Urtheil, von dem kräftigsten, gesundesten Verstande betrachtet habe, den ich je gekannt; wir dürfen ihn vielleicht mit Recht als ein wahrhaft ausgezeichnetes Beispiel von ächt englischen Geistesgaben ansehen. Unter anderen Eigenthümlichkeiten, welche davon zeugten, war besonders

seine ungemein entwickelte Fähigkeit, von einer Frage alles Ueberflüssige abzustreifen und sofort die Hauptpunkte derselben anzugreifen — er schloß gleichsam jedes Seitenlicht ab und ließ den Gegenstand gewissermaßen nur von einem starken, in gerader Richtung auffallenden Lichtstrahle beleuchten. Eine Folge davon war, daß er über wichtige Dinge so kurze Reden, wie gewiß nur wenige Männer, hielt. Für eine beweisende Thatsache, die er anführen wollte, verwarf er hundert andre Gründe, von denen er, und zwar mit Recht, glaubte, daß sie ihm in seiner Beweisführung nur lästig werden könnten. Niemand verstand die Regel besser: Ne quid nimis, und hierin, glaube ich, lag eine der Hauptursachen, weßhalb er sich bei der Zuhörerschaft, vor welcher er gewöhnlich zu reden hatte, meistens eines so großen Erfolges erfreute — einer Zuhörerschaft, die gewiß viel weniger als alle andern, das Ueberflüssige erträgt, die aber deßhalb gerade ihm, der als Redner die Eigenthümlichkeit besaß, sich jedesmal früher niederzusetzen, als alle erwartet hatten, volle Anerkennung zollte.

Ferner habe ich selten einen Mann gekannt, der eine einmal begonnene Arbeit mit solchem Fleiße, so großer Geduld und einer so unabänderlich festen Entschlossenheit durchgeführt hätte. Ich konnte nie in sein Studirzimmer treten, ohne auf einen ungeheuren Berg von Zeugnissen, amtlichen Acten und Beweisstücken aller Art und Größe zu stoßen, die er über den Gegenstand, den er gerade bearbeitete, aus allen Theilen der Welt aufgehäuft hatte. Andere würden wohl geneigt gewesen sein, bei günstigem Wetter auf den Rudern liegend ihr Schiff treiben zu lassen, er aber arbeitete um so mehr, je günstiger der

Wind war. Ich erinnere mich, ihm zugehört zu haben, wie er einem der Minister die Vortheile der Emancipationsbill auseinander setzte. „Ja," lautete die Antwort, „und unter andern auch der, daß wir Sie mit Ihren lästigen Anträgen alle drei Monate los werden."

Weiter halte ich dafür, daß er ein Mann von großem natürlichen Rednertalent gewesen ist. Ich will damit nicht sagen, daß er die Höhe einiger unserer ersten Größen des Tages erreicht habe. Er hatte nicht den Witz und die beherrschende Großartigkeit, wie sie Canning mitunter entfaltete, oder Wilberforce's Grazie und Phantasie, oder die Schärfe und den unwiderstehlichen Wortreichthum eines Lord Brougham: aber von alle dem besaß er etwas, und wußte, wie wenige seiner Zeitgenossen, einfache Wahrheiten in eine kräftige Sprache zu kleiden; nie ließ er Jemand auch nur für einen Augenblick über seine Meinung im Zweifel; diese aber grub er den Zuhörern tief in ihr Herz und Gewissen ein. Ich erinnere mich, daß ein Professor der Rethorik in Oxford sein Werk über die Gefängnißordnung als ein Muster reinen englischen Stils darstellte. Und wie er schrieb, so sprach er auch vollkommen richtig. Was die Macht seiner Worte oft noch erhöhte, war mitunter seine Heiterkeit, häufiger aber der Ton männlicher Entrüstung, welcher die klarste Ueberzeugung eingab, daß er es durchaus redlich und ernsthaft meine, und daß er wolle, daß keiner der Zuhörer sich später mit Unwissenheit über den Gegenstand entschuldigen könne, wenn er ein schlechtes Votum abgegeben hätte.

Ich muß mich jetzt zu der viel wichtigeren Seite seines Charakters wenden — zu seinem religiösen Leben. Was ich nun hier zunächst aussprechen möchte, ist, daß

es sicherlich sehr schwer sein dürfte, einen Mann zu finden, dessen Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, wenn ich so sagen soll, so vollkommen sein Inneres durchdrungen hätte. Das Buch ist der Leitstern seines ganzen Lebens gewesen. Einige seiner Freunde aus der Geistlichkeit haben sich vielleicht versucht gefühlt, ihn in dieser seiner Ehrfurcht für etwas zu ausschließlich zu halten, wenn er sich nicht scheute, deren lange Auslegungen mit den Worten „Bibel und Wasser“ zu bezeichnen, und „lange Texte und kurze Predigten“ allen Ernstes empfahl. Aber er liebte die Bibel selbst so innig, daß er wahrhaft eifersüchtig auf Jedes wurde, was zwischen eine sterbende Seele und zwischen dasjenige geschoben ward, was er für deren Lebensblut erklärte. In unsern Tagen zeigt es sich mehr und mehr, daß in diesem Punkte selbst eine etwas scrupulöse Eifersucht keineswegs durchaus überflüssig ist.

Dann hat Ihr lieber Vater die Macht und den Werth des Gebetes in so hohem Grade wie nur irgend ein mir bekannter Mann zu schätzen gewußt. Erlauben Sie, daß ich die Hoffnung auszusprechen wage, daß Sie nicht aus einem Grunde, den ich für ein falsches Zartgefühl halten möchte, von diesem Buche jene Zeichen seines Gott ergebenen Gemüthes, die Sie unter seinen Papieren finden dürften, ausschließen werden. Denn dies war gewiß der Fels seiner Stärke im öffentlichen und Privatleben. Ich kann mich wohl entsinnen, mit welcher Entrüstung er sich über die Art und Weise ausdrückte, wie die göttlichen Verheißungen von der Kraft des Gebetes in einigen theologischen Werken verkleinert worden sind. Sein Zeugniß von der Wichtigkeit des Gebetes scheint mir den höchsten Werth zu haben, und besonders

können Männer des öffentlichen Lebens daraus lernen, wie einer ihrer strebsamsten und glücklichsten Mitarbeiter ein Mann war, der zu beten verstand, ein Mann, der nichts that oder sprach, ohne sich auf eine höhere Macht als sich selbst zu stützen.

Ein anderer Zug seines religiösen Lebens war sein schlichter kindlicher Glaube. Gewiß konnte Niemand gemäß seiner Fähigkeiten mehr geeignet sein dazu, gegen die Autorität oder gegen den Sinn einer schwerverständlichen Schriftstelle Zweifel aufzuwerfen; aber Niemand konnte auch geringere Neigung dazu zeigen. Ueber gewisse Punkte der christlichen Lehre hat er in frühern Jahren, wie ich glaube, schwere Kämpfe mit sich zu bestehen gehabt. Aber er ging aus dem Feuerofen unversehrt hervor; „ja man konnte keinen Brand an ihm riechen.“ Seitdem ich mit ihm bekannt war, ist er, meiner Ueberzeugung nach, ein wahrhaft rechtgläubiger Christ gewesen. Er verehrte die Dreieinigkeit in der Einheit, setzte alle seine Hoffnung auf Christum als den göttlichen Erlöser, auf den heiligen Geist als den Lehrer, Tröster, Heiligmacher der Seele, und auf diesem festen Boden baute er fort der Ewigkeit zu. Dort wird er gewiß durch endlose Zeiten hin bewahrheitet finden, welch' unermeßliche Wohlthat in einem solchen Glauben liegt, einem Glauben, der, wie bei ihm, mit seinem ganzen Wesen und Leben im Einklange stand.

Ehe ich von dem Thema der Religion abgehe, muß ich den ihm oft gemachten Vorwurf berühren, als sei er der englischen Kirche nicht durchaus treu gewesen. Allerdings muß das wenigstens zugegeben werden, daß er derselben weniger ausschließlich huldigte, als es ihre wärmeren Freunde wohl gewünscht hätten. Zugleich aber

verehrte er auf das Höchste die Art ihres Gottesdienstes, welche er auch für den Kreis seiner Familie und für sich allein in vieler Hinsicht angenommen hatte; er betrachtete sie als ein überaus werthvolles Mittel, um Irrthümern zu begegnen und um das Wahre zu unterstützen. Aber es läßt sich keineswegs läugnen, daß er den religiösen Formen und Gebräuchen geringeren Werth beilegte, als es, meiner Meinung nach, sowohl eine richtige Würdigung der menschlichen Schwäche als auch ein richtiges Verständniß der heiligen Schrift verlangt. Dieser Mangel, in seiner Art und Weise die Religion zu betrachten, wird vielleicht einigermaßen durch die Geschichte seiner frühern Jahre erklärt. Er war zwar als Kind in der englischen Kirche getauft worden, aber diejenige, welche seine erste Erziehung leitete, gehörte doch nicht zu dieser Gemeinschaft. Als er später durch seine Heirath und unter einem noch edleren, heiligeren Einflusse dahin gelangte, sich des Werthes und der Macht der Religion einigermaßen bewußt zu werden, brachte es seine Lage mit sich, daß er nicht nur mit Männern der englischen Kirche, sondern auch mit Quäkern von den allergrößten geistigen Vorzügen zu verkehren hatte. War es da zu verwundern, wenn er, ohne gerade einen bedeutenden Vorrath von Kenntnissen aus dem kirchlichen Gebiete, sich verleiten ließ, das Aeußere der Religion etwas unter das richtige Niveau sinken zu lassen und über seinem innigen Interesse für den Kern dessen Schaale zu übersehen?

Aber ich muß jetzt noch von einigen seiner hervorragendsten sittlichen Eigenschaften sprechen. Und da will ich denn zuerst sagen, daß, wenn ich je einen redlichen Mann gekannt habe, so ist es Ihr Vater gewesen. Er

ist mir immer erschienen, wie die Herzensreinheit und die Ehrenhaftigkeit selbst. Diese Seite seines Charakters wird auch gewiß jeder, der mit ihm im öffentlichen oder Privatleben bekannt war, anzuerkennen bereit sein.

Ferner war er ein Mann von unerschütterlichem Muthe, und ebenso wie er gleich dem Ritter Bayard „sans reproche“ gewesen ist, war er auch „sans peur.“ Er wollte lieber mit einem tollen Hunde ringen, als leiden, daß derselbe in die gedrängten Straßen hineinliefe — ein Zug, der sein späteres parlamentarisches Leben gleichsam schon im voraus bezeichnet hat. Denn auch in diesem ereigneten sich Fälle, wo nur ein stählernes Herz all den Feindseligkeiten begegnen konnte, die ihm widerfuhren. Bei solchen Gelegenheiten hat er mich oft an den Vers erinnert:

> Bis Ihr den Felsen nicht von seinem Stand verjagt,
> Flieh' ich vor Einem nicht, nicht vor der ganzen Macht.

Aber ich würde ihm Unrecht thun, wenn ich in dieser Weise von seinem Muthe spräche, ohne zugleich anzuführen, daß er von der zärtlichsten Liebe durchdrungen war. Die Verbindung dieser beiden Eigenschaften, wenn sie bis zu einem gewissen Grade entwickelt sind, halte ich für etwas höchst Seltenes. Es scheint mir darin die Lösung von Simson's Räthsel zu liegen, wo es heißt: Süßigkeit ging von dem Starken. Der Sturm des Lebens, der Strudel der Geschäfte scheint oft keine Zeit für Mitleid zu lassen; aber ich habe ihn nie zu beschäftigt gefunden, um wohlzuthun; und es leben manche, die Grund genug haben, sich seines weiten Herzens und seiner freigebigen Hand zu erinnern.

Sein zartes, liebevolles Mitgefühl möchte ich als einen Hauptzug, als die hervorragendste Seite seines Gemüthes bezeichnen. Das allergrößte Wohlwollen war seinem Wesen eigen. Er ging durch die Welt, wie Einer, der die Reihen von Kranken eines Hospitales durchwandert und sich nach allen Seiten hin niederbeugt, um Hülfe zu spenden, wo sie nöthig ist. Aber das war es nicht allein: er hatte, wie ein von ihm und mir geliebter Freund sagte, eine eigenthümliche Gabe, sich fernes, nie gesehenes Leid im Geiste zu vergegenwärtigen; dasselbe konnte er sich förmlich zu eigen machen, und das daraus hervorgehende tiefe Mitgefühl war die Quelle, aus der seine wohldurchdachten, beharrlich ausgeführten Pläne entsprangen. Gewöhnlich wird das Mitleid durch sichtbare, greifbare Leiden erweckt, um später in Luft zu verfliegen, aber das seinige galt Menschen, die er nie gesehen hatte; — ihrem Wohle widmete er die besten Jahre seines Lebens.

Von diesen höhern Eigenschaften muß ich jetzt zu einer andern Art derselben übergehen, die ich die geselligen nennen möchte. Zu der Zeit, wo Sie anfingen, seinen Charakter würdigen zu können, hatte er schon körperlich und geistig schwere Schläge erlitten. Besonders hat das Mißlingen der Africanischen Expedition so heftig auf ihn gewirkt, daß er nachher, wenn ich so sagen darf, nur noch der Schatten seiner selbst war. Ich meine damit nicht, daß er, wie man von einem andern bedeutenden Manne, dem ein großes Unglück widerfahren war, erzählte, seitdem nie wieder lächeln konnte. Denn sein häusliches Glück, das wachsende Bewußtsein von der Gegenwart Gottes und des Heilandes, die freudige Hoff=

nung auf die Ewigkeit machten ja bei ihm das Entstehen eines wirklich kummervollen Zustandes unmöglich. Aber wenn auch manchmal sein früheres Wesen wieder aus den Wolken hervorbrechen konnte, so war es doch, glaube ich, seitdem stets und Allen klar, daß sich ein schweres Gewitter auf ihn entladen habe. Jene natürliche Heiterkeit, die ihn in früheren Jahren so anziehend machten, kam nur selten mehr zum Vorschein. Damals aber, erinnere ich mich, daß er die launigste, geistreichste, anziehendste Unterhaltung führen konnte, die ich nur je gehört habe. Ganz besonders wird seine liebenswürdige Art, die er bei dem Mahle entwickelte, welches er nach der Abschaffung der Sclaverei Lord Stanley und den übrigen Mitgliedern des Cabinets zu Ehren gab, Allen, die daran Theil nahmen, lange im Gedächtniß bleiben. Wiederholt redete er bei dieser Gelegenheit die Gesellschaft in kurzen Worten an, und zwar mit einer so munteren Fröhlichkeit, die er hie und da mit harmlosem Spotte würzte, entwickelte einen so feinen, geistvollen, ungezwungenen Witz, sprach mit solcher Wärme des Dankes gegen die Freunde der Emancipation, gegen deren Gegner er auf der andern Seite wieder so großmüthig war, und es leuchtete endlich aus seinen Worten eine so innige Dankbarkeit gegen Gott hervor, daß jener Tag gewiß einen unauslöschlichen Eindruck bei allen Anwesenden zurückgelassen hat. Niemand, glaube ich, konnte ihn ansehen, oder ihm zuhören, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß es selbst für diese Welt ein gut Ding ist, kühn und standhaft eine rechtschaffene Sache zu verfechten, und nicht sich selbst, sondern Gott und der Menschheit zu leben.

Aber ich muß zu Ende kommen. Ich habe in ihm einen liebenswürdigen, treuen Freund, Sie einen unschätzbaren Vater verloren. Gebe Gott, daß sein Bild uns stets vorschwebe, daß sich unsere Seele dadurch angefeuert fühle, aus ihrer Trägheit herauszutreten und jene hohen, männlichen und christlichen Eigenschaften anzustreben, von denen er ein so erhebendes Beispiel gewesen ist.

Druckerei des Rauhen Hauses.

In der Agentur des Rauhen Hauses sind ferner erschienen:

Ahlfeld, Dr. theol. Pastor, Monica. Ein Lebensbild. 3 Sgr. od. 4 ß

Augustin. Eine Erzählung für Mütter und Kinder. Frei nach dem Franz. der Mme. M. 22½ Sgr. od. 1 ℳ 14 ß

Elisabeth Merz. Drei Tage aus dem Leben einer Näherin. In lith. Umschlag. 2. Aufl. 3 Sgr. od. 4 ß

Fürstenspiegel, evangelischer, oder Lebensbeschreibung frommer und um das Evangelium verdienter Fürsten. Von F. A. Burdach.

I. Die Sächsischen Churfürsten der Reformation:

1) Friedrich der Weise, der Beschützer des evangelischen Glaubens. 3 Sgr. od. 4 ß

2) Johann der Beständige, der heldenmüthige Bekenner des evangelischen Glaubens. 3 Sgr. od. 4 ß

3) Johann Friedrich der Großmüthige, der Bekenner und Märtyrer für den evangelischen Glauben. 3 Sgr. od. 4 ß

Hanna More, auch ein Schriftstellerleben. Dargestellt nach Roberts und andern Quellen. Mit einem Anhange, enthaltend: Auszüge aus Hanna More's Schriften. 27 Sgr. od. 2 ℳ 4 ß

Kavanagh, Julia, Madeleine. Eine Dorfgeschichte, wahren Ereignissen nacherzählt. Frei nach dem Englischen. 22½ Sgr. od. 1 ℳ 14 ß

Krüger, A., ein alter treuer Freund und Weltverbesserer aus dem deutschen Volk. 3 Sgr. od. 4 ß

Buxton, Charles

Das Leben des Sir Thomas Fowell Buxton nach dem Englischen des Charles Buxton, deutsch bearbeitet von Bernhard Brandis

Hamburg 1855